

DIE
DEUTSCHEN FRAUEN
IN DEM MITTELALTER.

VON
KARL WEINHOLD.

DRITTE AUFLAGE.

ZWEITER BAND.

WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1897.



Inhalt des zweiten Bandes.

Siebenter Abschnitt. Die Ehefrau und die Witwe..	Seite 1
Achter Abschnitt. Das Hauswesen	43
Neunter Abschnitt. Das gesellige Leben	112
Der Tageslauf. Festlichkeiten. Gastfreundschaft. Die Sittlichkeit der Gesellschaft.	
Zehnter Abschnitt. Die Tracht	207
Die Entwicklung der Kleidung. Gewandstoffe. Die einzelnen Theile des Gewandes und des Schmuckes.	
Elfter Abschnitt. Rückblicke	316
Charakteristik des deutschen Weibes.	
Register über Band I. und II.	331

Berichtigungen zu Band II.

S. 29, Z. 2 v. u. peirra lies þeirra.

S. 32, Z. 5 v. u. hogst lies hogsl.

S. 185, Z. 8 v. u. Fiösvinnsm. lies Fiölsvinnsm.

S. 197, Z. 6 v. o. gleihen lies gleichen.

Siebenter Abschnitt.

Die Ehefrau und die Witwe.

Die Rede geht unter den Menschen, dass in der Ehe die Liebe und die Poesie des Lebens wie ein Hauch verschwinde, und des Dichters Spruch, dass mit dem Gürtel und dem Schleier der schöne Traum der Jugend sich löse, findet in vielen Herzen Widerhall. Wie manche Frauen sehen mit Wehmuth eine Braut zum Altare schreiten, und wie viele Männer beklagen den Bräutigam, dass er für den grünen Kranz der Freiheit eine eiserne Kette tausche! Wie vermitteln sich die Stimmungen vor und nach der Hochzeit? Reizend steht die Braut im Perlenschmucke des Zagens und Hoffens, des Sehnsens und Bangens am Altare; die jungfräuliche Jugend legt sie mit dem verbindenden Ja in das Opferbecken, und demüthig harret sie dessen, was der Herr ihr bescheiden werde. Rasch verrauschen die ersten Wochen in heiterem Glück den jungen Ehegenossen¹⁾.

¹⁾ Vor dem 16. Jahrhundert kenne ich keine Benennung dieser ersten Wochen: im 16. Jahrhundert ist Flitterwoche verbreitet, eigentlich die Lachwoche (Grimm, D. Wb. 3, 1807); bei Johann Murner (von Eelichs Stadts nutz a. iij) findet sich der Kussmonat. In J. Stimmers Comedia (1580) heisst es: es ist noch in der treutelwochen, wo muss daz kindlein 's tütel suchen; die Trütlerwochen (Kusswoche) kommt noch schweizerisch vor (Stalder, Tobler). Kuderwoche (Kicherwoche also = Flitterwoche) ist bayrisch (Schmeller, Bayr. Wb. I², 1226); Zärtelwoche oberdeutsch. Übertragen vom fetteren, besseren oder süßeren Essen festlicher Zeit ist die moderne Benennung der Butterwoche, dann der Honigwoche oder des Honigmonats (erst bei Lessing und Möser, wohl nach dem franz. la lune de miel, ital. luna de miele), die nd. Stutenweke = nl. wittebroodsweke. Von jungen Eheleuten sagt man in Ostfriesland (Doornkaat-Koolman, Wb. 3, 358): se lefen noch in de Stutenweke, man de brodweke schal wol bold nakamen.

Aber die Leidenschaft erkaltet und die Liebe flieht. Auf den Trümmern seines Lebens sitzt oft nach Jahresfrist daselbe Weib, das seine Zukunft auf starke Säulen der Hoffnung gegründet hatte; verdüstert, vereinsamt, oft verwildert steht der Mann beiseite, und trüben Auges suchen beide in dem Schutte nach der zerstörenden Gewalt und hoffen vergebens, dass die Kränze der Brautzeit wieder grün werden. So ist es immer gewesen und so wird es immer sein. Eine glückliche Ehe verlangt Tugenden und einen Einklang der Seelen, der nur selten ertönt, und erfordert überdies äussere Verhältnisse, welche im Schosse der selten lächelnden Götter liegen.

Welch ein Himmel ist doch die Ehe für jene glücklichen, welche die Liebe zu bewahren wissen! Ich lasse den trefflichen Reinmar von Zweter davon reden (Spruch Nr. 50. MSH. II, 186):

Ein Leib, zwei Seelen, ein Mund, ein Mut,
Die Treue fleckenlos und in der Keuschheit Hut,
Hier zwei, da zwei, und doch vereint durch stete Treue ganz!
Wo Lieb' mit Lieben so kann sein,
Da strahlt das Silber nicht, noch Gold und Edelstein
Mehr als der beiden Lust, die zu uns spricht im Augenglanz.
Und wenn die Minne so die zwei verbindet,
Dass man sie unter einer Decke findet
Wo Arm mit Arm sich fest umschliesst,
Das mag wohl sein der Freuden Krone.
Heil ihm, dem solches fällt zum Lohne!
Ich weiss, dass Gottes Gunst der Selige geniesst.

Unsere Alten deuteten die Bürgschaft für eine glückliche Ehe dadurch schön an, dass sie den Mann des Weibes Trost und Herren nannten (Biterolf 9392). Sie gaben damit zu erkennen, dass er ihr ein Schutz und eine Hilfe sein solle, ein Schild gegen alles abwendbare Leid, ein Höherer, in dessen Hand sie getrost ihr Leben legen und zu dem sie mit vertrauender Liebe und festgegründeter Achtung aufblicken könne. Er ist ihr Freund (wine), ihr Erhalter (ætgeofa), der Wirt des Hauses, das sie als Wirtin verwaltet¹⁾.

¹⁾ Der Ehemann: got. *aba*; ahd. *charl*, altn. *karl*, ags. *ceorl*; altn. *verr*; ahd. *hiwo*, *wirt*, *man*, *ëman*, *gomman*, *wini*. Die Gattin:

Der Mann darf nicht der selbstsüchtige Tyrann sein, welcher keinen Willen neben sich duldet. „Höre, lieber Mann“, spricht ein trefflicher Prediger des 13. Jahrhunderts¹⁾, „Eva ward nicht gemacht aus einem Fusse. Das bedeutet, dass du deiner Ehefrau nicht schmähdlich begegnen, noch sie unter deine Füße treten oder werfen sollst. Das thut nun mancher freilich nicht²⁾, allein er behandelt seine Wirtin in allem gering und spricht sie niemals freundlich an. Eva ward auch nicht aus dem Haupte gemacht; das bedeutet, dass die Frau nicht über ihrem Manne sein soll. Woraus ward sie denn gemacht? Sieh, sie ward aus seiner Seite gemacht; daran sollen wir merken, dass der Mann seine Wirtin recht habe als sich selbst und als seinen Leib. Sie sollen recht sein ein Leib und zwei Seelen“. Auf das rechte Verhältniss zwischen Mann und Ehefrau machen die Spruchdichter des 13. und 14. Jahrhunderts vielfach aufmerksam. „Der Mann sei der Meister ihres Leibes und Gutes, die Frau aber leite sein Herz und seine Gesinnung. Sie höre auf seinen Rath und handle als weibliches Weib nach seinem Willen, er aber halte sie in Ehren. Wie stünde es, dass ein Weib würde aus dem Manne und aus dem Weibe ein Mann? Man spräche dann: „Herr Weichling, Ihr seid ein Mann mit Weibes Herzen“³⁾. Die Frau selbst, meint Reinmar von Zweter, muss den unmännlichen Mann verachten und ihm zurufen: „Pfui! wie thut Ihr so, Herr Adam mit dem Barte? Ihr folgt Eurer Even allzustark; rafft Euch auf, seid Mann und lasst mich Weib sein“. Hat sie einen trefflichen Gatten, sie kann nicht

got. *quëns*, hd. *quân*, *chëna*, *kone*, *konewip*, *hüwa*, *bettegenôz*. Die Hausfrau: mhd. *wirtun*, *wirtinne*, *hüsvrouwe*; altn. *húsfreyja* (*húsfria*, *húsfugha*, *húspreae*), ags. *hlæfdige*; hd. seit dem 16. Jahrh. Haus-
ehre: Haupt in der Z. f. d. A. VI, 392. Heyne im D. Wb. IV, 2, 656. Vgl. dazu Zeitschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. XIII, 700. Die Eheleute: ahd. *hiun*, *sinhiun*, *kihitiu*, *gamachidi*, *gemechide*, altn. *hiön*.

¹⁾ Grieshaber, Predigten 2, 20.

²⁾ Br. Berthold, Pred. II. 115, 17 sagt: *sô sleht eteliche ir man daz sie vil arbeit dâvon hât. daz tuont aber allermeiste niur unbiderbe liute, daz povelvolc: edele liute oder sust frume liute die tuont daz niht.*

³⁾ Meisner bei v. d. Hagen MS. III, 90^a.

zürnen, wenn er das längere Messer anhängt (MSH. 2, 195)¹⁾. Dem männlichen Weibe das Schwert, dem weibischen Manne die Spindel! Und ist das Weib eigensinnig und boshaft, so rät Reinmar zu einem gründlichen Mittel: Zieh Deine Freundlichkeit aus und greif nach einem grossen Knittel, den miss ihr auf dem Rücken, je mehr desto besser, mit aller Kraft, dass sie dich als Meister erkenne und ihrer Bosheit vergesse (MSH. 2, 196^a)²⁾. Noch weiter geht ein verbreiteter Spruch:

*Swer ein übel wip habe,
der tuo sich ir enzüte abe,
er kouf ir ein guoten bast
und henke sie an einen ast,
unde henke däbi
zwêne wölfe oder dri.
wer gesach ie galgen
mit wirseren balgen,
ez wær ob man den tiuvel vienge
unde in ouch darzuo hinge³⁾.*

In der novellistischen Poesie des Mittelalters ist das übele Weib, welches in bösem Eigensinne dem Manne das Leben vergällt, eine bekannte Figur, und die Darstellung, wie solche böse Sieben zu zähmen sei, ist in mannigfacher Umgestaltung in den Litteraturen nachweisbar⁴⁾.

Die derben dramatischen Spiele des 15. und 16. Jahrhunderts verspotten solche arme Männer, die unter der Zucht-

¹⁾ *dag lenger mezzer tragen, anhenken* MSH. II, 196^a. III, 316^a. *die bruoch an tragen* Mone, Anz. V, 80. Schmeller, Bayr. Wb. I², 343. Altnord. *hafa quánnriki; afquæni* ein Pantoffelheld.

²⁾ Vgl. die verwandten Rathschläge beim Teichner (Karajan über Teichner 59), im Osterspiel bei A. Pichler, Drama des Mittelalters in Tirol, S. 156. Uhland, Volkslieder II, 728.

³⁾ Vom Zornbraten: Lassberg, Lieders. Nr. 148, 971. Fastnachtsp. II, 511. Hätzler, Liederb. 219^b.

⁴⁾ Aus der deutschen führen wir an: Sibots Frauenzucht bei v. d. Hagen, Ges. Abent. n. 3. Lambel, Erzählungen und Schwänke n. 9. Die zeltende Frau, Lassberg, Liedersal n. 42 und das Märe vom Zornbraten, ebd. n. 148. Über die verwandte Litteratur: v. d. Hagens und Lambels Einleitungen. Vgl. ferner: Von dem übeln Weibe, eine altd. Erzählung, herausg. v. M. Haupt, Leipz. 1871. — Von der übeln Adelheit in Kellers Altd. Erzählungen 204 ff.

ruthe eines bösen Weibes stehn, auf das ärgste und das Volk hat damals und noch heute vieler Orten höhnende Gebräuche gegen sie gerichtet. In Wien hing im 16. Jahrhundert ein pachen (Schinken) am rothen Thurm. Welcher Ehemann im Haus Herr zu sein vermeinte, konnte ihn sich herabholen. Der Mautner am Thurm zeigte ihn den Einwandernden: „Hie oben secht ihr ein pachen Unter dem Rotenthurm hangen. Derhalben ist es angefangen, Ob jemand hie zeucht ein und auss, Sein weyb nit furcht, sey herr im hauss, Der mag den pachen herab nemen. Ist aber bisher keiner khemen! Hangt etlich hundert jar her“ (W. Schmeltzl, Lobspruch der Stadt Wien 278 ff.). Nicht anders war es in Nürnberg. Dort hing der Bachen im deutschen Haus; keiner aber der viel tausend Männer der Stadt wagte ihn zu holen, und so hing er nach der Scherzrede schon zweihundert Jahr, als Hans Sachs 1539 sein Fastnachtspiel „Das Pachenholen im teutschen Hof“ schrieb.

Für solchen „Frauenknecht“ hatte der Volkswitz in Bayern und Österreich im Wortspiel mit Simon den Namen Siman erfunden: Siman = Sie-Man, und Er-Weib (Wortspiel mit Erwein, Erwin). Ein niederösterreichischer Pritschmeister, Hans Weytenfelder, entwickelte in einem Gedicht „Ein schöner Lobspruch und Heyrats Abred zu Wien“, was alles der Bräutigam Siman seiner Braut Margreth versprechen und geloben musste, und sein Gedicht fand solchen Beifall, dass es bald nach dem Erscheinen selbst ins Niederdeutsche übersetzt ward (Gödeke, Grundriss II, 326. 2 A.). An diese komische Figur des Siman, die im 16. Jahrhundert in ganz Deutschland bekannt war, knüpfte sich litterarischer und geselliger Scherz in Menge. In Wien gab es bis in die Gegenwart lustige Simandlbruderschaften, die ihre Statuten hatten und mit harmlosem Alt-Wiener Humor bei gutem Österreicher auf Stunden darüber lachten, dass sie die Hosen ihren Frauen überlassen mussten¹⁾.

¹⁾ Über die Simanlitteratur u. s. w. Jul. Feifalik in der Einleitung zu Franz Haydingers Neudruck von Weitenfelders Lobspruch. Wien MDCCCLXI.

Das war auch ein bitterer Scherz, der Kampf um die Bruch (die Männerhose), der im 15. und 16. Jahrhundert oft begegnet in Gedichten und in Bildern ¹⁾.

Von volksthümlicher Verurtheilung verkehrter Ehehaltung sei nur einiges angeführt. Wenn im Markt Partenkirchen in Oberbayern bekannt wird, dass ein Mann von seinem Weibe geschlagen wurde, so ruft das junge Volk des Nachts vor dem Hause des armen wohlfeile Kutteln aus, die je nach dem Alter des geschlagenen frisch oder zäh genannt werden ²⁾. In Kühnhart in Mittelfranken steht auf einem Hügel eine Eiche mit einer grossen Keule, die kaum von einem Manne ertragen werden kann. Wird dort ein Ehemann von seiner Frau geschlagen, so wird die Keule unter Jubel vor die Hausthür desselben gebracht und nicht eher weggenommen, als bis sich die Eheleute versöhnt haben. Dann muss der Mann ein Paar Mass Wein zum besten geben ³⁾. Ein altes westfälisches Weisthum, das Benker Heiderecht ⁴⁾, schreibt vor, dass der Mann, der aus seinem Hause durch die Frau gejagt wurde, eine Leiter an das Haus setze, ein Loch durch das Dach mache und sein Haus zupfähle. Dann nehme er ein Pfand, einen Goldgulden an Werth, und vertrinke es mit zwei seiner Nachbarn und sie sollen so rein austrinken, dass eine Laus mit ausgestreckten Ohren unter dem Pegel hindurchkriechen könne.

Im ehemaligen Fürstenthume Fulda liess der Hofmarschall das Dach des Wohnhauses abdecken, worin ein Mann von seinem Weibe geschlagen worden war. In feierlichem Zuge mit einer Fahne, welche die Prügelscene abbildete, gingen die Hofdiener zu dieser Arbeit ⁵⁾.

¹⁾ Einiges bei A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrhundert, S. 275 f. — Bis in unsre Zeit ist die Redensart „die Hosen anhaben“ für in der Ehe herrschen, überhaupt ein Mann sein, bekannt: Grimm, DW. IV. 2, 1839.

²⁾ Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1312.

³⁾ Panzer, Bayr. Sagen 1, 252.

⁴⁾ Grimm, Weisthümer 3, 42.

⁵⁾ Journal von und für Deutschland 1784. II, 136 f.

In Hessen musste die Frau, die sich an ihrem Manne vergriffen hatte, verkehrt auf einem Esel durch den Ort reiten; der Mann führte das Thier. Die Herren von Frankenstein hatten den Esel dazu zu stellen, sie trugen nämlich das Esellehen¹⁾. Bis Ende des 18. Jahrhunderts ist dieser frankensteinische Esel durch das darmstädtische Land gewandert.

Aber auch die Männer, die über Gebühr den festen, zornigen Eheherren herauskehrten, traf die Volksjustiz. Wenn in der Eifel ein Mann zänkisch und grob mit seinem Weibe war, wurde ihm „das Thier gejagt“. Die Burschen sammelten sich unter der Dorflinde mit allerlei Instrumenten (Peitschen, Kuhhörnern, Kannen, lärmendem Geschirr) und brachten dann dem Manne eine Katzenmusik, nachdem ihr erwählter Schultheiss gefragt: „Wat mäd ihr Jungen he?“ Antwort: „Mir jagen dem N. N. et Dühr“. Schultheiss: „Wat hät hä dän gedön?“ Antwort: „Hä hät sing Frau gekraz, gebessen on geschlön.“ (Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes, S. 63).

Ähnlicher Brauch ist auch aus Oberdeutschland bekannt²⁾.

Das eheliche Regiment ist in alter Zeit in den meisten Fällen von dem Manne streng gehandhabt worden; wie sich dies auf die rechtliche Stellung der Frau stützte, ist bereits nachgewiesen. Allein es hatte bei den Germanen für die Frau nicht das herabwürdigende wie bei andern alten Völkern und namentlich bei den Orientalen und Griechen; die deutsche Ehefrau ward als die Genossin des Mannes an Recht und Stand, an Lust und Leid betrachtet, und was ihr das Gesetz verwehrte, räumte ihr die Liebe ein oder verschaffte ihr die Klugheit. Wir kennen eine grosse Reihe germanischer Fürstinnen, welche auf Gemahl, Söhne und Reich den grössten

¹⁾ Wenck, Hessische Landesgesch. I, 519—521. In Frankreich bestand eine gleiche Sitte. War der Mann davon gelaufen, um sich der Schande zu entziehen, so musste ihn der nächste Nachbar vertreten; vgl. auch L. v. Maurer, Frohnhöfe IV, 381.

²⁾ Z. B. Birlinger, Aus Schwaben 2, 502 f.

Einfluss übten. Ich erinnere an Amalasvintha, des grossen Theoderichs grosse Tochter, welche mit Einsicht und Gerechtigkeit das Scepter für den Sohn führte und mit ihrem scharfen Auge weiter sah als die Männer ihres Volkes. Unter den merovingischen Königinnen ragte mehr als eine hervor, welche auf den Gemahl und die Verwaltung bedeutend wirkte und als Mitregentin und Vormund Rechts- und Reichshandlungen vornahm. Harald Schönhaar ward durch seine Frau Gyda zu dem Entschlusse bestimmt, sich zum Einkönige von ganz Norwegen aufzuwerfen und die grosse politische und religiöse Umwälzung zu wagen, welche in das skandinavische Leben aufs tiefste einschneitt¹⁾. Eine der einflussreichsten Frauen in dem isländischen Freistaate war Thorbjörg digra, die Tochter Olafs des Pfau (Fóstbroedras. c. 1). Und so liessen sich aus allen germanischen Ländern der Frauen genug aufweisen, welche in grösseren oder kleineren Verhältnissen nicht die unmündige Rolle spielten, die ihnen der Buchstabe des Gesetzes vorzeichnete, sondern sich den Männern gleich ausgestattet und gleich handelnd, nicht selten sogar überlegen bewiesen.

Wie sich bei Besprechung der Liebesverhältnisse sehr schöne und tüchtige Bilder geboten haben, trotz der Unterordnung des Weibes, so dürfen wir auch auf günstige Züge in der germanischen Ehe hoffen. Jene Helgilieder, die ich früher als köstliche Zeugnisse germanischen Herzenlebens anführte, verklären mehr die eheliche als die bräutliche Liebe; alt-nordische Geschichten, welche sonst von wenig mildem, aber von viel rauhem und blutigem erzählen, berichten uns von mehr als einem Manne, der nach dem Tode seiner Gattin auf ihrem Grabhügel Nacht und Tag in seinem tiefen Harne sass. Mancher liess sie nahe an seinem Hofe bestatten und ihr Grab war fortan seine liebste Stätte, wo er Rath pflog, mit den Genossen die Mahlzeiten hielt und Spielen zuschaute²⁾. König Harald Schönhaar hatte eine seiner Frauen der Sage

¹⁾ Fornmannas. X, 181.

²⁾ Fornaldars. III, 251. 456.

nach so lieb, dass er, als sie starb, den Leichnam nicht von sich lassen wollte. Man deutete dieses als Zauberwerk; der Zauberer Svasi sollte einen Zaubermantel über die Leiche gebreitet haben und so sei die todte Sníófrid in unvergänglichem Liebreiz erschienen. Drei Jahre sass Harald bei der Todten; da wusste endlich Egill Ullserkr ihn zu bewegen, den Mantel zu entfernen, und es zeigte sich, dass alles Zauber und die Schönheit nur Trug und Hülle der Verwesung gewesen war. Harald jagte hierauf alle Zauberer aus dem Lande¹⁾. Die Volkssage erzählte von Karl dem Grossen eine ähnliche Liebe zu der todten Fastrada, die ebenfalls auf Zauber sich gründen sollte²⁾. Allein es gab auch der unbezauberten Treue und herzlichen Zuneigung im germanischen Volke genug, die sich auf die rechte und echte Auffassung der Ehe als einer Genossenschaft zum gemeinsamen Leben der Seelen erbaute. Dass es vielfach auch anders war und dass träge Selbstsucht oder Rohheit der Männer die Ehe herunterdrückte, wollen wir nicht verschweigen.

Mit dem Tode des Mannes erlischt die Sonne der Frau; wer durch die Liebe gelebt, soll freudig mit der Liebe sterben. Dem Manne, welcher einsam durch die Pforte der Unterwelt geht, fallen ihre Thüren schwer auf die Fersen³⁾; er führt sein Leben in der Todtenwelt weiter und darum tödtet sich das Weib, nachdem er gestorben ist. Brynhild hat den Sigurd (Siegfried) morden lassen, aber heisse Liebe trieb sie dazu und Liebe treibt sie auch zum eigenen Tode, denn sie gewinnt den Geliebten dadurch wieder. Sie ersticht sich und lässt sich auf den Scheiterhaufen neben Sigurd legen, das Schwert zwischen ihnen, wie damals, als sie das bräutliche Bett bestiegen. Eine Zahl ihrer Diener und Dienerinnen, die Gespielin ihrer Jugend, zwei Habichte und zwei Hunde und ihre Mitgift lässt sie zugleich verbrennen⁴⁾.

1) Fornmannas. X, 207.

2) Deutsche Sagen, herausg. von den Brüdern Grimm n. 459.

3) Sigurðarqu. III, 69.

4) Sigurðarqu. III, 65 ff.

In diesem Mitsterben der Frau tritt uns ein Brauch entgegen, den die Germanen in ältester Zeit mit den Indern, Thrakern, Geten, Griechen und Slaven gemein hatten¹⁾. Es liegt ihm ursprünglich nichts anderes denn die rohe Auffassung der Frau als eines Stückes Eigenthum des Mannes zu Grunde, das gleich seinem Pferde und seinen Knechten mit ihm sterben muss. Der Gebieter will, weil er in den Tod geht, dass nichts, das ihm gehört, die Freude des Lebens weiter geniesse, und dass es ihn in die dunkle Todtenwelt begleite zu jeglichem Dienst. So verlangte die sterbende Austrigild, des Frankenkönigs Guntram Gemahlin, dass jemand mit ihr sterbe, und der König liess ihre beiden Ärzte tödten (Greg. Tur. 5, 35). Allein jene alte Sitte konnte doch auch einen sittlichen Grund erlangen, die Liebe, welche die Trennung von dem dahingegangenen Geliebten nicht erträgt. Sie wird auch nur noch von den Herulern²⁾ und den skandinavischen Stämmen bezeugt; die andern Germanen hatten sie bereits zu Tacitus Zeit, der sie nicht verschwiegen hätte, verschwinden lassen. In Norwegen und auf Island scheint sie bis in die erste kristliche Zeit bestanden zu haben; es wird erzählt, dass Hakon Jarl († 955) von der jungen Gunnhild bei seiner Werbung deshalb abgewiesen wurde, weil er alt war und das Mädchen darum den baldigen Tod fürchtete; denn es war Gesetz im Lande, dass die Gattin dem Manne in den Todtenhügel folge (Fornmannas. 10, 220). Als Valgautr zu Olaf dem heiligen († 1030) geht, befiehlt er seiner Gattin, wenn sie von seinem Tode höre, das Leichenmahl zu halten und sich mit allem Vermögen zu verbrennen (Fornmannas. 5, 328).

¹⁾ J. Grimm, Rechtsalterth. 451. Gesch. d. deutschen Sprache 139. Über das Verbrennen der Leichen (1849), S. 202. 210. 212. 214. 237. 254—256. 264. Zimmer, Altindisches Leben 328 ff.

²⁾ Prokop b. got. II, 14 berichtet, dass es für die Witwe eines Herulers ruhmvoll war, wenn sie sich an dem Grabhügel ihres Gatten bald nach seinem Tode erhängte. Es galt für eine Schande, wenn sie es nicht that, und sie hatte die Rache der Sippe des Todten zu fürchten.

Nackter noch als in der Forderung der Todesfolge äussert sich die Behandlung des Eheweibes als Sache, wenn es von dem Manne verschenkt wird. — Ein Isländer, Thorgils mit Namen, lebte längere Zeit mit seiner Frau in Norwegen. Als er in seine Heimat zurückkehren will, ist ihm die Frau, eine Schottin, unbequem, und er lässt sie seinem Freunde Thorstein dem weissen als ein Andenken zurück; es wird diese Schenkung auch überall gebilligt (Flóamannas. c. 17).

Das härteste und kränkendste war aber der Verkauf. Ein nordisches Beispiel zeigt zugleich, wie tief das Weib die Beleidigung fühlte. Der Isländer Illugi der rothe verkaufte seinen Hof mit aller beweglichen Habe, zugleich mit seiner Frau Sigríð, an Holm-Starri; Sigríð aber erhängte sich, weil sie dies nicht ertragen konnte¹⁾. Bei den andern deutschen Völkern ist der Verkauf der Ehefrauen in Nothfällen nachzuweisen. Nachdem die Friesen zur Aufbringung der ihnen von Drusus, dem Bruder des Tiberius, aufgelegten Steuer ihre fahrende und liegende Habe bereits veräussert hatten, verkauften sie noch, um den harten römischen Präfecten zu befriedigen, ihre Weiber und Kinder²⁾. Nach der *lex Saxonum* (l. Francor. 65, Merkel) war es dem litus des Königs erlaubt, sich eine Frau zu kaufen wo er wolle, aber verboten, irgend ein Weib zu verkaufen; dem freien Sachsen dagegen scheint der Verkauf seines Weibes freigestanden zu haben. Wie in England der Frauenverkauf noch heute vorkommt, ist bekannt. In Deutschland war es in Nothfällen dem Manne bis in das 13. Jahrhundert wenigstens gestattet, sein Weib und Kind zu veräussern³⁾.

Milder erscheint die Verfügung über die Person der Frau, wenn der sterbende Gatte dadurch für sie zu sorgen sucht. Auch dafür geben die nordischen Quellen Beispiele.

¹⁾ Landnámab. I, 21.

²⁾ Tacit. annal. IV, 72.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 461. Kraut, Vormundschaft. I, 297. Nach dem Gedicht von der guten Frau (13. Jahrh.) fordert dieselbe ihren Mann in der Hungersnoth selbst auf, sie zu verkaufen, um ihn und die Kinder zu retten, g. Fr. 1699 ff. 1753.

Der Skald Bardr der weisse ist in der Schlacht im Hafursfiord tödtlich verwundet worden. Als er seinen Tod nahen fühlt, bittet er seinen Herrn, König Harald Schönhaar, um die Erlaubniss, frei über sein Vermögen zu verfügen, und vermacht hierauf seine Frau Sigrid, seinen Sohn und seine ganze übrige Habe seinem Freunde Thorolf, weil er ihm am meisten von allen Menschen vertraue. Als Thorolf mit dieser Nachricht zu der Witwe kommt, sagt sie ihm, sie werde sich fügen, wenn ihr Vater einwillige. Thorolf wirbt bei Sigrids Vater um dieselbe und die Vermählung wird vollzogen (Egilss. c. 9). Aus der Fridthiofsage ist bekannt, dass der sterbende König Ring dem Fridthiof mit seinem Reiche seine Frau Ingibiorg vermachte; mit dem Todtenmahle um den Verstorbenen wird der Brautlauf der beiden vereinigt (c. 14). Wir gewahren aber auch einen Widerstand der Frau. Nach dem Eddaliede von Helgi, dem Haddingschade, bittet Helgi sterbend sein Weib, sich seinem Stiefbruder Hedin, welcher sie sehr liebt, zu vermählen. Allein Sváva entgegnet, sie habe bei der Vermählung mit ihm gelobt, wenn er einst fallen sollte, keines unberühmten Mannes Gattin zu werden (Helgaqu. Hiörvardsson. 41. 42).

Wenn die Ehe würdig aufgefasst wird, kann nur Einweiberei bestehen, denn die Vielweiberei ist die Herabsetzung des Weibes von der echten Genossin des Mannes zum Spielzeug oder zur Sklavin. Zu dem Lobe, welches Tacitus über die germanische Keuschheit und über die Ehen vor allem ausspricht (Germ. c. 18. 19), gehört vorzüglich, dass sich die Germanen an einer Frau genügen liessen, mit Ausnahme sehr weniger, welche aber nicht aus Wollust, sondern aus politischen Rücksichten in Vielweiberei lebten. Als solche durch äussere Rücksichten gebotene Mehrweiberei erscheint Ariovists Doppelhe; zu einer swebischen Gattin hatte er die Schwester des norischen Königs Voctio geheiratet, die ihm ihr Bruder geschickt hatte (Cäsar, b. gall. I, 53). Wie jedoch manches, das Tacitus von den Germanen erzählt,

eingeschränkt und besonders auf einzelne Stämme verwiesen werden muss, so auch seine Nachricht hierüber. Die germanischen Völkerschaften stunden auf verschiedenen Stufen der sittlichen Entwicklung. Die Nordgermanen bewahrten länger die älteren Zustände; die nach Süden und Westen vorgedrungenen Stämme schritten zugleich in der allgemein menschlichen Cultur vor. Sie machten also den Fortschritt zur Einweiberei, während die Nordgermanen bei der Vielweiberei noch länger verharreten. Adam von Bremen erzählt von den Schweden, dass sie in allem Maass hielten, nur nicht in der Zahl der Weiber. Ein jeder nehme nach Verhältniss seines Vermögens zwei oder drei oder noch mehr, die reichen und die Fürsten ohne Beschränkung der Zahl, und es seien dieses rechte Ehen, denn die Kinder daraus seien vollberechtigt¹⁾. Adams Angaben werden durch die skandinavischen Geschichtsbücher bestätigt, denn fast sämtliche Fürsten erscheinen darin vielbeweibt. Wie uns bei dem unbeschränkten Verfügungsrechte der Männer über die Frauen bei diesen der Widerstand hiergegen und damit der Vorbote der Änderung zum besseren entgegentrat, so zeigt sich auch die Vielweiberei von den Frauen bekämpft. Sie waren begreiflicher Weise mit der Theilung des Mannes nicht zufrieden und strebten mit aller Macht nach dem Alleinbesitze. Die beiden Frauen des Königs Alrek von Hördaland lagen im fortwährenden Streite miteinander, so dass Alrek endlich beschloss, nur eine einzige zu behalten. Er erklärte also, dass die bei ihm bleiben solle, welche das beste Bier brauen werde, und mit Odins Hilfe siegte die neugeheiratete junge Geirhild²⁾. Andere Frauen erklärten sich von vornherein nicht gewillt, mit andern den Gatten zu theilen. So entgegnete die Königstochter Ragnhild dem Harald Schönhaar auf seine Werbung, es sei kein König so mächtig, dass sie sich mit dem dreissigsten Theile seiner Liebe begnügen wolle. Harald

¹⁾ Adam, gest. Hamab. eccl. pontif. IV, 21. Vgl. auch Dudon. de morib. et act. Norm. I. init.

²⁾ Fornaldars. II, 25.

schickte hierauf seine zehn Frauen und zwanzig Kebsen fort und führte Ragnhild als einziges Weib heim¹⁾. Die Königswitwe Sigrid von Schweden weist den norwegischen König Harald Grönski mit seiner Werbung ab, weil er schon verheiratet ist. Als er mit den Anträgen fortfährt, lässt sie ihn bei Nacht in seinem Schlafgemach verbrennen und seine Witwe Asta ist damit zufrieden, denn sie zürnte, dass den Gemahl nach mehr Weibern gelüstete (Formannas. 4, 25 f.). Wenn die Frauen so entschieden gegen die Polygamie kämpften, so konnte dieselbe nicht mehr lange Stand halten und sie musste dem Andringen des Kristenthums bald erliegen²⁾.

Ausser in Skandinavien lässt sich die Vielweiberei noch in ziemlich junger Zeit bei dem Geschlechte der Merovinger sowie bei den vornehmen Franken überhaupt nachweisen. König Chlotar I. ward von seiner Gemahlin Ingund gebeten, ihrer Schwester Aregund einen würdigen Gemahl zu geben. Er wusste keinen besseren als sich selbst aufzufinden und Aregund war damit zufrieden³⁾. Charibert I. hatte viele Frauen; der bei der Kirche hoch angesehene Dagobert I. drei Frauen und unzählige Kebsen; Pippin II. zwei Frauen, Plectrud und Alpais. An dieser Zweiweiberei Pippins nahmen spätere kirchliche Schriftsteller Anstoss, und suchten allerlei hervor, um dieses Ärgerniss zu verdecken. Allein es ist sicher, dass Plectrud und Alpais rechtmässige Ehefrauen waren, nur dass sich damals die Geistlichkeit noch nicht dagegen zu erheben wagte⁴⁾.

Wir haben bei diesen polygamischen Verhältnissen bisher nur wirkliche Ehen im Auge gehabt, also Verbindungen, welche durch den Brautkauf und mit öffentlicher Verlobung und Heimführung eingegangen wurden. Verschieden davon ist der Concubinat, der neben der ein- oder mehr-

¹⁾ Fornmannas. X, 194.

²⁾ Vgl. übrigens Gulath. b. c. 25. Biarkeyja r. c. 8.

³⁾ Gregor. Tur. IV. 3.

⁴⁾ Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. 1, 539.

fachen Ehe bei den Germanen bestund. Die Kebse¹⁾ war nicht vermählt und gekauft (*desponsata et dotata*), sondern der Wille des Mannes, später auch gegenseitige Neigung schloss ohne Förmlichkeit die Verbindung, welche der Frau nicht Rang und Recht der Ehefrau, den Kindern nicht die Ansprüche ehelicher Nachkommen gewährte. Die Concubinen werden, wie die ursprüngliche Bedeutung Magd oder Sklavin für Kebse schliessen lässt, unfreie, meist wohl kriegsgefangene Mädchen oder Frauen gewesen sein, denn eine Freie oder deren Sippe wird sich schwerlich zu einem solchen, mit rechtlichen Nachtheilen verbundenen Verhältniss verstanden haben, zumal da die Vielweiberei noch Sitte war. Der Concubinat ist auch nicht selten in dem unebenbürtigen Stande des Weibes begründet gewesen. Durch die Dauer des Verhältnisses stund er über dem flüchtigen Zusammenlaufen von Mann und Weib. Wahrscheinlich durch den Einfluss der Geistlichkeit erhielt er sogar nach einigen nordischen Gesetzen durch Verjährung rechtliche Erhöhung. Das Gulathingsbuch (c. 125) bestimmte, dass nach zwanzigjähriger öffentlicher Dauer des Concubinats die Kinder erbfähig würden; das jütische Recht (1, 27) setzte fest, wenn jemand drei Jahre eine Beischläferin bei sich im Hause habe, mit ihr Tisch und Bett offen theile und sie das Hauswesen (*laas ok lyckae*) verwalte, so werde sie rechte Ehe- und Hausfrau. Für beiliegen eines andern bei der Kebse hatte ihr Besitzer Busse zu verlangen (*Biarkeyj. r. c. 129*).

Der Concubinat war das ganze Mittelalter bei den reichen häufig, ohne dass die öffentliche Meinung grosses Ärgerniss daran nahm. Von den Fürsten kennen wir das Privatleben noch am besten; da sehen wir, des Ostgoten Theoderich, des Westgoten Alarich, des Wandalen Godegisil

¹⁾ ahd. *chepisa*, *kebisa* (*pellex*, *concubina*), *friudila*, *friudilinna*, *ella*, *gella*; mhd. *kebese*, *kevese*, *kebeswip*, *friundinne*, *gelle*, *bisläfe*, *bisläferinne*, *släfwip*, *släffrouwe*, *zuowip*; nhd. *Kebesweib*, *Beifrau*, *Beiweib*, *Zuweib*, *Nebenweib*, *Beischläferin*, *Beisitz* (*Zimmersche Chron.*) mnl. *kefse*, mnl. *kevisse*, *kiese*, ags. *cefese*, *cifese* (*cefes*, *ceafes*, *cifes*); — altn. (masc. *kepsi*, *kefsir*, *Sklave*), *elja*, *fridla*, *frilla*, *birgiskona*; altschwed. *sloekifrilla* (*sloeki*, *ancilla pigra*); altdän. *slekefrith*.

zu geschweigen, namentlich die Merovinger sich in dieser Hinsicht auszeichnen und die Karolinger ihnen nicht nachstehn. Karl der Grosse, der für dieses und ähnliches im Fegefeuer nach dem Bericht der Visionen absonderlich gestraft ward, Ludwig der Fromme und alle die Herren lebten mit Beischläferinnen. Die Kirche begnügte sich zunächst daran, gegen doppelten Concubinat oder gegen den einzuschreiten, der neben einer rechtmässigen Ehe bestund¹⁾. Sie verhängte die Kirchenstrafen für Ehebruch darüber. Dann aber bildete sich unter ihrer Mitwirkung der Concubinat zur morganatischen Ehe um, dem *matrimonium ad morganaticam*. Dieselbe ist ohne den Brautkauf oder Widum eingegangen, die Kinder daraus sind nicht zum Erbe berechtigt und folgen dem Stande der Mutter; für ihre Versorgung dient eine als Morgengabe (*morganatica*) benannte freiwillige Schenkung des Mannes. Die morganatische Ehe wurde kirchlich als rechte Ehe betrachtet, was sie aber nach bürgerlichem Rechte nicht ist, weil sie ohne die Bedingungen desselben eingegangen ward.

Die Kinder der Kebsen (altnord. *frillusynir*) genossen also nicht die Rechte ehelicher, hatten vor allem keine Ansprüche auf den väterlichen Stand und das väterliche Erbe, sondern konnten nur von ihrer Mutter erben. Ebenso verhielt es sich mit der Theilnahme an Wergeld und Bussen, denn sie gehörten nicht zu der Sippe des Vaters. Hatte jedoch der Vater, so bestimmten langobardische, angelsächsische und skandinavische Rechte, in öffentlicher Versammlung die Kinder als die seinen anerkannt, so trat ein engeres Rechtsverhältniss zwischen ihm und ihnen ein. Er hatte Anspruch auf die Bussen, welche für sie zu zahlen waren²⁾ und sie zogen einen Theil seiner Hinterlassenschaft, den er näher vor Gericht (auf dem Ding) zu bestimmen hatte³⁾, oder der für solchen Fall der

¹⁾ Eugen. II. conc. Roman. 826. c. 37. Conc. Mogunt. 851. c. 12. 14. Vgl. auch Cnut. döm. 1, 51. Gulath. b. c. 25.

²⁾ Ines äsetn. 27. l. Scan. XIII, 5. Sjell. I. III, 38. Jyd. I. I, 22. II, 20.

³⁾ Ostgöth. arfdhab. 4. Sjell. I. I, 18.

öffentlichen Anerkennung schon gesetzlich bestimmt war¹⁾. Durch eine spätere rechtmässige Heirat mit der Mutter wurden die Kinder nach der Ansicht des Volkes nicht legitimirt, so sehr auch die Kirche und unter ihrem Einflusse eine Menge Gesetze seit dem 13. Jahrhundert dafür eintraten²⁾. Diese spätere Ehelichmachung unehelich geborener hat bis in die neueste Zeit lebhafteste Anfechtung gefunden³⁾.

Uneheliche Söhne der Fürsten waren hiernach von der Thronfolge ausgeschlossen⁴⁾; nur besondere Umstände oder grosse persönliche Vorzüge reichten ihnen den Herrscherstab. Theoderich, der grosse Ostgotenkönig, war (nach dem anonymus Vales.) der natürliche Sohn des Königs Walamir. Als Alarich gefallen war, wählten die Westgoten seinen Kebsensohn Giserich zum König, da der rechtmässige Erbe Amalarich noch zu jung war⁵⁾. Dem Wandalkönig Godegisil folgte sein ehelicher Sohn Gunthari, mit ihm aber herrschte der uneheliche Gizerich, denn jener war noch ein Knabe und dazu von schlaffer Art, dieser aber war ein tapferer, gefürchteter Krieger⁶⁾. Nach dem Erlöschen des geraden kellingischen Mannsstammes in Deutschland folgte Karlmanns natürlicher Sohn Arnulf Herzog von Kärnten, der seinem eigenen unehelichen Sprossen Zwentibold die lothringische Königskrone gab. Uneheliche Fürstensöhne erhielten nicht selten hohe geistliche Stellen. Kaiser Otto I. erhob 954 seinen natürlichen Sohn Wilhelm, den ihm eine Slavin aus vornehmerm Geschlecht geboren hatte, zum Erzbischof von Mainz. Fürstentöchter von Beischläferinnen wurden von den Vätern gewöhnlich recht gut verheiratet; so vermählte Theoderich der Grosse seine zwei Töchter Theudigotho und Ostrogotho,

¹⁾ Ed. Roth. 154. 157. Sun. I. Scan. III, 7.

²⁾ Schwabensp. landr. 377. Jyd. I. 1, 25. Sjell. I. 1, 50. Frostath. 3, 11. Uplandsl. 3, 18. Ostgöta. gipt. 5. Vestgöta. I, arfdab. 8.

³⁾ Wilda, Zeitschrift für deutsches Recht 4, 287 ff.

⁴⁾ Wolfdietrich ist ein kebeskint, der mac erbes niht gehän, Wolfdieter. B. 278, 2.

⁵⁾ Procop. b. goth. I, 12.

⁶⁾ Procop. b. vand. I, 13.



die er in Mösien mit einer Kebse erzeugt hatte, die eine dem Westgotenkönig Alarich, die andere dem Burgundenkönig Sigismund¹⁾.

Das Bild von germanischer Keuschheit, das Tacitus in seiner *Germania* entwarf, ist durch das, was die vorstehenden Mittheilungen über Polygamie und Concubinat ergaben, blässer geworden. Wir dürfen indessen nicht vergessen, dass auch die Kebsen noch einen festen und öffentlichen Grund unter sich hatten, und dass sich die dauernd, wenn auch nicht unlösbar verbundene Beischläferin von der öffentlichen Dirne durchaus unterschied. Von dem lüderlichen Leben des kaiserlichen Roms, von der dortigen Preisgebung aller Scham und Ehrbarkeit bei Männern und Weibern fand Tacitus in den Berichten über das deutsche Leben keine Spur, und mit Freude mögen wir noch Römer des 4. und 5. Jahrhunderts davon reden hören, dass die Germanen keine Huren unter sich duldeten und die Unzucht den römischen Provinzialen überliessen. Salvianus rühmt von den Westgoten, dass sie das wollüstige Treiben als römisches Vorrecht betrachteten und keusch unter unkeuschen lebten. Von den Wandalen erzählt er, dass sie mitten in der Üppigkeit der eroberten Städte und Länder alle Wollust verabscheuten, die öffentlichen Dirnen aufhoben oder verheirateten, und auf jede öffentliche Unsittlichkeit den Tod setzten²⁾. Freilich hat dieser männliche Widerstand der germanischen Eroberer gegen die Verderbtheit der römischen und gallischen Bevölkerung nicht fortgedauert. Die grenzenlose Unzucht, welche hier herrschte und von der die Beichtspiegel der abendländischen Kirche eine ekele Abspiegelung geben, verfehlte in der Länge des Zusammenlebens die Wirkung nicht, so dass die Westfranken, die Merovinger an der Spitze, bald ebenso angesteckt vom Laster waren als ihre Unterworfenen. Die germanischen

¹⁾ Jordan. *Getic.* c. 58.

²⁾ Salvian. *de gubernatione dei* (ed. Rittershus.) p. 132 f. 148 ff. Auch die *lex Wisigoth.* (III. 4, 17) bestraft die feilen Dirnen sehr streng. — Was Procop. (b. goth. II, 14) von den Herulern sagt, scheint Verleumdung; er ist gegen sie eingenommen.

Stämme aber, welche auf reinem Boden sassen, haben die altgerühmte Züchtigkeit noch lange bewährt, und namentlich haben sich die Sachsen¹⁾, Friesen und nach den Strafgesetzen auch die Isländer und die andern Nordmänner darin ausgezeichnet.

Die öffentlichen Weiber²⁾, die sich etwa in älterer Zeit unter den Germanen fanden, waren keine germanischen Frauen oder wenigstens keine freien Deutsche. Das gotische Wort kalkjô (Hure) ist wahrscheinlich aus dem finnischen entlehnt und bedeutet eigentlich die Sklavin; ebenso weist

¹⁾ Bonifaz berichtet (epist. 72), dass bei den Sachsen ein gefallenes Mädchen von den ihren gezwungen werde, sich selbst zu hängen. Über dem Scheiterhaufen der Todten wird dann der Verführer aufgehängt. Noch Neokorus erzählt von den Ditmarschen, dass ein gefallenes Mädchen von ihren Verwandten zuweilen getödtet werde; niemand wage, es etwa für Geld und Gut zu heiraten. Der Spruch gelte: *de eine høre nimt vorsatichlich, vorrêt ôk wol sîn vaderland*. Leider aber lasse solche Strenge nach: Neokorus, herausg. von Dahlmann, 1, 96. 99.

²⁾ *gemeine frouwen* oder *fröuwelîn*, *gemeiniu wip*, die in dem *gemeinen hûs*, später auch gemeinen Frauenhaus, dem öffentlichen, von der Stadt überwachten Bordell leben, ist mhd. die gewöhnlichste Benennung, vgl. Mhd. Wb. II, 1, 99*. Ausserdem führe ich aus mhd. und folgender Zeit auf: *armiu wip* Stricker, kl. G. 12, 163; *boesiu wip* MSH. II, 198. Konr. v. Haslau, Jüngl. 755. Basler Rechte 1, 19; *valschiu wip* Helbl. 2, 972; *varende frouwen unde töchteren* Basl. R. I, 41, 103; *veile frouwen* Amg. 101; *veiliu wip* Helbl. 2, 976; *die freien töchterl* Wiener Copeib. 13 (*uf dem fryen huse* Leipziger Rathsvorschr. v. 1463, Cod. dipl. Sax. 2. VIII, 293); *die boesen hiute die uf dem graben gënt* Berth. 115, 2. 207, 29. 231, 2. 415, 16; *irriu wip* W. Grimm über Freidank 48, 9; *lihtiu wip* Lichtenst. Frauenb. 649, 22. *lichtfertige frouwen* Basl. Rechte I, 203; *oede frowen*, Brucker, Strassb. Poliz.-Ordn. 456. *suwerke frawen*, Urkundenb. der St. Wernigerode Nr. 600. 1458; *swachiu wip* Freid. 103, 7. MSH. II, 262; *übeliu wip* MSH. II, 160; *unêrlîke wandelbære vrouwen* Hamb. Stadtr. v. 1292, M. XXVIII; *unwip* Walth. 49, 3. MSH. III, 150*. Freid. 101, 15, 18. Lassb. Lieders. XXXVII, 4; *üppige vrouwen* Basl. R. I, 187; *wildiu wip* MSH. III, 29. *wilde frauwen* C. dipl. Sax. II, 8. n. 364. — Vgl. ausserdem ahd. *hripa*, *lantgengja*, *lâzza*, *lupin*, *zatarâ*; mhd. *gilwerin*; *hübscherinne*, *hübslerin*, *hübskone* (courtisane); *knaberin*; *lenne lennelîn* (lönelîn); altn. *skoekja*, *förukona*, *lettletiskona*, *loepakona*, *portkona*, *skynðikona*, *vændiskona*.

das hochdeutsche lãzza darauf, dass die gemeinen Weiber dem freien Stande ursprünglich nicht angehört haben. Das hochdeutsche lenne wird von manchen zum irischen leanan, von andern zum nordischen hlenni (fauler Knecht) gebracht, und würde je nach Umständen auf die fremde Nationalität oder auf die Unfreiheit der feilen Dirnen hinweisen.

Die Frauenhäuser in den römischen Städten Süddeutschlands waren mit dem Untergange der römischen Macht nicht eingegangen. Früh hatten die nach Rom gehenden Pilgerinnen und Wallfahrerinnen, der Verführung auf der langen Reise nachgebend und der Noth erliegend, in den Städten des fränkischen Reiches und der Lombardei sich zu Priesterinnen der Venus vulgivaga gewandelt (Bonifaz. ep. 73). Der Reichthum des Landes Schwaben an „gemeinen Weibern“ war über das Mittelalter hinaus sprichwörtlich¹⁾.

Überall in den Städten fanden sich während des Mittelalters und noch weit später öffentliche oder gemeine Frauenhäuser²⁾, welche unter der städtischen Obrigkeit stunden und den heimlichen Huren gegenüber Schutz und Gunst des Rathes fanden, sobald sie sich den Polizeiverordnungen fügten. Der Frauenwirt oder die Wirtin³⁾ war der Obrigkeit für die zu haltende Ordnung zunächst verantwortlich. Die städtische Polizei verwies sie auch in gewisse Gassen, namentlich in die Gässchen an der Stadtmauer (hinder die müren). Diese Häuser blühten besonders im 15. Jahrhundert. Damals scheuten sich auch die vornehmsten Männer nicht, namentlich fremde, das Frauenhaus zu besuchen. Als Kaiser Sigismund 1434 mehrere Wochen in Ulm sein Hoflager hielt, führte die Stadt einen besonderen Rechnungsposten für die Kosten der Be-

¹⁾ Fastnachtsp. I, S. 93. Seb. Franck, Weltb. 53. Fischart Gargantua (1590), S. 43. Jakobs u. Ukert, Beiträge II, 199.

²⁾ Vgl. u. a. Hüllmann, Städtewesen im Mittelalter IV, 270 f. Jäger, Ulm 544—557. Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 345—410. Nürnberger Polizeiordnungen 117—121. Brucker, Strassburger Zunft- u. Polizeiordnungen 456 ff. — A. Schultz, Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jahrh. 72—77. 178.

³⁾ Humoristisch zuweilen die Königin oder Äbtissin des Frauenhauses genannt, L. v. Maurer, Städteverfassung II, 471. III, 110.

leuchtung, wenn der Kaiser das gemeine Tochterhaus besuchte. Gästen, die man ehren wollte, ward ein schönes Fräulein zur Unterhaltung geschickt. Sigismund von Herberstein erzählt von seiner Gesandtschaft nach Zürich 1516 (Font. rer. austr. I, 1, 102): „der brauch was, dass der burgermeister, gerichtsdienere und gemaine weiber mit dem gesandten assen“. Man hatte damals ein anderes Urtheil über viele Verhältnisse als wir heute.

Die polizeilichen Verordnungen der städtischen Obrigkeiten geboten auch, dass die leichten Frauen auf den Strassen durch keinen auffallenden Putz oder nicht durch eine Tracht, die sie mit wohlhabenden, ehrbaren Frauen verwechseln liesse, sich hervorthaten. Hier und da mussten sie auch ein Abzeichen¹⁾ tragen, das sie sofort kenntlich machte. Das Meraner Stadtrecht aus dem 14. Jahrhundert verordnet c. 13²⁾: es soll kein gemeines Fräule einen Frauenmantel oder einen Pelz tragen, noch an einem Tanze theilnehmen, wo Bürgerinnen oder andere ehrbare Frauen sind. Sie sollen auf ihren Schuhen ein gelbes Fähnle haben, woran man sie erkennen könne; und sollen sich kein Futter von Feh, noch Silberschmuck erlauben. In Köln mussten die gemeinen Frauen 1389 rothe Schleier (welen) auf dem Kopfe tragen zur Unterscheidung von andern Frauen. In Strassburg ward ihnen 1471 eingeschärft, nicht Pelzwerk und Seide als Futter zu brauchen, keine goldenen Spangen und Gürtel, keine kostbaren Ringe, Korallen und Edelsteine, keine weiten Mäntel und Stürze (Kopftücher). Der Leipziger Rath befahl 1463, dass die Huren und wilden Frauen auf dem freien Hause einen grossen gelben Lappen von Groschenbreite tragen sollen. Die heimlichen Huren aber (das sind die nicht im Frauenhause leben) sollen die Mäntel über die Köpfe ziehen, wenn sie auf den Gassen gehn, wie in etzlichen andern grossen Städten gewöhnlich ist³⁾.

¹⁾ Vgl. im allgemeinen Hüllmann, Städtewesen IV, 270. Regis Rabelais 2, 441.

²⁾ Haupt, Zeitschr. VI, 425.

³⁾ Cod. dipl. Sax. 2. VIII, 293.

Gelb ist meist die Farbe des Abzeichens. Gelb war die galante Farbe seit der römischen Kaiserzeit, nachdem die modischen Römerinnen nur gelbes Haar für schön erklärt hatten. Gelbe Stirnbinden und Schleier galten auch im 12. bis 15. Jahrhundert für besonders modisch und fein¹⁾. Sie bekamen aber einen verdächtigen Schein, weil sie gerne von leichtfertigen Hübscherinnen getragen wurden. Sonst hätte Berthold von Regensburg nicht zu den Weibern predigen können: Aussätzig am Kopfe sind die Frauen, welche sich gar so sehr putzen an den Haaren und mit Binden und Schleiern, die sie gelb färben wie die Jüdinnen und die Dirnen, die auf dem Graben streichen, und wie die Pfaffenhuren; niemand ausser diesen soll gelbes Gebände tragen (Pred. I, 115).

Der Verkehr mit den feilen Weibern scheint den Männern im allgemeinen keinen sittlichen Makel gebracht zu haben, besonders nicht ledigen Gesellen und Fremden. Auch Ehemänner durften das Frauenhaus besuchen, ohne deshalb als Ehebrecher gestraft zu werden; nur manche Stadthäupter von zarterem Gewissen schritten hier und da ein und strafften einen dort ergriffenen verheirateten Stadtbürger. Die Städte zogen ja Einnahmen aus gutem Besuch der unter ihrem Schutze stehenden Bordelle.

Kirchenbussen trafen dagegen Liebesleute, die zu vertraut mit einander verkehrt und durch die daraus erwachsenen Folgen überführt waren. Durch die Öffentlichkeit der Kirchenbusse ward das unglückliche Paar Gegenstand öffentlicher Schmach. In katholischen wie in protestantischen Gemeinden war bis Ende des 18. Jahrhunderts diese Kirchengerechtigkeit mehr oder minder streng geübt und allerlei Volksgebräuche hatten sich daran geheftet. In Konstanz wurden die beiden sündigen, beide mit einem Strohkranz auf dem Kopf, sie ausser-

¹⁾ Heinrich v. d. Todes gehüde 329. Pfaffenl. 697. Elisabeth. 1987. Altd. Bl. 2, 395. Berth. Pred. II, 242. Renner 12536. Haupt, Z. f. d. A. III, 501. Gelbes Röckel mit gelben Ärmeln, rothen Rock und rothes Gebende führt der alemannische Prediger (Grieshaber, Pred. 2, 69) als modische Frauentracht an. — Über Gelb als Judenfarbe und galante Farbe: W. Wackernagel, Kleine Schriften I, 187 ff.

dem mit einem Strohzipf, er mit einem strohernem Degen während des Gottesdienstes in der Kirche ausgestellt, der Amtsknecht neben ihnen. In Rottenburg geschah es an drei Sonntagen, der Sünder hatte hier einen Strohmantel um. In Dörfern oberhalb Rottenburg musste er seine Metz in einem Karren herumfahren, wobei die Jugend das Paar mit Schmutz bewarf (Birlinger, Volkthümliches aus Schwaben 2, 215 ff.).

Was die Bestrafung des Ehebruchs betrifft, so konnte nach der Rechtsanschauung der ältesten Zeit nur die Frau die Ehe brechen. Der Mann war zur ehelichen Treue nicht verpflichtet; aber er forderte sie von der Gattin, da diese ihm allein gehörte und es eine Störung seines Eigenthumsrechtes war, wenn sie sich einem andern Manne hingab.

Brach die Frau die eheliche Treue, so folgte in der alten Zeit die schwerste Strafe augenblicklich und nichts konnte vor ihr retten. Sie, die von den nächsten Verwandten vor Zeugen vermählt worden war, wurde, wie Tacitus (Germ. c. 19) berichtet, vor den Augen ihrer Sippe schimpflich aus dem Hause gestossen, des Schmuckes der Freien, des langen Haares, beraubt, und im dürrigsten Gewande unter Schlägen von dem Manne durch das Dorf gejagt. Wir müssen hinzufügen, dass sie all ihr eingebrachtes Vermögen an den Mann verlor, und dass diese öffentliche schimpfliche Verstossung nur eine Milderung für den Tod war. Als altes Recht des Germanen galt, sein ehebrecherisches Weib samt dem Ehebrecher auf frischer That zu erschlagen; sie lagen ungebüsst, denn solche That der Rache galt für keinen Mord¹⁾. Wollte er der Frau das Leben schenken, so stund das in seiner

¹⁾ Cassiod. var. 1, 37. Ed. Roth 212, 1. Wisigoth. III, 4, 4. l. Burgund. LXVIII, 1. 2. l. Bajuv. VII, 1, 2. l. Fris. V, I. — Grág. vígsl. 31. Frostath. 4, 39. Gulath. c. 160. Hákonarb. 23. Biark. r. 18. Vestgötal. I, mandr. 11. l. Scan. XIII, 1. Sjell. I, II, 1. Jyd. I, III, 37. Rib. Stadtr. 17. Thord. Degn. art. B. 18. — Vgl. Wilda, Strafrecht 821 ff. — In einigen Rechtsbüchern (l. Wisig. III, 4, 5. Grág. vígsl. c. 31. Frostath. 4, 39. Hákon. b. 23. Gulath. c. 160. Biarkeyj. 18. Wilh. ges. I, 37) gilt dieses Recht des Todtschlagens auch gegen den Beischläfer der Mutter, Tochter, Schwester, Nichte, Schwiegertochter.

Macht (*poena maritis permissa*, Germ. c. 19); sie musste aber, wie das in jüngeren skandinavischen Rechten ausgesprochen wird, mit wenigen und schlechten Kleidern von dem Hofe gehn (*Vestgöta l. gipt. 5, 1. Sjell. l. II, 1*) und ihre fahrende Habe, namentlich die Morgengabe, der Brautkauf und die Drittvermehrung waren verloren. Von ihrem liegenden Eigen zog der Mann nach skandinavischen Gesetzen, so lange sie lebte, Niessbrauch; nach ihrem Tode fiel es an ihre Erben¹⁾.

Die That der Rache durfte nicht heimlich und ohne sofortige Anzeige bleiben. Sobald der Mann die Strafe vollzogen hatte, musste er nach den nordischen Rechtsbüchern die Beweise seiner That, das blutige Kissen und Polster, zuweilen auch die Leichen in die öffentliche Gerichtsversammlung bringen und durch Zeugen erhärten, dass die That wirklich für Ehebruch geschehen war²⁾. Hatte er das sündige Paar nicht bei frischer That überrascht, so blieb ihm nur die Klage. Konnte sich der angeklagte Ehebrecher nicht durch Gottesurtheil oder Eideshelfer reinigen, so traf ihn der Tod oder die Verbannung, im Falle sich der beleidigte Gatte nicht an einer Geldbusse genügen liess³⁾. Noch der Sachsenspiegel (II. 13, 5) und Schwabenspiegel (174. 201 Lassb.) setzen die Strafe der Enthauptung darauf, wenn einer im Ehebruch (in *overhûre*, in *überhuore*) ergriffen wird. Auch in den deutschen Stadtrechten der folgenden Jahrhunderte wird auf Enthauptung oder auf lebendig begraben, letzteres namentlich für die Frau, wegen überführten Ehebruches erkannt, im Falle sich der gekränkte Gatte nicht an anderer Busse genügen lässt.

¹⁾ Uplandsl. III, 5. Hans privil. 46. — Frostath. 11, 14. — Sjell. l. II, 1.

²⁾ l. Scan. XIII, 1. Sjell. l. II, 1. Jyd. l. III, 37. Rib. Stadtr. 17.

³⁾ ed Roth. 213. l. Liutpr. VII, 76. l. Bajuv. VII, 1, 3. VII, 10. 12. Gutal. 21. Uplandsl. III, 6. l. Scan. XIII, 2. Hans privil. 46. — Das Lübsche Recht gestund dem beleidigten Gatten das Tödtungsrecht nicht zu und setzte dafür die Bestimmung, dass die sündige Frau ihren Buhlen an seinem Gliede durch die Stadt Gasse auf, Gasse ab ziehen solle. Diese cynische Satzung ist subsidiarisch in das Ripener und andere dänische Stadtrechte übergegangen: Frensdorff in den Hansischen Geschichtsblättern XII, 102.

Indem die Frau nach älterer Rechtsansicht keinen Anspruch auf die Treue des Mannes hatte, war ihr ursprünglich auch kein Anspruch auf seine Bestrafung wegen Ehebruches gegeben. Nicht sie hatte ihn, sondern er hatte sie mit allen Rechten erworben. Es ist eine Abweichung von dem alten Rechte, dass das westgotische Gesetzbuch anordnet, das Weib, mit dem ihr Gatte sich verging, solle in die Gewalt der Ehefrau gegeben werden (III, 4. 3. 7. 9. 12. 13); wir werden annehmen dürfen, bei Überraschung in der That. In dem altschwedischen Uplandsrecht (III, 6) darf die Ehefrau das Weib, das sie bei ihrem Manne liegend findet, straflos tödten. Dass sie gleiche Gewalt über den Ehemann gehabt hätte, wird nirgends in nordischen oder deutschen Rechten gesagt¹⁾.

Im Leben wurden übrigens die gesetzlichen Bestimmungen oft stillschweigend übergangen, und mancher Ehebruch, selbst der Frau, ging, zumal wenn Zeugen fehlten oder der Mann Rücksichten zu nehmen hatte, ungestraft hin. Nordische Geschichten erzählen sogar von Ehefrauen, welche im zwingenden Verdachte der Untreue ihrem Manne trotzten und ihn zur Nachsicht zwangen (Gísla Súrs. S. 99. Ausg. K. Gíslasons).

Das Recht des Mannes über Leib und Leben der Frau ist die Folge der erkauften und übertragenen Mundschaft. Das Schwert, das bei der Vermählung von dem bisherigen Vormunde dem Bräutigam gereicht wurde, war das Sinnbild dafür. Mit der feierlichen Übergabe der Frau trat der Mann die Mundschaft an. Was der Vater oder der nächste Verwandte für das Mädchen zu leisten und zu fordern hatte, das übernahm jetzt der Mann für sein Weib. Er hatte sie allenthalben zu vertreten: ihr Recht wahrzunehmen, wo sie verletzt war; die Klage zu erheben, wo sie verklagt ward; der Klage zu antworten und die Busse zu leisten. Sie theilt sein Recht und seinen Stand und ist seine Genossin²⁾, auch

¹⁾ Frensdorff in den Hansischen Geschichtsblättern XII, 160.

²⁾ Sachsensp. I. 45, I. Schwabensp. 67. Lassb. — Grimm, Rechtsalt. 447 ff. Kraut, Vormundsch. I, 61. 178. 185. R. Schröder, Ehel. Güterrecht I, 21.

wenn er ihr nicht ebenbürtig war. Er kann sie hart züchtigen, wenn sie es verdient, sie sogar tödten (ed. Roth. 166); behandelt er sie aber ohne Grund schlecht, so darf sie ihn nach langobardischem Recht verlassen, er verliert ihr *Mundium*, die Scheidung tritt ein (ed. Roth. 182, dazu l. Liutpr. 120); nach dem Hamburger Stadtrecht des 13. Jahrhunderts verliert er sogar sein Vermögen¹⁾. Eine Züchtigung zum Tode strafte die spätere Zeit unter allen Umständen mit dem Leben (Lüb. r. cod. Brock. II, 304).

Eine nothwendige Folge der Mundschaft des Mannes ist sein genaues rechtliches Verhältniss zu dem Vermögen der Frau²⁾. Man darf dies aber keineswegs als eine Gütergemeinschaft fassen, so dass also die Habe der Frau auch seine Habe geworden wäre, sondern nur als eine Gütervereinigung in der Hand des Mannes, der als Vormund der Gattin das Verwaltungs- und Nutzungsrecht daran hatte. Er sass, wie der Sachsenspiegel (I. 45, 2) es ausdrückt, mit der Frau in der Gewere; er nahm, indem er ein Weib nimmt, all ihr Gut in seine Gewere zu rechter Vormundschaft (I. 31, 2). Hörte die Ehe durch Tod oder Scheidung auf und es waren keine Kinder vorhanden, so endete auch sein Verhältniss zu dem Vermögen der Frau; die vereinte Habe ward getrennt und was ihr gehört hatte, fiel an ihre Familie zurück. Daher kam es auch, dass in der ältesten Zeit die Beziehung des Geschlechtes der Frau zu ihrem Vermögen nicht aufhörte. Bei der Möglichkeit, dass dasselbe wieder an sie zurückfalle, übten ihre Verwandten eine gewisse Obervormundschaft aus, die sich scharf genug in der Bestimmung der Liutprandischen Gesetze (IV, 22) ausspricht, dass bei einem Kaufe aus dem Vermögen der Ehefrau ausser der Einwilligung des Mannes die Anzeige an zwei oder drei ihrer Verwandten erforderlich sei. Dieses geschah zunächst, um die Frau vor willkürlichen Verfügungen des Mannes zu schützen, lag aber auch im Interesse der ganzen Familie und war eine

¹⁾ Hamburg. Stat. 1270. III, 8.

²⁾ Vgl. die ausführlichen Darlegungen bei Schröder, Ehel. Güterrecht I, 126—142. II, 1, 94—155. 2, 1—46. 3, 218—264.

Äusserung der fortdauernden Vermögenscuratele derselben, welche in der germanischen Auffassung der ehelichen Güterverhältnisse begründet ist. Diese Beaufsichtigung verschwand jedoch mit der Zeit immer mehr und der Mann erschien als der einzige Vermögenscurator der Frau¹⁾. Aber wie dem auch war, mochte ihr Geschlecht eine Mitbevormundung ausüben oder nicht, der nächste Verwalter und Vormund der Habe der Frau war der Ehemann, der Vogt und das Haupt seines Weibes, „und sie sol nach seinem willen leben und unterthenig und gehorsam sein, denn sie ist ihres selbes nicht gewaltig ohne ihren man weder zu thun noch zu lassen“²⁾. Die Frau hatte also kein einseitiges Verfügungsrecht über ihr Vermögen, sowohl über das angeborene als über das durch die Vermählung hinzugekommene, sondern zum Verschenken, Verkaufen und Verleihen bedurfte sie der Einwilligung des Mannes³⁾, ohne welche eine jede derartige Handlung ungiltig blieb.

Als Verwalterin des Hauswesens, wofür die Schlüssel am Gürtel die äusseren Zeichen waren, hatte die Frau nach nordischen Rechten eine gewisse Freiheit in Geldsachen. Das isländische Recht erlaubte ihr im Auftrage des Mannes Käufe abzuschliessen; ebenso durfte sie, während der Mann auf der Volksversammlung war, den Hausbedarf einkaufen (Grág. festath. 21). Das altschwedische uppländische Gesetz (V, 4) gestattete ihr, wenn der Mann eine Pilgerfahrt unternommen hatte oder fortgelaufen war, durch Verkäufe das nöthige zum Lebensunterhalte herbeizuschaffen. Bei der nachherigen Berechnung wurden zwei Drittel auf das Theil des Mannes und ein Drittel auf die Frau gerechnet. Aus den Bestimmungen über die Haushaltungsschulden der Frauen in späteren deutschen Rechten ergibt sich nur, dass der Werth, bis zu dem sie ohne Wissen ihres Mannes kaufen konnten,

¹⁾ Widon. leg. 889 bei Pertz, I. I, 557.

²⁾ Sächs. Distinct. I. 9, 7.

³⁾ Sachsensp. I. 31, I. 45, 2. Schwabensp. L. 74. Jyd. I. III, 44. — Schröder, Ehel. Güterrecht I, 131.

sehr gering war¹⁾. Auch in den nordischen Rechtsbüchern ist der Frau nur ein sehr geringer Betrag zur selbständigen Verfügung ausgesetzt.

Die isländische Graugans (festath. 21) gab der Ehefrau auf zwölf Monate nur eine halbe Unze (drei Ellen groben Tuches) an Werth einzukaufen frei; was darüber war, konnte der Mann für ungiltig erklären und der Verkäufer verlor nicht bloss alles Rückforderungsrecht, sondern fiel auch in Strafe. Das norwegische Frostathingsbuch (11, 22) scheint für ein gewöhnliches Weib denselben Satz gehabt zu haben; die Frau eines Erbbauern (höldr) durfte bis zu einer Unze einkaufen. Weit geringer sind die schwedischen, schonischen, seeländischen und schleswigischen Sätze²⁾. Unverheiratete Mädchen durften in Noth nach jütischem Rechte (I, 86) von ihrem Gute mit Zuziehung der Verwandten bis zu einer halben Mark Silber veräussern³⁾.

So unselbständig die Frau war, so durfte doch, wie wir schon sagten, auch der Mann über ihr Vermögen nicht frei schalten und walten⁴⁾, denn er besass es nicht, er verwaltete es nur. In Noth allein und mit Berücksichtigung ihrer Erben stund ihm Veräusserung frei. Nordische und friesische Rechte bestimmen ausserdem, dass zur Möglichkeit solches Verkaufes Kinder in der Ehe gehören, und dass er von seinem Erbgute oder von dem, was er erkauft, ein gleich werthes Stück zum Ersatze oder zum Pfande legen muss⁵⁾. Das Westerwolder Landrecht (13) spricht es geradezu aus, dass das Gut des

¹⁾ R. Schröder a. a. O. II. 2, 160. 3, 219 ff.

²⁾ Vier Pfennige Uplandsl. VI, 4. fünf Denare l. Scan. VII, 12. fünf Pfenn. Sjell. I. III, 35, zwölf Denare Älteres Schleswig. Stadtr. 39 (zwölf Schilling neuer. Stadtr. 59). — Vgl. auch Alt. Lüb. R. (cod. Hach.) II, 96. A. Culm. 4, 3. Verm. Sachsensp. (13) II. 16, 11.

³⁾ Auch im Sachsensp. I. 45, 2 erscheinen *megede unde ungemannede wif* bei Veräusserungen selbständiger als verheiratete.

⁴⁾ Grág. festath. 50. Lüb. r. v. 1240. §. 7. Alte Lüneb. Stat. 72.

⁵⁾ l. Scan. I, 5. Sjell. I. III, 9. Jyd. I. I, 35. Emsig. pfenn. Schuldb. 6.

Mannes für die Mitgift der Frau zu Pfande stehe, so dass er es also weder überschulden noch veräussern darf. Ein Schritt weiter, aber zugleich ein Schritt zu neuer Rechtsauffassung war, dass die Ehegatten bei Bestimmungen über ihr Vermögen an die gegenseitige Einwilligung gebunden wurden (Schwabensp. 33). Auch hier ist die Gütergemeinschaft noch nicht vollzogen, es ist vielmehr eine Güterverpfändung mit Berücksichtigung dessen, dass das Gut der Frau, wenn sie Kinder hat, an diese als nächste Erben fällt, also in der Familie des Mannes bleibt. Thatsächlich unterscheidet sich dieser Zustand von der Gemeinschaft wenig, im Grundgedanken liegt er aber von ihr ab. Wo die Ansicht vom gemeinsamen Gute Boden gewann, musste sie übrigens zunächst auf die fahrende Habe wirken als den mehr persönlichen Besitz; bei dem liegenden Eigen als dem Geschlechtsgute haftete das alte Rechtsverhältniss länger. Im Sachsenspiegel und Schwabenspiegel finden sich auch Spuren, dass die fahrende Habe als gemeinsam betrachtet wurde; Weisthümer (I, 14. 15. 102) schwanken zwischen der Gemeinschaft in fahrender und der in liegender und fahrender Habe. Das seeländische Recht (I. 1, 30) kennt ebenfalls Gemeinschaft in dem beweglichen Vermögen.

Sehr merkwürdig ist, dass einzelne nordische Rechte die Gütergemeinschaft bereits kennen. Die isländische Graugans lässt den Brautleuten beim Verlöbniß (festamál) die Wahl für sich und ihre Erben, das Vermögen zusammen zu legen¹⁾ oder die Gemeinschaft auszuschliessen. Das norwegische Gulathingsbuch (c. 53) erlaubte die Gütergemeinschaft mit Bewilligung der Erben. War sie ausgeschlossen worden, so hatte natürlich keines das Recht, über das Vermögen des andern Theils zu verfügen²⁾. Am weitesten geht das westgotländische Gesetzbuch (I, arfdhab. 16), worin die volle Gütergemeinschaft auch eine Änderung des Erbrechtes herbeigeführt hat.

1) leggja lög fé þeirra saman, daher félag, Grágás festath. 22.

2) firmaela né firigera.

Wie sich nach dem Tode eines Ehegatten die Erbverhältnisse gestalteten¹⁾, lässt sich aus dem über die Güterverhältnisse gesagten ermeszen. Die Gütervereinigung ward aufgelöst und das Vermögen des verstorbenen fiel an seine Erben, zu denen der überlebende Theil nur bedingungsweise gehörte. Was zunächst die Frau betrifft, so zog sie nach deutschen Rechten alles, was ihr gehörte, aus dem Gute des Mannes; sie nahm also nicht bloss ihre Mitgift, sondern auch den Brautkauf, die Morgengabe, die Widerlage und was ihr sonst nach dem Landesrechte bei der Vermählung zugekommen war. Gerade und Mustheil, das sind die früher besprochenen Gegenstände der fahrenden Habe, sowie die Hälfte aller Lebensmittel, welche sich am dreissigsten Tage nach dem Tode des Mannes auf dem Gute fanden, gab sächsisches und schwäbisches Recht hinzu²⁾.

Von grosser Bedeutung war natürlich, ob die Ehe kinderlos gewesen war oder nicht. Bei Kinderlosigkeit enthielten das burgundische Gesetzbuch (XIV, 3. 4) und ein angelsächsisches Gesetz (Ädelb. döm. 77—80) der Frau die Morgengabe vor, ersteres dem Manne den Brautkauf³⁾. Das norwegische Frostathingbuch (9, 19) bestimmt, dass die Drittelvermehrung (þriðjungauki) nach dem Tode der Frau an den Mann zurückfalle. Indem die Mitgift an ihre Verwandten heimkam, war auch jene Bürgschaft unnöthig geworden und der Mann musste sie einziehen. Stirbt der Mann, so erbt die Frau diese Zugabe. Im allgemeinen fiel nach den älteren Rechten alles Gut der Frau bei kinderloser Ehe an ihre Familie zurück⁴⁾. Eine

¹⁾ Über die vielfach verwickelten deutschen Verhältnisse handelte ausführlich R. Schröder, Ehel. Güter. I, 143—174. II. 1, 156 bis 224. 2, 47—158. 3, 1—217. Für das fränkische Rechtsgebiet kommen vorzüglich in Betracht die unvollendeten Untersuchungen von G. Sandhaas, Das fränkische eheliche Güterrecht, Giessen 1866.

²⁾ Sachsensp. I. 22, 24. Schwabensp. L. 25. (Lassb.)

³⁾ In der Willkür der Sachsen in der Zips von 1370, §. 13, wird das Erben der Morgengabe ebenfalls von der Geburt eines Kindes abhängig gemacht.

⁴⁾ l. Alam. LV. 1, 1. l. Bajuv. XIV, 7. — Gutal. 20, 18. — Langewold. Erbr. 19. Emsig. Busst. 30. — Grágás arðfarb. 2. —

Haupterin war dann nach isländischem Rechte die Mutter, indem sie Brautkauf und Mitgift erhielt.

Die Umänderung der Erbverhältnisse zeigte sich zuerst an der fahrenden Habe, bei welcher auch am frühesten die Gütergemeinschaft durchbrach. Sächsische und nordische Gesetzbücher sowie süddeutsche Weisthümer stimmen hier überein und lassen dadurch auf einen gemeinsamen Entwicklungsgang schliessen. Die Witwe nimmt nach dem Sachsenspiegel die Gerade voraus, der Witwer erbt alle fahrende Habe ausser der Gerade (Sachsensp. III, 76, 2).¹ Das upländische Gesetz (III, 10) lässt die Frau Bett und Kleider, den Mann die Waffen vorausnehmen, das bewegliche Vermögen und selbst die Morgengabe unter die Erben theilen. Das ostgotländische Recht (gipt. 16) setzt dem Manne als Erbe von seiner Frau die fahrende Habe, das erkaufte Land und sogar zwei Drittel ihres liegenden Eigens aus. Galt das bewegliche Vermögen schon als gemeinsames Gut, so fiel es natürlich dem überlebenden Theile ganz zu; der Grundbesitz blieb entweder ganz oder halb als Leibgedinge (Weisth. 1, 44. 203).

Anders gestalteten sich natürlich die Verhältnisse beerbter Ehe, d. h. wenn die Ehe fruchtbar gewesen war; denn alsdann erbten die Kinder von der Mutter, und da sie unter der Mundschaft des Vaters stunden, blieb bis zu ihrer Mündigkeit das gesammte Vermögen in alter Weise unter der Verwaltung und in dem Nutzniess desselben. Starb der Mann zuerst, so nahm die Witwe Brautkauf, Morgengabe und alle Vermählungsgaben zwar voraus, allein nach ihrem Tode fielen sie an ihre Kinder, kamen also niemals an ihre Verwandten. Besondere Bestimmungen mussten sich über die Erbansprüche an die Errungenschaft bilden, d. h. an das Vermögen, welches die Eheleute gemeinsam während der Ehe erworben hatten. Wie es in ältester Zeit damit gehalten wurde, wissen wir nicht. Dürfen wir aus dem, was bei Ostfalen und Engern

Nach l. Wisig. IV. 2, 11 beerben sich die Eheleute erst, wenn bis in das siebente Glied keine Verwandten der verstorbenen Seite da sind.

der Brauch war, einen Schluss ziehen, so erhielt die Witwe davon nichts. Jüngere Ansicht scheint der westfälische Grundsatz (l. Sax. IX), dass die Witwe die Hälfte, der ripuarische (l. Rib. 37), dass sie ein Drittel zog, der westgotische (IV, 2, 16), dass die Gatten nach Verhältniss ihres Vermögens ihren Theil nahmen. Der Hinneigung zur Gütergemeinschaft gemäss, die sich in der Graugans zeigt, ist nach ihren Bestimmungen die Errungenschaft gemeinsam. Es war übrigens ein Unterschied zu machen, ob das während der Ehe zugekommene Vermögen ererbt, durch Geschenk erhalten oder erarbeitet war; die letztere Art, die eigentliche Errungenschaft (Erkoberung, *collaboratio*, *acquaaestus conjugalis*)¹⁾ ist es, auf welche sich die vorangehend angeführten Bemerkungen beziehen. Was ererbtes Gut betrifft, so folgte das liegende Eigen, welches die Frau während der Ehe erbt, der Mitgift; über das fahrende entschieden die sonst geltenden Bestimmungen. Gut, das von dem Vermögen der Frau erkauft wurde, gehörte nach dem Frostathingbuch (11, 8) der Frau und ihren Erben; von gemeinsam erkauftem (*saengaeköp*) zog nach dem upländischen Rechte (III, 9) der Mann zwei Drittel, die Frau ein Drittel; nach Ostgöotalag (*gipt*. 16) fiel es dem Manne ganz zu. Was einem der Gatten während der Ehe geschenkt wurde, gehörte nach dem in diesen Verhältnissen einer jüngeren Ansicht folgenden westgotländischen Gesetz (l. vidharb. 4, 3) beiden gemeinsam.

Von Bedeutung waren ferner die Bestimmungen über die Verpflichtung der Ehegatten zur gegenseitigen Schuldzahlung. Berücksichtigt man die ältesten ehelichen Güterverhältnisse, so lässt sich nicht einsehen, wie damals die Frau zur Deckung der Schulden ihres Mannes oder umgekehrt der Mann für seine Frau verpflichtet sein konnte²⁾. Das Vermögen beider war, wenn auch unter einer Verwaltung, so

¹⁾ Im Gutalag 20, 20 scheinen *hogst* und *id* der Errungenschaft zu entsprechen. — Das seit dem Jahre 1848 allgemeiner gewordene Wort Errungenschaft wird im Sinne von *bona acquisita* zuerst von Schottel verzeichnet (1647), Haltaus hat es nicht aufgenommen.

²⁾ Mittermeier, Deutsches Privatrecht, §. 402.

doch getrennt; wie konnte also der Mann von dem ihm nur anvertrauten Gute etwas in seinen Nutzen verwenden? Ganz in solcher Auffassung begründet ist, dass noch im Westwolder Landrecht (15) bestimmt wird, das Vermögen der Frau gehe bei der Erbtheilung allen Schulden vor. Diejenigen Rechtsbücher freilich, welche sich mehr oder minder der Gütergemeinschaft zuneigen, müssen damit auch eine Schuldverpflichtung der Eheleute anerkennen, die in der jüngeren Zeit nach den veränderten Vermögensverhältnissen angenommen ward.

Nach dem süddeutschen (schwäbisch-bayrischen) Recht des späteren Mittelalters¹⁾ waren gemeinsam von den Ehegatten contrahirte Schulden für sie in gleichem Maasse verbindlich. Schulden, welche die Frau vor ihrer Ehe gemacht hatte, gingen den Mann nichts an; für die Schulden, die sie während der Ehe machte, haftete er aber, sobald sie von der Frau in Noth gemacht oder mit seiner Genehmigung aufgenommen waren. Für Schulden des Mannes durfte keine der rechtlichen Vermögensleistungen, die er als Ehemann der Frau erfüllt hatte, angesprochen werden. Für die Schulden des verstorbenen Mannes konnte die Witwe nur verpflichtet sein, wenn sie mit ihrem Wissen und Willen gemacht waren. War sie aber alleinige Erbin, so musste sie auch diese Schulden decken.

Auch nach den fränkischen Rechten²⁾ verpflichteten gemeinsam gemachte Schulden beide Gatten in gleicher Weise. Für einseitige, ohne Wort und Willen des Ehewirtes gemachte Schulden konnte die Frau nur mit ihrer eigenen Habe in Anspruch genommen werden. Für Schulden des Mannes aber haftete die Frau durch ihr ganzes Vermögen mit, ja selbst durch ihre Aussteuer. Nach der Trennung der Ehe durch den Tod übernahm derjenige Theil die Verpflichtung, die Schulden des verstorbenen zu zahlen, welcher die Erbschaft der fahrenden Habe antrat. Der Frau stund es aber

¹⁾ R. Schröder a. a. O. II. 1, 225—234.

²⁾ R. Schröder a. a. O. II. 2, 159—171.

frei, von dem Schlüssel- oder Mantelrecht Gebrauch zu machen, d. h. auf das gesammte eheliche Vermögen zu verzichten und nur mit dem nothwendigsten versehen aus dem Hause zu gehn. Nach dem kleinen Kaiserrecht, das am frühesten diese Form erwähnt (II, c. 50) geht die Frau, wenn ihr Mann begraben ist, nicht in das Haus zurück, aus dem man ihn getragen hat, und lässt ohne Betrügerei (âne arglist) alles liegen und stehn, das in dem Hause oder anderswo ist. Sie legte auch zum symbolischen Zeichen ihren Mantel und die Schlüssel auf das Grab und ging, nur mit einem Rocke bekleidet, hinweg¹⁾.

Nach dem Sachsenspiegel²⁾ haftete die Frau mit Vermögen und Person für die Schulden ihres Mannes während und nach der Ehe nur dann, wenn sie die Haftpflicht ausdrücklich vorher übernommen hatte, oder wenn die Schuld zu ihrem besonderen oder auch zum gemeinsamen Besten gemacht war. Nach dem westfälischen und lübischen Recht war die Frau nur bei Auflösung einer beerbten Ehe für die Schulden des Mannes verpflichtet. Bei kinderloser Ehe geschah es bloss, im Fall sie ihn zur Hälfte beerbte; wo nicht, konnte sie auch nicht zur Zahlung herangezogen werden. Nach einigen Stadtrechten (Dortmund, Hamburg, Bremen) bestund während und nach der Ehe Schuldengemeinschaft. Wo die Schulden des Mannes gemeinsam getragen wurden, musste umgekehrt auch der Mann für die vor der Ehe gemachten Schulden der Frau einstehn. Während der Ehe waren nur die Schulden der Frau für den Mann verbindlich, welche mit seinem Wissen gemacht waren oder sich in den Grenzen ihres Rechtes hielten.

Hatte der Tod die Ehe getrennt und war die Witwe in den Besitz des ihr zukommenden gesetzt³⁾, so musste sie bei kinderloser Ehe alsbald aus dem Gute des Mannes gehn,

¹⁾ Grimm, RA. 161. 177. 453. R. Schröder a. a. O. II. 2, 166 f.

²⁾ Über die Schuldverhältnisse nach den sächsischen Rechten Schröder a. a. O. II. 3, 265—294.

³⁾ Schröder a. a. O. I, 143. ff.

das seine nächsten Verwandten nunmehr in Besitz nahmen. Erklärte sich die Witwe nach vorangegangener Unfruchtbarkeit beim Tode des Mannes für schwanger, so durfte sie bis zur Entscheidung über die Richtigkeit ihrer Angabe in dem Hause bleiben¹⁾. Wenn Kinder vorhanden waren, blieb die Witwe bis zur etwaigen Wiederverheiratung bei diesen und führte das Hauswesen fort. Im allgemeinen stund sie dabei unter der Mundschaft des nächsten Schwertmags ihrer Kinder, denn indem sie im Gute des Geschlechtes blieb, verharrete sie auch in der Mundschaft desselben²⁾. In einigen deutschen und skandinavischen Rechtsbüchern finden sich Abänderungen, so dass sie zwar unter Aufsicht der Verwandten ihres Mannes steht, aber selbst Vormund ihrer Kinder ist und das Vermögen derselben verwaltet³⁾. Schied sie aus der Familie ihres verstorbenen Mannes, so kam sie begreiflicher Weise, so lange sie keine neue Ehe schloss, unter den Schutz ihrer nächsten angeborenen Verwandten zurück, von deren Zustimmung die Rechtsgiltigkeit aller ihrer bisherigen Handlungen abhing⁴⁾. Ziemlich frei scheint ihre Stellung nach dem norwegischen Frostathingbuch (10, 37. 11, 7), indem ihr die Wahl ihres Rechtsvertreters freigestellt wird. Am selbständigsten aber macht sie das uppländische Gesetz (III, 7. VIII, 11), das ihr alle Rechtsachen selbst zu führen gestattet.

In der ältesten Zeit, in der die Witwe dem Gatten in den Tod folgte, konnte natürlich eine Wiederverheiratung derselben nicht vorkommen. Diese Zeit ist jedoch im Ganzen vorhistorisch. Darauf folgte diejenige, in welcher zwar die Witwe fortlebte, aber sich nicht wieder vermählen durfte. Sie dauerte bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeit-

¹⁾ Sachsensp. I, 33. III, 38, 2. Schwabensp. Landr. 38. 303. Weisth. 1, 3. Hamburg. Stadtr. v. 1270. IV, 8. — Uplandsl. III, 10. Vestgötal. I, arfdh. 4. (Ostgötal. ärfdab. 7). Sun. 1. scan. 1, 1. Sjell. l. 1, 2. Jydske lov 1, 3.

²⁾ Sachsensp. I. 23, 2. vgl. Kraut, Vormundschaft 1, 187 ff.

³⁾ 1. Burg LIX. 1. Wisig. IV. 2, 13. 3, 13. — Sjell. l. 1. 46. Jydske l. 1, 3. 29.

⁴⁾ 1. Scan. III, 1. Ostgötal. gipt. 14, 4. Jydske l. 1, 36.

rechnung fort; Tacitus spricht es (Germ. c. 19) nachdrücklich aus, dass unter den Deutschen keine zweiten Heiraten für die Frauen gestattet seien, und Spuren davon lassen sich noch in einigen Volksrechten finden (lex Salica von Hessels, Sp. 279 Anm.). Aber im allgemeinen lassen die Volksrechte die Wiederverheiratung einer Witwe zu. Doch erhielt sich unter Mitwirkung der Kirche, welche dieselbe nur nothgedrungen hinnahm¹⁾, im Volke eine gewisse Abneigung gegen Witwenheiraten. Wir können einmal Spuren einer Abgabe an die Obrigkeit bei der Hochzeit einer Witwe nachweisen²⁾, und sodann haben sich Volksgebräuche bis in die Gegenwart erhalten, welche eine spöttische Stimmung dagegen ausdrücken. Auch dass der sonst vermiedene Mittwoch in einigen Städten für Witwentrauerungen bestimmt war³⁾, zeigt, wie Kirche und Volksinn sich gegen Wiederverheiratung der Frauen zäh erklärten.

Die Kirche strebte, da ein Verbot zweiter Ehen nicht durchzusetzen war, darnach, wenigstens der zu raschen Wiederverheiratung Schranken zu bauen. Es ward ein Jahr trauernder Enthaltbarkeit geboten⁴⁾, aber nur selten inne gehalten. Darum sah sich König Ludwig 817 veranlasst, zu verfügen⁵⁾, dass die Vermählung mit einer Witwe in den ersten dreissig Tagen nach dem Tode ihres Mannes streng zu bestrafen sei. Der angelsächsische König Äthelred (IV, 20) setzte eine Art Belohnung darauf, wenn die Witwe den Gatten ein züchtig Jahr betrauerte, ehe sie einem zweiten die Hand reichte; sie durfte dann ohne Einspruch ihrer Verwandten sich vermählen, wem sie wollte. Auch in Skandinavien und auf Island kam es nicht selten vor, dass die Witwe, wenn

1) Gregor III. erliess 732 durch Bonifaz das Verbot dritter Ehen der Frauen, da die zweiten nicht zu verhindern waren, vgl. die Alloc. sacerdot. de conjug. illicit. 743 (Hartzheim I, 39. 53).

2) Conrad. archiepisc. Magdeburg. dipl. n. 1276 für Halle, citirt von Walter Rechtsgesch. §. 460.

3) Vgl. oben I, S. 333.

4) Ed. Theod. 37. l. Wisig. III. 1, 4. Cnutes döm. I, 71.

5) Hludov. capit. v. 817, Pertz, leg. I, 211.

das Erbmahl für den verstorbenen Gatten gehalten ward, ihren Brautlauf mit einem zweiten hielt oder wenigstens nicht viel länger wartete.

Meistens durfte eine Witwe sich selbst verloben, nur hatte sie den Rath und die Zustimmung ihrer Verwandten einzuholen¹⁾.

Die Leistungen, welche der Freier um eine Witwe zu erfüllen hatte, waren dieselben wie für eine Jungfrau. Durch die vorangegangene Ehe war aber in dem Empfänger eines Theils der Leistungen eine Änderung eingetreten. Sobald die Witwe als Erzieherin und Wirtin ihrer Kinder in dem Hause ihres verstorbenen Mannes geblieben war, blieb sie auch der Mundschaft seiner Verwandten unterworfen, und ihr Bewerber hatte an diese den Brautkauf ganz oder theilweise, je nach der herrschenden Bestimmung, zu entrichten²⁾. Ihre eigenen Verwandten waren jedoch, da dieselben durch die Verwitwung zu ihr und ihrem Vermögen wieder in ein näheres Verhältniss getreten waren, ebenfalls nicht ohne Ansprüche, die befriedigt werden mussten. Der Brautkauf scheint ihnen also entweder gemeinsam mit jenen Anverwandten zugekommen zu sein, oder sie wurden, wie das nach salischem Gesetz geschah, durch eine besondere Zahlung des Freiers abgefunden.

Darauf beruht auch der vielumstrittene Titel XLIV der lex Salica über den Reipus. Derselbe bestimmt, dass, wer eine Witwe heiraten will, dies auf einer ungebotenen Gerichtsversammlung vor dem Thunginus oder Centenarius erklären und drei vollwichtige Solidi und einen Denar erlegen muss, worauf er die Frau erhält. Wenn er dies aber nicht thut und die Frau ohne weiteres nimmt, so wird er mit 62 $\frac{1}{2}$ Solidi gestraft, die (wie bei richtiger Eheschliessung die 3 Solidi 1 Denar) den Blutsverwandten der Frau in bestimmter Folge zukommen; sind solche nicht vorhanden, so

¹⁾ ed. Roth. 182. l. Burgund. LII. — Grág. festath. 2. Gulath. 51.

²⁾ ed. Rothar. 182. 183. l. Burg. LXIX. l. Saxon. VII, 2—4. — Hunsig. Busst. 31. Westerlawer Ges. 429, 1.

haben die Verwandten ihres verstorbenen Mannes, die nichts von ihm geerbt hatten, Anspruch darauf; bei ihrem Abgang fällt die Busse an den König (Fiscus). Dieselbe ist als eine Mundbrüche zu fassen; 62 $\frac{1}{2}$ Solidi werden auch nach salischem Recht bei widerrechtlichem Beilager und bei Entführung gezahlt (R. Schröder a. a. O. I, 16)¹⁾. Wenn nun diese Mundbrüche den Blutsverwandten der widerrechtlich geheirateten Frau zunächst zugesprochen wird, so beweist dies das nahe Verhältniss, in dem nach salischem Recht die Sippe derselben auch nach deren Verheiratung zu ihr blieb; nach der Verwitwung wurde dasselbe noch enger.

Eine sehr begreifliche Folge der Wiederverheiratung der Witwe war, dass gewisse Erbgenüsse aus dem Vermögen ihres vorigen Mannes aufhörten. Ausser Brautkauf und Morgengabe gestattete das langobardische Gesetz Aistulfs (V.) noch bestimmte Theile des Vermögens zur Nutzniessung der Witwe, welche mit der Wiedervermählung natürlich zurückfielen. Das westgotische und bayrische Volksrecht verliehen der Witwe, welche bei ihren Söhnen blieb, Sohnestheil am Erbe; mit dem Tage der Wiederverheiratung verlor sie es (I. Bajuv. XIV, 6. 7. I. Wisigot. IV, 2. 14). Nach burgundischem Recht (XLII. LXXIV) konnte die Witwe zwei Drittel des Vermögens als Erbe behalten, so lange sie unverheiratet war. Ebenso wie diese Genüsse erlosch mit der Verheiratung das Leibgedinge, denn sein Zweck, den Unterhalt der Witwe zu bestreiten, war erfüllt und die Frau war aus der Familie ihres Mannes ausgetreten.

Welche Wirkung die Scheidung lebender Gatten auf das Vermögen ausübte, hing von deren Grund ab. War seitens der Frau Ehebruch, Mordversuch oder ein beschimpfendes Verbrechen, wie Zauberei und Gräberschändung, Anlass zur Scheidung, so verlor sie sowohl ihr Eingebbrachtes als die Morgengabe, den Brautkauf und die andern Leistungen vom Manne. Anders verhielt es sich, wenn andere Gründe vor-

¹⁾ Dargun, Mutterrecht und Raubehe, S. 141 ff., führte den Reipus auf eine Sühne des Raubes der Witwe zurück.

lagen. Als solche galten hohes Alter des einen Theils, Unvermögen zur ehelichen Pflicht oder Verweigerung derselben, Widerwille, schlechte Behandlung, leichtsinniges Verlassen oder z. B. auf Island zu viel arme Verwandte, die ernährt werden mussten¹⁾. Grossartige Frauen schieden sich wohl zuweilen, wenn der Mann ein unwürdiges, thatenloses Leben führte oder sonst ihrer unwerth erschien. So verliess den König Olaf Tryggvason seine Gattin Gudrun mit ihrem Gefolge (Olafs. Tr. c. 168), und nach dem kleinen Sigurdliede drohte Brynhild dem Gunnar, ihn mit ihren Schätzen zu verlassen, weil sie ihn hinter Sigurd in allem zurückstehn sah²⁾. Auch ward die Ehe ohne einen bestimmten Grund nach beiderseitigem Übereinkommen zuweilen gelöst³⁾; beide Theile nahmen ihr zugehöriges Vermögen und waren wieder unbunden und frei. Zuweilen trennte der Mann einseitig und eigenmächtig die Ehe, wie Hårald Hårfagr, als er um Ragnhilds willen seine sämtlichen Frauen fortschickte. Ein solches willkürliches Verfahren ist jedoch als kein rechtlich gebilligtes zu bezeichnen, es hatte gewöhnlich auch die Fehde mit der beleidigten Familie des Weibes hinter sich (Fornmannas. 7, 176).

Die Ehe, welche offen und vor Zeugen geschlossen war, konnte auch nur vor Zeugen aus beiden Familien rechtlich gelöst werden (Grimm, Rechtsalterth. 454). In dieser Weise ging nach Tacitus (Germ. 19) die Trennung wegen Ehebruchs vor sich, und offen und mit bestimmten Formen wird bei jeder Ehescheidung verfahren sein. Wo ein geordnetes Gerichtsverfahren sich gebildet hatte, wurde in aller Form ein Process geführt und das Erkenntniss auf Scheidung öffentlich bekannt gemacht⁴⁾. Die Kirche strebte früh darnach, die Scheidung möglichst zu erschweren. Bereits in einigen Volks-

¹⁾ Grágás festath. 14, 53.

²⁾ Sigurðarqu. en skamma 10. 11. 16.

³⁾ Wenigstens ergeben dasfränkische Quellen der merovingischen Zeit: Gregor Tur. X, 8. Form. Marculf. 2, 30. Sirmond. 19. Andegav. 56.

⁴⁾ Nach Grág. festath. 14 den Nachbarn angezeigt.

rechten wird auf grundlose Trennung, wofür nach dem bayrischen Gesetz sogar die aus Widerwillen galt, Strafe gesetzt¹⁾. In den Capitularien der älteren Karolinger ist nur Ehebruch und Mordversuch als Scheidungsgrund zugelassen²⁾, und zu Worms 829 ward sogar der Ehebruch der Frau als kein Grund zur Auflösung der Ehe erklärt. Die Unauflöslichkeit der christlichen Ehe verfocht Papst Nicolaus I. gegen König Lothar II. hartnäckig und siegreich, und befestigte dadurch diese Lehre thatsächlich für das fränkische Reich. Hinkmar von Rheims erkannte in seinem Gutachten über die Scheidung Lothars II. von Theotberga nur zwei triftige Anlässe: erstens wenn beide Theile freiwillig in das Kloster gehn wollen, und zweitens wenn ein Theil des Ehebruchs überführt ist (*Opera Hincmari* I, 561 ff.).

Ein Verbot der Wiederverheiratung Geschiedener kannten die germanischen Stämme ursprünglich nicht, und die Kirche, welche bereits 407 die Lehre von der Untrennbarkeit der Ehe aufgestellt hatte, gerieth darum, trotzdem sie ihr Dogma in die Staatsgesetze hineingebracht hatte, in fortwährende und bedeutende Streitigkeiten mit dem weniger speculativen und mehr weltlichen Sinne. Am verwickeltsten und langwierigsten waren die Kämpfe wegen der Scheidung Lothars II. und seiner Verheiratung mit Waldrada. Welchen Antheil an Heinrichs IV. Schicksalen seine ehelichen Verhältnisse hatten, ist bekannt; der Staufer Friedrich I. ward 1158 von Papst Hadrian wegen seiner Wiederverheiratung als Geschiedener excommunicirt, während in andern Fällen die Kirche nachsichtiger war. Unter gewissen Umständen gestattete sie die Wiedervermählung. Hatte die Frau nämlich dem Leben des Mannes nachgestellt, so konnte er sich von ihr trennen und eine andere heiraten, die Frau musste aber unvermählt bleiben³⁾. Im Falle die Ehe wegen Impotenz des Mannes nicht vollzogen

¹⁾ I. Bajuv. VII, 14. I. Burg. XXXIV, 2. I. Grimoald. VI.

²⁾ Pippin. capit. 744 (Pertz, leg. I, 22). capit. 753 (Pertz, leg. I, 22).

³⁾ Pippin. capit. v. 753 bei Pertz, leg. I, 22.

war, durfte sich die Frau, wenn sie sich scheiden liess, wieder verheiraten (Regin. can. 242 f. Hartzheim 2, 551).

Hauptzweck der ehelichen Verbindung war von je die Erhaltung und Fortpflanzung der Familie. Blieb die Ehe unfruchtbar und schien die Schuld am Manne zu liegen, so hat eine sehr frühe Zeit nichts verfängliches darin erblickt, dass der Gatte sich durch einen kräftigeren Mann vertreten liess. Dem griechischen Alterthum und auch dem alten Indien war das nicht fremd¹⁾. Ein thüringischer Ritter, der wegen Unvermögens keinen Erben von seiner Frau gewinnen konnte, kam zu Landgraf Ludwig, dem Gemahl der heiligen Elisabeth, und bat denselben, ihn zu vertreten²⁾. Wird dieses Anliegen auch als eine *affenheit* des Ritters dargestellt, so wurzelt es doch in einer alten Sitte, die aus mehreren westfälischen Dorfweisthümern späterer Zeit, freilich in humoristischer Einkleidung, als altüberliefert sich erschliessen lässt³⁾. Sie mochte freilich zur Zeit der Aufzeichnung längst ausser Brauch sein.

In einer Zeit, in welcher die kirchliche Lehre von der Verdienstlichkeit ehelicher Enthalttsamkeit Eingang fand, blieben oder wurden manche Ehen bloss Scheinehen. Die Geistlichkeit pries das als ein heiliges Werk, und einige Fürstinnen und Fürsten erwarben sich hierdurch den Heiligenschein. Man freut sich um so mehr über die Synode von Schwerin, welche sich 1492 (c. 36) sehr entschieden gegen derartige Verbindungen erklärte. Bei gesunden und verständigen Menschen konnte freilich eine solche Verirrung nicht vorkommen, und in der heidnischen Zeit wusste man davon nichts. Wohl aber kannte man die Sitte und führte sie

¹⁾ Grimm, Rechtsalt. 445. Kohler in d. Z. f. vergl. Rechtswissensch. 3, 394 (1882).

²⁾ Leben der h. Elisabeth vom Verf. der Erlösung. Her. von M. Rieger. Stuttgart. 1868. v. 3387 ff.

³⁾ Grimm, Weist. III; 42. 48. 70. 311. — Die Strafbestimmungen l. Liutpr. 130 u. l. Wisigot. IV. 1, 2 über Verleitung der Frau durch ihren Mann zum Ehebruch fallen unter einen ganz andern Gesichtspunkt.

durch, dass ein Paar das Lager theilte, ohne sich näher zu berühren, wenn es die Umstände heischten. Da legte der Mann ein nacktes Schwert oder einen Stab zwischen sich und die Frau, und der sittliche Entschluss ward durch die leichte äussere Scheidung gestärkt. Wir haben davon schon früher gesprochen ¹⁾.

¹⁾ Bd. 1, S. 314.

Achter Abschnitt.

Das Hauswesen.

Nachdem wir die rechtlichen Verhältnisse dargelegt haben, welche die Verheirathung und dann die Auflösung der Ehe durch den Tod oder die Scheidung für die Frau geschaffen hatten, soll das Hauswesen geschildert werden, worin die deutsche Frau der Vorzeit waltete und dessen Gestaltung sie im Wesentlichen vollzog, wenn auch die Grundlage dafür die allgemeine Cultur des Volkes gab. So lange nicht die Familie aufgelöst und das Recht der Persönlichkeit nicht vernichtet sein wird, bleibt auch das Haus der Boden, auf dem das Weib seinen natürlichen Wirkungskreis hat. Derselbe ist keineswegs auf des Leibes Nahrung und Nothdurft beschränkt, sondern begreift auch die Pflege des Hausgeistes, das ist des inneren Lebens der Familie. Das ist eine hohe Arbeit, die auch in kleinem, geordnetem Haushalt und von dem eigenen Hause aus die einfachste Frau thun kann zum Segen des ganzen Volkes.

So lange ein Volk keine festen Wohnsitze hat, hat es auch keine Häuser, sondern nur Wanderzelte oder leicht abzubrechende Stangen- und Strohhütten. Bei dem unsteten Leben kann sich aber auch keine stetige Wirtschaft und keine Häuslichkeit entwickeln.

Was nun die Deutschen oder weiter gefasst die Germanen anlangt, so ist zur richtigen Beurtheilung ihrer Urzeit zunächst gründlich mit der falschen, zum Dogma gewordenen Annahme zu brechen, dass sie beim Anfange ihrer durch Römer und Griechen zuerst geschriebenen Geschichte noch

Wanderhirten waren oder wenigstens ein halbnomadisches Leben innerhalb Deutschlands geführt haben. Eine vorurtheilslose, kritische Prüfung der Nachrichten Cäsars, Strabos und Tacitus über den Ackerbau der Deutschen, wie sie namentlich von Anton Baumstark¹⁾ vorgenommen worden ist, beweist, dass die Deutschen um den Anfang unserer Zeitrechnung neben der Viehzucht den Ackerbau als einen Theil ihrer Wirtschaft trieben, der für die Volksernährung von Wichtigkeit war; ferner dass die einzelnen Völker auf abgegrenzten Gebieten wohnten, nicht bloss von den Kelten im Westen und Süden, von den Slaven im Osten, sondern auch unter sich durch natürliche oder künstliche Marken geschieden. Wie lange sie bereits die Landschaften zwischen Weser und Weichsel, zwischen dem mitteldeutschen grossen Gebirgszuge und der See, die zur Zeit von Cäsar und Tacitus schon durch Eroberungen im Westen und Süden Erweiterungen bis an den Rhein und gegen die Donau erhalten hatten, bewohnten, lässt sich nicht sagen. Da aber die Süd- und die Nordgermanen ein grosses Volk bilden, und von den skandinavischen Archäologen, unter Zustimmung der Anthropologen, festgestellt ist, dass die Bevölkerung des südlichen Schwedens, der dänischen Inseln, Jütlands und Schleswigs seit dem jüngeren Steinalter, durch das Bronze- und das Eisenalter hindurch dieselbe gewesen ist, ferner dass das mit der Bevölkerung der jüngeren Steinzeit durchaus zusammenhängende Volk der älteren Bronzeperiode entschieden von leiblicher germanischer Art war, so reicht die Besitznahme der genannten skandinavischen Landschaften und der kimbrischen Halbinsel in eine gewaltige Zeittiefe hinab. Die schwedischen Archäologen nehmen sogar an, dass schon 3000 Jahre vor Christus Germanen im südlichen und östlichen Skandinavien heimisch waren. Das waren nun keineswegs wilde Barbaren, die, in Felle dürrtlig gehüllt, halb- oder ganz nackt um das Herdfeuer lagen und nur von

¹⁾ Urdeutsche Staatsalterthümer zur schützenden Erklärung der Germania des Tacitus, S. 828 ff. (vgl. auch denselben in den Jahrb. f. klass. Philol. 1863, S. 866). — Vgl. auch Rud. Much in der Z. f. d. Alterth. XXXVI, 97 ff.

Jagd und Fischerei lebten, sondern, wie noch die in Eichen-särgen auf uns gekommenen stummen Zeugen aussagen, ein wohlgekleidetes Volk, mit schönen Waffen und Geräthen, reich an Goldschmuck, also nach allem zu urtheilen, eine sehr cultivirte Bevölkerung. Auf solcher Stufe treibt aber jedes Volk, soweit Klima und Boden es gestatten, Ackerbau.

Es sind auch hierfür stoffliche Beweise erhalten in den pflugscharartigen dreikantigen Steingeräthen, die, an der Spitze abgenutzt, sichtlich Theile eines Pfluges gewesen sein müssen. Sie sind in Skandinavien wie in Deutschland nicht selten zu finden¹⁾ und gehören zu einem hölzernen Pfluge, der, von dem römischen und dem keltischen Ackerinstrument verschieden, weit praktischer als diese war und als deutscher Pflug zu bezeichnen ist, der gleich dem Worte den Germanen eigenthümlich ist und mit ihrer Ackerbestellung durchaus zusammenhängt²⁾. Die Deutschen haben den Ackerbau weder von den Römern noch von den Kelten gelernt, sondern längst geübt und mit praktischem Sinn geübt, ehe diese Nachbarn auf sie Einfluss gewannen. Das ist denn auch wohl ein Beweis uralter Sesshaftigkeit und der Entwicklung ihres Wirtschaftslebens.

Gerste und Hafer scheinen die ältesten Getreidearten, welche die Germanen bauten. Plinius (h. nat. 18, 44) beschränkt den deutschen Ackerbau auf Hafer; aber aus sprachlichen und anderen Zeugnissen müssen wir auch die Gerste als von undenklicher Zeit verbreitete Ackerfrucht in Süd- und Nordgermanien annehmen (Altnord. Leben 78)³⁾. Hafer, Roggen (sigale) und Gerste waren im westlichen Norddeutschland gegen Ende des 8. Jahrhunderts die üblichen Getreidearten (capit. Saxon. n. 797). Spelt, eine Weizenart, ward in Süd- deutschland, nachdem es erobert worden war, gebaut. Je nach

¹⁾ Aug. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Berlin 1895. I, 281.

²⁾ Meitzen a. a. O. I, 274 ff. 281 f.

³⁾ Tacitus (Germ. 23) nennt Weizen und Gerste als Stoffe des von den Deutschen bereiteten Getränkes.

Boden und Klima wurden also alle unsere Getreidearten schon früh und mehr und mehr von den deutschen Äckern getragen. Dazu kamen die Bohnen als sehr alte und im späteren Mittelalter wie in manchen Gegenden noch heute verbreitete Hülsenfrucht. Im salischen Gesetz werden neben den Bohnen auch Linsen- und Erbsenfelder erwähnt; Hirse ward auf Karls d. Gr. Musterhöfen gebaut. Bereits Plinius nennt Rettiche, eine schmackhafte Wurzelart und ein spargelartiges Gewächs (h. nat. 19, 26. 28, 42) als gute deutsche Gemüse.

Tacitus nennt als einzige Pflanzennahrung der Germanen die wilden Äpfel (Germ. 23), was also sehr zu beschränken ist. Jedenfalls werden auch Eckern und Eichen, Schlehen, wahrscheinlich auch Mispeln und die mannigfachen wilden Beeren von den ältesten Deutschen als essbar gekannt und bei unverwöhntem Geschmack gewürdigt worden sein. Die besseren und gezüchteten Obstarten lernten die Deutschen erst durch die Römer und auf den von diesen cultivirten Ländereien kennen und züchten. Im salfränkischen Gesetz wird der Diebstahl in Äpfel- und Birnengärten bestraft (tit. XXVII); sie waren also vorhanden.

Ausser den wilden Früchten der Bäume und Sträucher, bedurfte, was die Erde sonst für die Nahrung erzeugte, Getreide und Gemüse der Arbeit, und von dieser Feldarbeit nahmen die Frauen und Mädchen ein gut Theil auf sich. Tacitus schildert (Germ. 15), wie die tapferen germanischen Männer in Friedenszeiten den Tag faul hinbringen, unter Schlaf und Mahlzeit ihn theilend. Die Sorge für Haus und Feld überlassen sie den Weibern und Kindern (vergl. auch Germ. 25) und den zum Waffenwerk untüchtigen — wir setzen hinzu, auch den Unfreien und Freigelassenen. Ist die Darstellung von Tacitus auch etwas grell, so wird doch jedenfalls richtig sein, dass die freien und adelichen Männer, die aus dem Kriege ihren eigentlichen Beruf gemacht (*fortissimus quisque ac bellicosissimus*), sich um Haus- und Feldwirtschaft wenig gekümmert haben. Die andern Freien aber werden, falls sie nicht unter Waffen stunden, auch auf dem Acker und bei den Herden nicht unthätig gewesen sein. Auf den kriege-

rischen Wanderzügen traten natürlich ganz andere Verhältnisse ein. Da war Krieg.

Als die sogenannte Völkerwanderung vorüber war und auch das Heerwesen eine Änderung erhalten und der gemeine freie Mann im Ganzen nur als freier Bauer auf seinem Hofe lebte, wird er, falls er kein schlechter Bauer war, seine Arbeit nach Gebühr als Wirt des Hofes gethan haben. Ihm kam vor allem zu, ausserhalb, auf Feld und Weide, zu schaffen, der Frau aber im Hause, wie auch die nordischen Frauen nur innerhalb des Gebäudes (innan stocks) die Wirtschaft (ráð) zu führen hatten.

Grösserer oder kleinerer Besitz brachte in allem dem eine Verschiedenheit der Einrichtung; nicht minder, wenn die Männer Fischer waren oder gar Seefahrer und meist vom Hause abwesend. Noch heute bestellen in friesischen Gegenden die Frauen die ganze Wirtschaft dann allein¹⁾. Neben den Knechten haben auch die Mägde im Mittelalter den Pflug führen müssen²⁾, eine schwere Arbeit. Bei der Ernte wird, wie noch heute, alles zugegriffen haben, auch die Töchter des freien Bauern, und nur die Hausfrau am Herde geblieben sein.

Wir haben es nachdrücklich hervorgehoben, dass der Ackerbau in sehr alter Zeit von den sesshaften Germanen getrieben ward und zur Volksernährung wesentlich beitrug. Damit ist jedoch die sehr hohe Bedeutung der Viehzucht für keine Periode der Vorzeit verkannt und nicht geleugnet, dass die Herden der werthvollste Besitz des Bauers waren, sein Geld, d. h. ein Gut, das er nicht bloss zur täglichen Nahrung verwendete, sondern das auch als leicht verfügbarer Werth im Verkehr galt. Die Viehzucht hat bis tief ins Mittelalter hinein den Ackerbau im allgemeinen überwogen. In Dänemark, das unter den skandinavischen Ländern für die Ackerwirtschaft am günstigsten liegt, war sie noch im 12. Jahr-

¹⁾ Chr. Jensen, Die Nordfriesischen Inseln. Hamburg 1891, S. 139.

²⁾ Die kluoge, diu nâch dem phluoge muoz sô dicke erkalten, schalten den wagen sô er gestât, MSH. 2, 159. phluoghalterin, stivaria, Diefenb. Gl. 554*.

hundert gering und der Reichthum des Volkes bestand in dem Vieh¹⁾.

Rosse, Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen sind die indogermanischen Herdenthiere. Weide gab es überall genug und, wie die Römer wussten, vortreffliches Grasland auf leichtem Sandboden (Plin. h. nat. 17, 3). Die Pferde und Rinder waren klein und unansehnlich, aber die Rosse waren schnell und ausdauernd sowie die Kühe fruchtbar und milchreich. Es war Steppenvieh. Die Zahl der Stücke schätzten die Deutschen mehr als die Ansehnlichkeit der einzelnen Häupter. Doch trat allmählich Verbesserung der Gattung ein. Als sich ein Theil der Alemannen nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit durch die Franken in das Reich des ostgotischen Theoderich rettete, befahl der grosse König den Norikern, das stattliche, aber abgetriebene Vieh der durchziehenden Fremden gegen ihr zwar kleines, aber zähes Alpenvieh umzutauschen, damit jene schneller weiter könnten (Cassiod. var. III, 50). Von dem Viehstande einzelner Völker kann die Nachricht eine Vorstellung geben, dass bei einem Streifzuge Kaiser Valerians in gotisches Land allein in den Meierhof des Kaisers 2000 Kühe, 1000 Stuten, 10.000 Schafe, 15.000 Geisse als Beute eingebracht wurden (Flav. Vop. vita Aurel. c. 10).

Der Hauptbesitz lag in den Kühen. Die Kuh bildete bei den Deutschen wie bei den Skandinaviern die Grundlage für die Werthbestimmungen²⁾. Die Pflege der Rinderherden, die Zähmung der Stiere für den Pflugdienst war Geschäft des freien Bauern. Aber das Melken und Füttern galt für Arbeit der Knechte und Mägde. Selbst wenn Noth um Wirtschaftskräfte war, hätte eine nordgermanische Hofbäuerin niemals sich herabgelassen, das Vieh zu besorgen³⁾.

Durch Milch- und Fleischnutzung und durch ihre Häute werthvoll, dienten die Stiere, Ochsen und auch die Kühe zum

¹⁾ Dahlmann, Geschichte Dänemarks I, 241.

²⁾ 1. Rib. 36. 1. Burg. IV, 1. 1. Alam. Hloth. 77, 3. cap. Saxon. a. 797. tit. II. Mein Altnord. Leben 52 f.

³⁾ Grágás festath. 21. Engelstoff, S. 261.

pflügen und zum fahren, wie das bis heute in vielen (freilich nicht in allen) Landschaften Deutschlands Brauch ist.

Neben der Kuh hat in der Viehwirtschaft das Schaf eine grosse Bedeutung, da es Fleisch, Milch und Wolle ausser den Häuten liefert. Aber auch das Schwein ist von grossem Werth und seine ausgedehnte Zucht in den weiten Buchen- und Eichenwäldern des Festlandes sowie der dänischen Inseln und des südlichen Schwedens stund im ganzen Mittelalter in Blüte. In dem salischen Gesetz (tit. II) äussert sich die Werthschätzung dieses Theiles des Viehstandes. Den Thüringern ward von den Franken nach ihrer Unterwerfung ein Schweinezins aufgelegt, den sie bis in das 11. Jahrhundert an den König geben mussten. Die Bayern und die angrenzenden Schwaben bis zur Iller trieben einen ausgedehnten Handel mit den nützlichen Rüsselthieren. In den Zusätzen zur lex Alamannorum (CI, 2. 3) wird der Schweinehirt höher als die andern Hirten im Wergeld gesetzt. In Norwegen freilich finden wir den Sauhirten als den geringsten der Knechte; die Norweger höhnten die Dänen damit, dass sie lieber die Schweine in den Wald trieben als zur Schlacht gingen, und die Schweine füttern (*svinum soð gefa*) galt ihnen als gemeinster Dienst, den sie daher ihren Feinden anwünschten¹⁾.

So lange der Ackerbau nicht den grösseren Theil des culturfähigen Landes in Anspruch nahm und der Wald ausgebreitet genug war, um Schädigungen nicht sehr zu empfinden, sind auch grössere Ziegenherden gehalten worden. Karl der Grosse ordnete in seinem Erlass über die Einrichtung der königlichen Meierhöfe (c. 23) an, dass äusser den Kuh-, Schweine- und Schafherden auch Geiss- und Bockherden (*capritias, hircaritas*) gehegt würden. Es ist der Viehstand der ältesten Zeit, welcher sich, nur im Verhältniss gegen einander nach Landschaft und Zeitraum wechselnd, auch durch die folgende Zeit als Grundlage der Landwirtschaft fort erhielt.

Milch und Fleisch²⁾ liefern die Rinder-, Schaf- und Ziegenherden. Die Milch diente zum nahrhaften Trunk auch den

¹⁾ Altnord. Leben 44 ff. Helgaqu. Hundingsb. I, 35. II, 38.

²⁾ J. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, c. 41.

Männern¹⁾, ausserdem gibt sie den Käse, den Cäsar unter den Hauptnahrungsmitteln der Deutschen kannte (b. g. VI, 22), oder die geronnene Milch, den weissen weichen Quarg, die Tacitus nennt (Germ. 23). Bei den volksthümlichen Käsearten der süddeutschen Berge, dem Topfen und Zieger, haben sich auch die heimischen alten Benennungen erhalten, so wie im alemannischen Anke (ancho) der deutsche Name der Butter, die nach Plinius (h. n. 28, 35) bei den Barbaren, welche Vieh genug besaßen²⁾, um Milch zum Buttern übrig zu haben, sehr geschätzt war. Auch das für Fett überhaupt gebrauchte Wort smero (nord. smiör, smör) bezeichnete die Butter, im oberdeutschen freilich gern als chuosmero oder ancsmero näher bestimmt. Ranzige Butter verwandten die Burgunder in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts zur Haarsalbe (Sidon. Apoll. carm. 12, 6).

Von den Herden kam das Fleisch des zahmen Viehs, durch die Jagd das Wildpret (Cäsar, b. g. IV, 1. Tacitus, Germ. 23). Schaf- und Schweinefleisch wird am meisten gegessen worden sein, auch wohl das der Geisse. Bei den Angelsachsen des 7. und 8. Jahrhunderts war es ebenso. Das Fleisch ward auch getrocknet und geräuchert³⁾. Karl der Grosse befahl, dass in seinen Meierhöfen (capit. de vill. 34. 35) stets ein Vorrath an Speck, Rauchfleisch, Sülze und frisch gesalzenem Fleisch sowie Schöpsen- und Schweinefett vorhanden sei. Über die mannigfachen Fleischspeisen der späteren Jahrhunderte werden wir weiterhin reden.

Aus dem Pflanzenreich kommt das Getreide überwiegend für die Nahrung in Betracht.

Das Mahlen der Körner geschah auf Handmühlen⁴⁾, das war eine harte Arbeit, welche besonders den Mägden oblag.

¹⁾ Altnord. Leben 152.

²⁾ Auch aus den angelsächsischen Urkunden ergibt sich, dass die Butter nur auf den Tisch der Reichen kam, H. Leo, Rectitudines 202. — Die Geschichte der Butterbereitung behandelt B. Martiny, Kirne u. Girbe, Berlin 1895.

³⁾ Tacitus spricht nur von frischem Fleisch (recens fera).

⁴⁾ got. *quairnus*, ahd. *quirn*, mhd. *kurne*, *kürne*, ags. *cveorn*, *cvyrn*, altn. *quern*; lith. *girna*, poln. *żarna* bezeichnen die Handmühle,

Wer gedenkt nicht jener Mühlmägde aus der Odyssee, deren Klage und Treue der heimgekehrte Odysseus belauschte? Auch unsere alte Poesie berichtet von diesen Arbeiterinnen, die zu den niedrigeren Mägden gerechnet wurden, weil ihre Beschäftigung nur grobe Kraft, keine Geschicklichkeit verlangte¹⁾. Zwei gefangene Riesinnen, Fenja und Menja, mussten dem König Frodi Gold, Friede und Glück auf der Mühle Grotti mahlen. Tag und Nacht arbeiten sie und Schlaf wird ihnen nicht länger gegönnt, als der Kuckuk im Rufen einhält und man ein kurzes Lied singen kann. Darum stimmen sie ein zauberndes Rachelied an und mahlen statt Friede auf der Zaubermühle ein Feindesheer, das den König erschlägt. Aber es war nur ein Wechsel des Plagers; Ruhe finden sie nicht, neue Arbeit wird ihnen gegeben und sie sollen Salz mahlen. Da arbeiten sie so stark, dass das Schiff, auf dem die Mühle steht, birst und sie in das Meer stürzt. Davon ist das Meer salzig geworden²⁾.

Dass die Mägde oder Sklavinnen die Mülharbeit mit Liedern begleiteten, ist aus dem hellenischen Alterthum überliefert. Bei den Finnen, bei den Arabern und afrikanischen Stämmen sind solche Mahlgesänge noch bekannt³⁾.

den Mühlstein. Ahd. *mulī*, mhd. *mül*, ags. *myln* Mühle ist aus spätlat. *molina* entlehnt und bedeutet die Wasser- oder Windmühle. Die steinernen Handmühlen, welche sich in Deutschland und im Norden in der Erde gefunden haben, bestehn gewöhnlich aus einem grösseren Steine als Unterlage, auf oder in welchen ein kleinerer passt, so dass Körner durch das aufeinanderreiben der Steine zermalmt werden können. Nach dem angelsächsischen Rätsel vom Mühlstein war auf dem oberen Stein, um ihn besser fassen zu können, ein Ring befestigt (Cod. Exon. 387, 8). Aus der ags. Sachsenchronik zum Jahre 938 ergibt sich, dass es auch Mühlen mit Messern gab, welche die Körner zerschnitten und zermalmt.

1) I. Fris. XIII. Schmid, Angels. Gesetze 2 (Ädelbirhtes dōmas II). Die Mühlmagd heisst angels. grindende peōwa.

2) Skaldskaparm. 43. (Sn. E. I. 378—390) mit der pros. Erzählung und dem Liede Grottasöngr, das auch von Munch, Bugge, F. Jónsson in ihre Ausgabe der Eddalieder aufgenommen worden ist.

3) O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, S. LXIII f.

Helgi, Siegmunds Sohn, ist auf Kundschaft am Hofe der Feinde gewesen und die Verfolger sind ihm auf den Fersen. Er rettet sich nur durch Verkleidung als Mühlmagd. Wie er so an den Mahlsteinen arbeitet, dass sie schier springen und seine Augen im Welsungenglanze sprühen, werden die Feinde seiner gewahr und schöpfen Verdacht. Helgis Freund findet aber rasch die Ausrede, die Magd sei eine gefangene Walküre, und so ziehen die Verfolger weiter¹⁾.

Die Handmühlen haben sich zur Qual der Mägde sehr lange erhalten. Noch heute sind sie, freilich in veränderter Gestalt und nicht mehr für das Mehl mahlen, in den Haushaltungen zu finden. Daneben gab es auch grössere Mühlen, die durch Thiere bewegt wurden, wie das gotische *asiluquairnus*, Eselsmühle, zeigt.

Die Wassermühlen waren durch die Römer den Ostgoten, Franken, Burgundern und Westgoten bekannt worden. Sie dienten nicht bloss zum Gebrauche des Besitzers, welcher sie durch einen Unfreien führen liess, sondern auch für das allgemeine Bedürfniss²⁾. Die Strafe für ihre Beschädigung war sehr hoch. Wasser- und Windmühlen waren im 8. Jahrhundert auch in England schon in allgemeinem Gebrauche, und fast jeder Ort besass eine solche Mühle³⁾.

Die einfachste Verwendung des in der Mühle zubereiteten Getreides war als Grütze und als Brei. Dürften wir aus heutiger Neigung auf frühere schliessen, so wäre die Grütze besonders im Norden beliebt gewesen; noch heute ist sie Lieblingsspeise der Dänen und Jüten. Bekannt war sie aber auch in Oberdeutschland, wie die Worte bezeugen⁴⁾. Mit der Grütze ist der Brei nahe verwandt. Plinius erzählt, die Germanen lebten vorzüglich von Haferbrei⁵⁾, und seine Angabe hat für viele Jahrhunderte ihre Wahrheit behalten; Haferbrei

1) Helgaqu. Hundingsb. II, 1. 2.

2) Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. II. 1, 93.

3) Leo, Rectitudines 202.

4) mhd. *grütze*, *grüz*, *griuze*, *griez*; nd. *grutte*; dän. *grød*; schwed. *gröt*; altn. *grauþr* (puls).

5) Hist. nat. 18, 44.

war noch im 15./16. Jahrhundert die gewöhnliche Nahrung der ärmeren¹⁾. Daneben war Gerstenbrei beliebt, ferner Bohnenbrei und Hirsebrei²⁾. Die Breiliebe der Normannen, welche ihnen den Namen *bouilleux* zuzog, scheint Nachwirkung ihrer germanischen Abkunft. Im 17. Jahrhundert waren Breie auf den Tafeln der französischen Könige ein beliebtes Gericht; sie werden sich freilich von dem urgermanischen Haferbrei bedeutend unterschieden haben, wie auch jene nordischen Breie, welche als Reizmittel zum Trinken benutzt wurden (*ölkrásir*). Im allgemeinen galt Brei, wie heute Brot, zur Bezeichnung von Essen oder Nahrung überhaupt; darum sprach Freidank: der Thor sorgt ängstlich alle Tage, wie er genug des Breis erjage (58, 22), und: Ist dem Thoren Brei zur Hand, was kümmert ihn das Vaterland? (83, 27).

Das älteste Brot³⁾ war im Grunde nichts anderes als am Feuer gerösteter Mehلبrei. Ungesäuert, in flacher Kuchenform⁴⁾ bereitet, verlangte es keine grosse Backkunst; solches Brot hiess *Derbbrot*⁵⁾. Es war meist aus Gersten- oder Hafer-

1) Beheim, Buch v. d. Wienern 386, 13. Hans Sachs V, 356^b.

2) Hoffmann, Fundgruben 2, 24. 36. Helbl. 8, 880. Schmell. I², 353. Uhland, Volkslieder n. 329. — Hirsebrei bei den Sarmaten nach Plinius, h. n. 18, 24 sehr beliebt. Mhd. ward eine breiartige Speise zuweilen auch *muos* genannt, im besonderen *apfelmuos*, *birumuos*, *küttenmuos*, *morchenmuos*; auch *koch* (n.) kommt schon mhd. vor, das im bayrisch-österreichischen eine breiartige Speise von mancherlei Stoff bezeichnet, Schmeller I², 1220. Lexer, Kärnt. Wb. 163. Hildebrand im Dtsch. Wb. V, 1552. — Die *giselitze*, *geislitz* war auch eine Breiart, die bei feinerer Bereitung ein Herrengericht, bei gröberer als eine Art Polenta Bauernspeise war und aus slavischer Kochkunst stammt, Hildebrand in Grimms D. Wb. IV. 1. 2, 2622 f.

3) got. *hlaifs*; ahd. *hleip*, *leip*; altn. *hlaifr*; ags. *hláf*. Vom germ. entlehnt poln. *chléb*, russ. *chljeb*, litth. *klepas*, lett. *klaips*.

4) Dieses flache, ohne Gährungsmittel bereitete und in der Asche gebackene Brot ward auch *kuoche* geheissen, es lebt in dem thüring. obersächs. schles. *Platz*, *Brotplatz* fort; R. Hildebrand im D. Wb. V, 2497. Weinhold, Beitr. zum schles. Wörterb. 71^a.

5) *derb brôt*, *azymus*, ags. *peorf hláf*. Vgl. im allgemeinen Hoffmann, Ahd. Glossen 15, 14—18. Über die römischen Brote Plin. h. n. 18, 27.

mehl¹⁾, später auch aus Roggen, Dinkel oder Spelt bereitet, und das Mehl scheint nicht fein gemahlen; darum war es schwer und dick (Rîgsth. 4). Ihm stund ein besseres, durch Gährmittel aufgetriebenes Brot gegenüber²⁾, das aus Weizenmehl gebacken ward und *schoen brôt*, auch *weizbrot* hiess³⁾. Seine Gestalt war eher kuchenartig als in der gewölbten Weise unserer Brote. Hartgebacken, flach und rund war das Halbbrot oder Gastel (auch wastel, frz. gastel, gâteau)⁴⁾. Mondförmige Brote wurden den Freckenhorster Nonnen im 11. Jahrhundert in der Fastenzeit dreimal in der Woche gebacken. Eine feinere, runde und ringförmige Brotart hatte den Namen Brotring (coronella Rudlieb VI, 86. ringila, ringilinc und seit dem 15. Jahrhundert Kringel), auch Stechling, woraus sich durch allerlei Zuthaten unsere Napfkuchen, Gugelhupfe und Torten gebildet haben⁵⁾. Als Gebäck aus Weizenmehl (lat. simila) ergibt sich die Semmel, die seit dem 11. Jahrhundert (Arnold de S. Emmeramo l. II. Canis. lect. antiqu. II, 145) nachweisbar ist, während das Wort vorher nur das feine Mehl bezeichnete. Von feinerem Mehl, zuweilen auch (wohl mit geschmolzener Butter oder mit Öl) begossen, war der Wecke, von seiner keilförmigen Gestalt so genannt, und daher wohl dasselbe als der panis triangulus coctus et frictus; auch vier-eckiges Feinbrot wird erwähnt. Gebäck mit Samenkörnern bestreut oder mit Salz, dann Brote mit Speck bestrichen, werden im Rudlieb (VI, 85 f.) genannt. Eine dünne Kuchenart, ebenfalls meist von Weizenmehl, die in der Herdasche gebacken wurde,

¹⁾ Grieshaber, Predigten 2, 212.

²⁾ *erhaben brôt fermentatus*. — Gährmittel got. *beist*; ahd. *deismo*, mhd. *deisme*, nhd. *deisam* (Grimm, D. Wb. II, 913), ags. *pæsmā*, nd. *dësem*; ahd. *hefo*, *hevilō*, mhd. *hebe*, *heve*, *hepfe*; mhd. *gerwe*, nhd. *gerben*, *germ*; altn. *dregg*.

³⁾ *schoenez brôt* Nith. Ben. 34, 4. Weist. 1, 466. 614. 2, 328. 406. 606. Altd. Kochb. bei Haupt, Z. f. d. A. 5, 13. — *weizbrôt* Roth. 2543. MSH. 2, 287^b. Weist. 2, 117. *hleifr hvitr af hveiti* Rîgsm. 30. *cluen hlâf* Leo, Rectitud. 199.

⁴⁾ Vgl. W. Grimm zu Graf Rudolf H, 15.

⁵⁾ Panis tortus; tourte, tourtel, Roquefort et le Grand vie privée 1, 97. 2, 276.

hiess *vochenza*, *Fochenz*¹⁾, bei Germanen wie bei Romanen bekannt. Beliebtes Tischgebäck waren die Brezeln, die auf Bildern des 12. und 13. Jahrhunderts von ziemlicher Grösse und in heutiger Gestalt zu sehen sind; sie wurden mit Öl bestrichen²⁾. Zu den feineren Backwerken wird auch das Schlüsselbrot zu rechnen sein, das mit den Semmeln zusammen genannt und wohl auf gutem Tisch in Schlüssel aufgesetzt wurde (Elisab. 424. Rothe, Düring. Kron.). Ein Wiener Gebäck von Weizenmehl waren schon im 13. Jahrhundert die Kipfel (kipfe, Enikel Fürstenb.); neben ihnen wize flecke, die auch mit Wecken und Wasteln zusammen genannt werden (Lexer, Wb. 3, 389). Seit dem 11. Jahrhundert finden sich die Krapfen, ein in Schmalz oder Öl gesottenes Gebäck, ursprünglich wohl nach dem Namen (*chrapfo*, Haken) hakenförmig, meist mit Füllung verschiedener Art (Obst, Eier, gehacktes Fleisch oder Speck, Käse), das, wie noch heute, besonders zu Fastnacht gebacken ward, aber auch zu Kirchweihfesten. Der Name ist noch jetzt ober- und mitteldeutsch; in Norddeutschland werden sie (so in Berlin) Pfannkuchen genannt (Hildebrand in Grimms D. Wb. V, 2064 ff. Lexer, Wb. 1, 1712), worunter anderwärts der Eierkuchen (*omelette*) verstanden wird.

Ein Klostergebäck waren die *crede mihi*, die zu gewissen Zeiten in niederrheinischen Stiftern vertheilt wurden und deren Name auch niederländisch erscheint (*crede micke*). Zu dem auffallenden Klosternamen (glaube mir) hat J. Grimm den hennebergischen gewisser Klösse verglichen, die Herr Gott behütes (gekürzt: Behütes) heissen oder hiessen³⁾.

¹⁾ Mittellat. *focacius* (*cinere coctus et reversatus*); ital. *foccacio*; span. *hogaza*; franz. *fouasse*. Vgl. Hoffmann, Ahd. Glossen 51, 11. Graff 3, 441. Grimm, D. Wb. III, 1863. Diez, Rom. Wb. s. v. *focaccia*. Regis Rabelais 2, 117. Das Wort bezeichnet in Süd-Deutschland heute bald eine Milchsemmel, bald ein grösseres Brot. Es ward auch von slovenischen Nachbarn aufgenommen. — Der deutsche Name *ascherkucke* kommt im 15. Jahrh. vor. — ags. *foca*, panis sub cinere pistus.

²⁾ ahd. *prezila*, *prezitella*, *pricella*; mhd. *prëzile*, *prëzel*, aus mlt. *bracellus*.

³⁾ *Credemicke* scheint zu *Micke* abgekürzt, das als Name von kleinen Weissbrötchen oder Semmeln auch niederdeutsch erscheint, ebenso wie mlat. *micha*, *michea* (woraus französ. *miche*, *michotte*)

Wie schon die Krapfen durch die Füllung auf mittelalterlichen Gaumenkitzel deuten, so auch die österreichische aus dem 13. Jahrhundert (Helmbr. 445) bezeugte Clamirre, die sich bis in unser Jahrhundert unter dem Namen Klammer oder Klemmer in Österreich erhalten hatte: zwei Semmelschnitten, zwischen ihnen eine Lage gekochter Zwetschen oder Kalbshirn, und dann in Schmalz gebacken (Keinz, zu Helmbr. 445). Auch das bāhen (rösten) des Brotes, das nach Wolframs Parzival 420, 29 im Kessel geschah, gehört zur „Gutschmecke“.

Die Kuchenbäckerei hat seit dem 14. Jahrhundert sich mannigfacher ausgebildet; bis dahin hielt sie sich einfacher. Die Beigaben zum Mehlteig, das bestreichen der oberen Seite mit Schmalz oder andern Fetten, auch das bestreuen mit würzenden oder schmeckenden Dingen stellten Verschiedenheit der Arten her¹⁾. Lebkuchen werden seit dem 13. Jahrhundert erwähnt (Martina 248, 90 ff.); nach der Beschreibung sind es süsse Honigkuchen (vergl. auch h. Elisabeth. 1755). Von dem zugesetzten Gewürz bekamen sie den Namen Pfefferkuchen (15. Jahrhundert).

Zu diesem Hausgebäck kam in der heidnischen Zeit, wie wir aus isländischen Quellen bestimmt wissen, noch die Tempelbäckerei, welche die Frauen besorgten. Götterbilder und heilige Thiere wurden in Teig geknetet, mit Öl bestrichen und an geweihter Stätte von den Weibern gebacken²⁾. Die

ein kleines Weissbrot bezeichnet. Ob dies auf credemiche oder auf mlat. mica zurückgeht, das auch für ein Kleinbrot verwandt wird (Du Cange s. v.), sei dahin gestellt. Vgl. auch J. Grimm in Haupts Z. II, 191. VII, 563.

¹⁾ Hildebrand im Deutsch. Wb. V, 2498. — Aus dem Kochbuch eines mittelfränkischen Klosters des 14. Jahrh. (Haupt, Z. V, 12) sei zur Probe ein Speckkuchenrecept gegeben: Heidnischer Kuchen. Man sol nemen einen teic unde sol den dunne breiten, unde nim ein gesoten fleisch unde spec gehacket, und epefe unde pfeffer unde eyer darin unde backe daz, unde gib ez hin unde versirtez niht (und verdirb es nicht).

²⁾ Belege für die gebackenen Götter und Göttersymbole aus verschiedenen Zeiten und Völkern gab F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 436 f.

Bilder waren zuweilen so gross, dass ein Baldr von Teig, als er in das Feuer fiel, nach der Fridthiofsage seinen Tempel in Brand steckte. Noch genug Spuren dieser Opferbäckereien sind in den deutschen Ländern, unter andern in der Schweiz, Steiermark, Oberfranken, Schlesien erhalten, wo Männlein, Weiber und allerhand Thiere (namentlich Hirsche und Schweine) in Semmelteig nachgebildet werden. Auf alte, religiöse Bräuche weisen auch die Backwerke¹⁾, welche sich an bestimmte Zeiten des Jahres oder an Ereignisse des Lebens knüpfen und auch als alte Opfergaben zu betrachten sind.

Im allgemeinen ward die Bäckerei, namentlich des Brotes, in jeder Haushaltung von den Hausfrauen betrieben, wie noch heute auf den Dörfern. Daneben gab es aber schon früh gewerbsmässige Bäcker; in dem angelsächsischen Gespräche Älfriks nennt sich der Bäcker die Kraft der Männer (māgen vera).

Ausser zum Backen verwandten die germanischen Frauen das Getreide beim Brauen des Bieres. Cäsar erfuhr nichts vom Bier der Germanen oder berichtet wenigstens nichts davon; dagegen erzählt der fast gleichzeitige Diodor (V. 26, 2), dass die Galater, worunter er die Germanen versteht, aus Gerste einen Trank bereiteten, und dies stimmt zu Tacitus Angabe (Germ. 23), dass die Deutschen eine aus Gerste oder Weizen (ex hordeo aut frumento) gegorene Flüssigkeit als Getränk genossen. Auch die wahrscheinliche Herleitung des Wortes Bier (ahd. peor pior, ags. beó, altn. bior) von demselben Stamme, der in dem durch altengl. beó, altnord. bygg bezeugten altgermanischen Worte für Gersté vorliegt, deutet auf einen Gerstentrank der alten Germanen als Grundlage des Biers. Gerste ist auch immer die Hauptfrucht für das

¹⁾ Wie sehr das Brot in Sitte und Sprache des Volkes eine grosse Stelle einnimmt, kann das vortreffliche Buch von Fr. Staub zeigen: Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Leipz. 1868. Ein Capitel aus dem reichen Stoffe ist: Das Aller-seelenbrot in Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch I, 299—335. Vgl. ferner Pfannenschmid, Germanische Erntefeste 92. 120 ff. 215 f. 554. 576.

Brauen geblieben. Ausser dem daneben gebrauchten Weizen ist im Mittelalter auch Hafer gemalzt worden¹⁾.

Ein zweites, bei den Altsachsen, Angelsachsen und Skandinaviern gebrauchtes Wort für das gleiche oder nah verwandte Gebräu aus Getreide war das im englischen ale erhaltene altsächs. alu, altengl. ealo und altnord. ǫl. Die eddischen Alvismál (34) schreiben die Benennung ǫl den Menschen, biórr den Ansen zu, veig (Stoff) den Wanen. Der heutige englische Unterschied zwischen dem ungehopften ale und dem gehopften beer reicht nicht in die alte Zeit zurück²⁾.

Bier war das allgemeine Getränk der Germanen, das im Hause von den Frauen bereitet ward und bei den öffentlichen Opfern vielleicht von den Priesterinnen. Im Leben des heil. Columban (7. Jahrhundert) wird erzählt, dass dieser Bekehrer auf ein alemannisches³⁾ Wotansfest stiess, bei dem aus 26 Scheffeln Getreide gebrautes Bier in dem mächtigen Opferkessel stand.

Bei den nordgermanischen Opfern war Bier ebenfalls der Trunk, der den Göttern zum Gedächtniss (minni) gebracht ward. Und die Götter selbst dachte sich der Skandinavier und Isländer bei ihren Festen nicht anders als am Bier (ǫl, biórr) sich erfreuend. Die Hýmiskviða geht von dem Gelage aus, das Aegir in der Zeit der Flachsernte den Göttern zu bereiten pflegte. Odin, der als vornehmer Götterkönig den Wein dem Bier vorzieht, lässt die seligen Helden in Walhalla mit Bier durch seine Schildmädchen erquicken.

Das Bier brauen war, wie schon erwähnt, Geschäft der Frauen und gehörte zu den geschätztesten Fertigkeiten der-

¹⁾ Gedicht von Himmelreich v. 270: durh trinken haberen noh gersten ce biere mulcen, Haupts Zeitschr. VIII, 152. Haferbier wird auch von der h. Hildegard in ihren Physic. III, 3 erwähnt. Nach der Brauverordnung für Landshut in Bayern v. 1409 ward das Gerstenmalz mit einem bestimmten Maass Hafermalz gemischt: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 1876, Sp. 43.

²⁾ Ein alter deutscher Ausdruck für ein gegorenes Weizenbier ist grüz, grüzinc (bayr. Greussing), altniederl. grüt, mnl. gruit, ags. grūt, vgl. Müllenhoff-Scherer, Denkm. 2, 155 f. (3. A.)

³⁾ Von dem Bierzins der Alemannen spricht l. Alamann. XXII.

selben. Noch heute wird in manchen Gegenden Niederdeutschlands sowie in der Zips, der oberungarischen deutschen Landschaft, das Hausbier von der Hauswirtin bereitet. Als die zwei Weiber Königs Alrek von Hördaland sich nicht vertragen konnten und eine den Platz räumen musste, ordnete er ein Wettgebräu an: die das beste Bier lieferte, wollte er behalten. Die jüngere und hübschere siegte, denn Odin hatte ihr geholfen, er gab ihr seinen Speichel zur Gährung¹⁾.

Was in ältester Zeit als gährungbefördernder Zusatz gebraucht ward, findet sich nicht erwähnt. Um dem Bier einen kräftigen, bitterlichen Geschmack zu geben, werden wohl dazu geeignete Wurzeln und Kräuter benutzt worden sein²⁾, bis der Hopfen aufkam. Dieser lässt sich auf geistlichen Gütern seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts nachweisen³⁾, in Frankreich auf den Besitzungen der Abtei St. Germain des Près, in Deutschland auf Freisingischen Gütern. In der folgenden Zeit ist Hopfenbau über alle deutsche und die angrenzenden slavischen Länder verbreitet. In England und Schweden ist der Hopfenzusatz zum Bier erst seit dem 16. Jahrhundert üblich geworden.

Das ungehopfte Bier ward zuweilen mit Honig versetzt oder mit Wein gemischt, wogegen die Synoden von Aachen (818), Worms (868) und Tribur (895) einschritten; es war ein Luxus, den sich wenigstens die Cleriker nicht gestatten sollten. Gewärmtes Bier war im Norden beliebt.

Malz wird seit dem 9. Jahrhundert erwähnt⁴⁾; mit Malz gleichbedeutend war Anfangs auch die Würze. Doch bezeich-

¹⁾ Fornaldars. II, 25. Über die alterthümliche lettische Bereitung des Hausbiers: A. Bielenstein, Studien aus d. Gebiete der lett. Archäologie, Riga 1896, S. 48.

²⁾ Ein Haferbier, das mit Eschenblättern angesetzt war, erwähnt die h. Hildegard in den Physic. III, 3. Später bis in die Gegenwart ist *Myrica gale*, Porsch, auch wilder Rosmarin, Gränze u. s. w., genannt, ein schädliches, betäubendes Kraut, vielfach benutzt worden.

³⁾ Hehn, Kulturpflanzen, S. 411. 2. A.

⁴⁾ In den Klöstern, so in St. Gallen, gab es früh Malzdarren. In den Städten, so in Breslau, wo die Malzhäuser ein besonderes

nete dieses Wort sehr bald die aus dem Malz gezogene starke, süsse Flüssigkeit¹⁾.

Mit dem Aufblühen der mittelalterlichen Städte wuchs auch die Bierbrauerei und der Vertrieb des Bieres durch den Handel, der namentlich von den niederdeutschen und den flandrischen Städten bis nach Skandinavien betrieben ward. Auch im innern Deutschland erhielten die Biere mancher Städte grossen Ruf, so im späteren 13. Jahrhundert das von Erfurt, das ein schwarzes, wahrscheinlich sehr malzhaltiges Bier war, gleich der jüngeren Braunschweiger Mumme und andern Doppelbieren. Im *Chronicon Engelhusii* wird zum Jahre 1290 erzählt, dass König Rudolf, als er damals in Erfurt war, mit einem Glase Bier in der Hand gerufen habe: „wol in, wol in, eyn güt beir, dat hat der Sifrid von Bûstede ûfgetân“, dessen sich die Erfurter noch rühmen²⁾. Später verlor es seinen Ruf.

In Frankreich war ein flämisches Bier, *goed al* genannt (mlat. *godala*), durch lange Zeit im 14. und 15. Jahrhundert berühmt³⁾.

Neben dem gehopften Bier ward ungehopftes noch immer getrunken. In Köln hiess im 14. Jahrhundert das westfälische Bier *hoppenbier* (Ennen, Kölner Urk. V, 352), ein Beweis, dass das Kölner nicht mit Hopfen gebraut wurde.

Im 15./16. Jahrhundert hat die Zahl der berühmten deutschen Biere mit der wachsenden Trinklust zugenommen. Die Länder ohne Weinbau hielten sich am Gersten- und

Stadtviertel schon 1303 bildeten, waren die Mälzer (*brasiatores*) von den Brauern und Schenken (den Kretschmern, *tabernatores*) unterschieden: Markgraf, Die Strassen Breslaus. Breslau 1896, S. 77 ff.

1) Graff II, 713. Benecke-Müller, Mhd. Wb. III, 751. W. Grimm bei Haupt VI, 330.

2) Mencken, Script. II, 563. Von dem Erfurter Bier sagt Nicolaus von Bibera, *carm. satiric.* 1766 f. *nigra cerevisia, per quam nova philosophia. Quando gustatur, in corde viri generatur.*

3) Du Cange (Niort 1885) IV, 83. Verdam-Verwijs, Mnl. Wb. I, 333.

Weizentrunk schadlos. Besonders stunden die Niedersachsen im Rufe, grosse Trinker zu sein¹⁾.

Weit älter als das Bier ist der Meth, der Honigtrank, den alle Indogermanen kannten und liebten. In dem germanischen Meth ist noch das uralte und sonst verschwundene Wort²⁾ für Honig erhalten.

So berichtet denn Diodor von dem Getränk, das die Galater (Germanen) durch den Aufguss auf Honigwaben bereiteten (V. 26, 2), und wenn wir auch von Cäsar und Tacitus nichts darüber hören, so ist doch sicher, dass der Meth mit dem Bier den Deutschen den Stoff für ihre Trinkgelage gab. Er galt für vornehmer als der Gerstentrunk und stund noch im 12. Jahrhunderte in gleichem Ansehen mit dem Wein. Die höfische Zeit drängte ihn zurück in der vornehmen Gesellschaft³⁾; aber er blieb noch lange ein geschätztes Getränk des eigentlichen Volkes. Noch heute gibt er in Bayern, Steiermark und Österreich zur Sommer- und Wintersonnende, ebenso wie in Polen den herkömmlichen Festtrunk ab⁴⁾. Johannes der Täufer heisst bayrisch-steirisch der Methhansel, weil an seinem Tage die Buben ihre Diernlen zum Meth führen, der ihnen Schönheit und Stärke spendet. Er wird von den Lebzeltern gebraut und verschenkt.

In England scheint der Meth früh ausser Mode gekommen zu sein⁵⁾. Dagegen war er in Skandinavien im 13. Jahrhundert noch geschätzt. Nach einer prosaischen Darstellung von Aegis Trinkgelage zechen die Ansen Meth statt des Biers, von

¹⁾ Vgl. einiges bei A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh., S. 502 ff.

²⁾ Altind. madhu, Honig und daraus bereiteter berauschender Trank; griech. μέθυ, berauschendes Getränk, Wein; brit. meda Meth; lit. medūs Honig, midūs Meth; aslav. medu Honig, Meth (auch medovina, Meth); alts. medu; ags. medo; ahd. metu. — Die Grundbedeutung ist der erfreuende, berauschende.

³⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Zeitschr. VI, 263. — In Reinbotts h. Georg 1918 wird alter Meth noch als vornehmes Getränk genannt.

⁴⁾ In Schlesien war er im 17. Jahrh. noch, wie A. Gryph und Logau bezeugen, Festgetränk des Landvolks.

⁵⁾ Leo, Rectitudines 201.

dem die Lieder sprechen. Und als König Magnus von Norwegen bei einem Julfest seinen Gefolgsmännern Meth vorsetzte, während die fremden Leute (gestir) nur Bier bekamen, nahmen es diese sehr übel (Fornmannas. 8, 166).

Auch der Meth ward mit Zuthaten angemacht. Am merovingischen Hofe mischte man ihn zuweilen mit Wein (Greg. tur. VIII, 31); auch durch Kräuter ward er in Frankreich würziger gemacht¹⁾. Ein Recept aus einem mainfränkischen Kloster des 14. Jahrhunderts versetzt die Methwürze mit Hopfen und mit Salbei. Der Meth soll dann acht Wochen auf dem geharzten Fasse liegen, um recht gut zu werden²⁾.

Jünger als Meth und Bier, obschon den Germanen ebenfalls früh bekannt, war der Obstwein³⁾. Seine Bereitung setzt natürlich eine Verbreitung des Obstbaues voraus, welche nicht allzufrüh erreicht wurde. Aus den wilden Äpfeln, welche nach Tacitus von den Deutschen verspeist wurden, wäre schwerlich irgend ein leidliches Getränk zu gewinnen gewesen. Die Reste römischer Cultur in den Donau- und Rheinlanden mögen indessen zu Hilfe gekommen sein, und im südlichen Deutschland wie in Gallien, abgesehen von den gotischen Landgebieten, mag der Obstbau und mit ihm der Obstwein zuerst in Pflege und Hege gebracht worden sein. Karl der Grosse befahl 812 nicht nur, dass bei den kaiserlichen Meierhöfen Birnen-, Äpfel-, Pflaumen-, Mispelbäume und Johannis-

¹⁾ Le Grand et Roquefort, Vie privée 2, 339.

²⁾ Haupt, Z. V, 12 f. — Die Verse auf den Meth, die in der Hs. dem Recept folgen (Schmeller, Bayr. Wb. I², 1688), scheinen verbreitete Wortspiele zu enthalten, vgl. Nicol. v. Bibera, Carm. satir. 1769 f.

³⁾ Der germ. Name dafür ist got. *leipus*, ahd. *lidu*, mhd. *lit*, ags. *līð*, das ursprünglich Flüssigkeit im allgemeinen bedeutet. Im 13. Jahrh. stirbt es als selbständiges Wort ab, nur in *litgebe*, *lithūs*, *litkouf* fortlebend, aber ohne seine alte Bedeutung (Obstwein) zu behalten. Es bedeutet dann überhaupt geistiges Getränk: *litgebe* der Schenke, *lithūs* die Schenke, *litkouf* der durch einen Trunk bestätigte Kauf oder Vertrag. Die besonderen Bezeichnungen *epfeltranc*, *birmost*, *slēhenwazzer* traten an seine Stelle; Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 271. Ben.-Müller, Mhd. Wb. I, 1012. Schmeller, Bayr. Wb. I², 1535 ff.

beersträucher gezogen würden, sondern auch, dass Leute vorhanden wären (*siceratores*), welche Kirschen-, Äpfel- und Birnenwein zu bereiten verstünden¹⁾. Johannisbeeren, Himbeeren, Maulbeeren und Granaten wurden auch späterhin in Frankreich zu der Obstweinbereitung benutzt. In der mittleren Zeit waren Apfeltrank und Birnenmost bei den bayrischen und österreichischen Bauern beliebte Getränke, und noch heute findet man in Bauerhöfen des südlichen und mittleren Deutschlands den Apfelwein und Birnenmost ziemlich häufig. Ein auch in Deutschland in vornehmer Gesellschaft geschätzter Beerenwein war der *môraz*, *môrat* (lat. *moratum*), aus Maulbeeren bereitet und wahrscheinlich mit Zuthaten versetzt.

Das edelste Getränk, den Wein, liessen die Deutschen zu Cäsars Zeit noch nicht über ihre Grenzen, weil er weichlich und üppig mache (*Cæs. b. gall. IV, 2*). Aber gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. hatten die Rheingermanen ihn schon schätzen gelernt und kauften ihn von den gallischen und römischen Händlern (*Tac. Germ. c. 23*). Im Rhein- und Moselthal hatten die Römer Weinberge angelegt, und als die Franken sie eroberten, rodeten sie sie nicht aus. Der Preis des Moselweins dauert von Ausonius an durch das Mittelalter bei den Dichtern fort (*Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 264 f.*), und auch der gute Rheinwein wird von den Helden des Nibelungenliedes nicht verschmäht (*Nib. 369. 1127*). Der Rheingauer Wein erfreute sich damals schon guten Rufes. Auch an der Ahr, der Nahe und der Saar ward viel Wein gebaut, und in den grossen Höfen weltlicher und geistlicher Herren lagerten, ebenso wie im reichen Stift St. Gallen, in der sächsischen und fränkischen Zeit zahlreiche volle Fässer²⁾. Im Breisgau

¹⁾ *siceratores* i. e. qui *cerevisiam* vel *pomatum* sive *piratium* vel aliud quodcunque liquamen ad bibendum aptum fuerit, facere sciunt. *capit. de villis, c. 44.* — Wohl ist möglich, dass schon sehr früh auf Waldbeeren ein gährender Trank abgezogen ward, wie in Kärnten heute noch auf den Preiselbeeren (*Granten*) geschieht, *Lexner, Kärnt. Wb. 121.*

²⁾ *Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben I, 1, 567 ff. Inama, Deutsche Wirtschaftsgesch. 234 ff. Eckeh. Cas. S. Galli 134.*

und Elsass, auf altem Römergrunde, gediehen im Mittelalter wie heute geschätzte Weine, dann auch an den Lehnen des Mainthals um Würzburg¹⁾ der fränkische gesunde Wein.

Nach Niederösterreich war der Weinbau im 12. und 13. Jahrhundert durch die reichen Stifter Melk und Klosterneuburg an die Abhänge des Wiener Waldes verpflanzt: im Preise stand im 13. Jahrhundert besonders der Nussberger (Helbl. 2, 18). Auch in Steiermark gediehen in den noch heute an feurigen Weinen reichen windischen Büheln die Reben: in einem unechten Neithartliede (MSH. 3, 298^b) wird von dort her der in Wien geschänkte Luttenberger (Liutenberger) als wunderstarker Wein gerühmt. In Krain wuchsen der Wippacher, Patzner und Terraner (Ottokars Reimchron. 35018. 19. 35006), und drüben in Südtirol gab der heisse Boden von Bozen schon den mittelalterlichen Trinkern treffliche Roth- und Weissweine. Wahrscheinlich ist der Weinbau hier sehr alt; schon 908 ward das *orientale vinum de Bauzano* in Bayern eingeführt. In dem lebhaften Handel von Bozen nahm der Wein keine geringe Stelle ein: Bozener Wein ward in Süddeutschland von geistlichen und weltlichen Herren gern getrunken. Der heil. Bischof Ulrich von Augsburg († 973) that dem Abt von St. Gallen mit einem Fuder desselben eine Ehrung an (Eckeh. Cas. S. Galli, Pertz, Script. 2, 108).

Aber nicht bloss am Rhein, an der Donau, an der Etsch und in andern sonnigen Lagen baute der mittelalterliche Deutsche die Rebe; auch in Niedersachsen, Thüringen und Meissen ward sie gepflanzt und in den Colonistenländern des Ostens und Nordens. Als die deutschen Bauern aus Thüringen und Ostfranken in Schlesien einwanderten, legten sie überall Weinberge an: davon sind die von Grünberg, Schwiebus, Krossen noch erhalten. Auf der Oder ging ein lebhafter Weinhandel, und selbst in der nördlichen Mark Brandenburg, ja selbst in Preussen versuchte man Trauben zu keltern.

Solcher Traubensaft war wohl nur durch Kunstmittel, namentlich durch Syrope, Gewürze und Kochen trinkbar zu

¹⁾ *ibi bona vina*, Nicol. v. Bibera 774. MSH. 2, 384^b, Biter. 3121.

machen (gesoten win, vinum coctum). Galt doch schon der bayrische Wein als böses Getränk, höchstens als Most schmackhaft. Hug von Trimberg sagt in seinem Renner 22570: mir seit ein briester, daz beirisch win, juden unde wölfelin am best sin in der jugent, im alter wahse ir untugent.

So waren denn die feurigen und meist süßen Weine des Ostens, zunächst der benachbarte Osterwein oder vinum ungaricum¹⁾, dann die italienischen und die griechischen Weine sehr beliebt: von den italienischen besonders der Reinfal (rivoglio, regivolum) und der Malvasier, von den griechischen der Cyperwein (win ûz Kipperlant, Ernst B. 3517. Kipprischer win H. Trist. 907). Die französischen Weine scheinen weniger in Deutschland gesucht gewesen. Mit den italienischen und griechischen Weinen versorgte Venedig die deutschen Keller²⁾.

Zu den Naturweinen kamen dann beliebte angemachte, die wir den neueren Bischof und Cardinal ungefähr vergleichen können: der Claret, auch Lautertrank oder Lauterwein (lûtertranc, lûterwin), ein über Gewürz (pigment) oder Würzkräuter (z. B. Alant, Rosmarin, Wermuth, Salbei) abgeklärtes und gesüßtes Getränk, das sehr beliebt war; und der Sinopel (frz. sinople, mlt. sinopis, rothe, aber auch grüne Farbe), ein angemachter Rothwein, der seltener von den Dichtern erwähnt wird³⁾.

¹⁾ Zu unterscheiden ist von dem vinum ungaricum der vinum hunicum, der heunische Wein, der von einer grossen (riesigen, hiune = Riese) geringeren Traubenart gemacht ward und eine geringere Weinsorte benannte. Den Gegensatz gab das vinum franconicum, nicht mainfränkischer Wein, sondern aus einer aus Frankreich eingeführten guten Traube gekeltert. Vgl. u. a. Steinmeyer, Anzeiger f. deutsches Alterth. IV, 138 f.

²⁾ In Ottokars Reimchronik 35005 ff. werden meist diese fremden Weine aufgeführt. Über den ganzen Gegenstand W. Wackernagel a. a. O. und A. Schultz, Höfisches Leben I², 403 ff. 441 ff. 446.

³⁾ Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 273 ff. A. Schultz, Höfisches Leben I², 412 f. Über altrömische gewürzte und Kräuterweine Plin. h. nat. XIV, 15. 18.

Den Mittelpunkt des Hauses und der häuslichen Geschäfte der Frau gab der Herd, der ursprünglich nur eine Feuergrube war, die mit Steinen umstellt und allmählich durch Steinlagen im Innern der Grube erhöht wurde. Um den Herd ward die junge Frau geführt, wenn sie zuerst das Haus des Gatten betrat (I, 380); an dem Herde war ihr Sitz im altgermanischen Hause. Von hier aus hat die niedersächsische Bäuerin bis gegen unsere Zeiten hin Haus und Hof verwaltet.

Wir können freilich noch einen Culturzustand der Germanen aus dunkelm Alterthum herüberwinken sehen, auf welchem sie das Feuer zur Bereitung der Speisen, namentlich des Fleisches, nicht bedurften. Pomponius Mela (*de chorographia* III, 3) erzählt von den Germanen, die er als Halbwilde schildert, dass sie das Fleisch roh genossen, entweder ganz grün, oder, nachdem sie es in Felle gewickelt und durch schlagen und treten mürbe gemacht haben. Florus (III, 3) weiss, dass die Kimbern von ihrer rohen Wildheit etwas verloren, als sie an Brot und gesottenes Fleisch sich gewöhnt hatten. Noch Jahrhunderte lang hat der Genuss rohen Fleisches bei denen fortgedauert, welche nach Erhaltung wilder Kraft trachteten, so bei den Berserkern des Nordens (Altnord. Leben 147 f.). Aber im allgemeinen werden wir sieden und braten als das gewöhnliche in der geschichtlichen ältesten Zeit annehmen können.

Das Fleisch ward am Spiesse gebraten oder im Kessel oder Topfe gesotten. Das Braten galt für feiner und leckerer. In grösseren Höfen und ebenso in den grossen geistlichen Stiftern gab es besondere Küchengebäude, von denen sich in Deutschland auf Burgen und in alten Klöstern einzelne Reste erhielten. Der weite, riesige Schornstein, welcher hier über dem grossen Herde emporstrebt und den ganzen Raum zum Windfang macht, zeigt den Abstand zwischen den heutigen und den alten Küchen am besten. Aber in dem gewöhnlichen Hause war ein Küchenraum nicht abgetrennt. Der Herd war, wie erwähnt, der heilige und heimliche Mittelpunkt des ganzen, und der Rauch suchte durch das Dach und die Lichtöffnung oder auch zur grossen Thür den Ausgang, wie im alten

sächsischen Hause und in oberdeutschen Rauchhäusern oder Rauchstuben bis in unsere Zeit.

Über dem Herde hing der Haken (hähala, hähale f.), welcher den Kessel trug, unter dem stets das häusliche Feuer am Tage brannte; in der Nacht deckte die Herdasche die Glutreste bis zum Morgen. Die Brantreite, d. i. das eiserne Gestelle, welches die Brände trägt, der Spiess, der Rost und der Dreifuss für Kessel und Töpfe waren Herdgeräthe des Mittelalters. Ausserdem gab es natürlich Kessel und Becken, Töpfe und Kannen, Schüsseln und Pfannen, Eimer und Krüge, später auch Salzfüsser, Pfeffermühlen und Pfefferbüchsen, Reibeisen, Mörser, grosse Gabeln mit krallenartigen Zinken (kröuwele), Messer und Löffel¹⁾ verschiedener Grösse und Verwendung im reicher ausgestatteten Haushalt.

Nur an grossen Höfen oder in Mannsklöstern besorgten Männer (kuchenknechte, unter Leitung des kuchenmeisters) das kochen. Im gewöhnlichen Hause that es die Hausfrau mit den Töchtern oder den Mägden.

Was gekocht oder am Spiesse gebraten ward, kann man ungefähr auch für die älteste Zeit angeben: Fleisch von den Thieren der Herden, die wir früher schon nannten, dann Wildpret, unter welchem Hirsche, Eber und Bären²⁾ wegen ihres Fleisches und Fettes besonders geschätzt wurden. Den Genuss von Hasen und Bibern liess Papst Zacharias den Deutschen durch Bonifaz, ohne Erfolg natürlich, verbieten, ebenso den von Hähern, Raben und Störchen. Aber die Menschen des Mittelalters assen auch noch im 12. und 13. Jahrhundert Kraniche, Schwäne, Störche, Rohrdommeln und Krähen

¹⁾ Gedichte vom Hausrath in Chr. Myllers Sammlung alt-deutscher Gedichte II, S. XXXVII. Cl. Hätzler. S. 42 f. H. Folz, Von allem Hausradt (Keller, Fastnachtspiele, S. 1215—1222). L. Tobler, Schweizer. Volkslieder 1, CXXVIII. Vgl. auch A. Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh., S. 113 ff. und das Verzeichniss der Kücheneinrichtung des Nürnberger Rathhauses 1462 bei Tucher, Baumeisterbuch 288 f.

²⁾ Chronic. Novalic. III, 21. — Odin nährte die seligen Helden in Walhalla mit dem täglich wieder sich ersetzenden Eber Sæhrimnr. Eberfleisch war also nordischer Heldenbraten.

gern und brachten sie auf die vornehmen Tische. Pfauen¹⁾ und Reiher schmückten in ihrer Federzier die königlichen Tafeln und galten als Leckerbissen.

Auf seinen Musterhöfen liess Karl der Grosse edle Hühner, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner und Turteltauben halten²⁾. Hühner am Spiess gebraten erscheinen im 13. Jahrhunderte besonders geschätzt, Gänsebraten wird seltener erwähnt.

Die Fische gehören zur ältesten Nahrung der Menschen. Das Volk, das der älteren Steinzeit angehört, fing sie, wie die sogenannten Abfallhaufen (Affaldsdynger) an den dänischen Küsten zeigen, mit einfachen Geräthen und verzehrte sie roh (Zeitschr. f. Ethnol. 1890, S. 210). In der historischen Zeit haben sie auch den germanischen Anwohnern der Flüsse und Seen überall zur Speise gedient. Seit der Bekehrung nahm durch die kirchlichen Fastengebote ihr Verbrauch zu. Auch Luxus trieb man auf reichen Tafeln damit. Den ostgotischen Königen lieferten Donau, Rhein und das Meer ihre schwimmenden geschuppten Bewohner³⁾. Forellen, Salme oder Lachse, Welse, Hechte, Störe, Barsche, Rutten, Äsche, Schleien, Pfrillen, Grundeln, Barben und Karpfen werden schon als Speisefische der sächsischen Kaiserzeit genannt⁴⁾. Die Aale waren sehr geschätzt. Die Angeln in Sussex sollen bis zu ihrer Bekehrung keine andern Fische als geniessbar gekannt haben (Beda, Hist. eccl. 4, 13). Unter den Seefischen war die Lamprete (Muräne) hoch angesehen, am verbreitetsten aber der Häring, der eigentliche Fastenfisch, der gesalzen von den Seeküsten her bis in den deutschen Süden schon im 9. Jahrhundert kam und einen grossen Handelsartikel im 12. und den folgenden Jahrhunderten ausmachte.

¹⁾ Le Grand et Roquefort, Vie privée 2, 19 f. 25. A. Schultz, Höf. Leb. I², 386. 388.

²⁾ Capit. de villis, c. 40. Vgl. auch Hoffmann, Ahd. Glossen 51, 20—24.

³⁾ Cassiod. var. XII, 4.

⁴⁾ J. Sass, Zur Cultur- und Sittengesch. der sächs. Kaiserzeit, Berlin 1892, S. 19.

Die Fische wurden entweder über der Kohlenglut gebraten oder in einer Pfefferbrühe (Gewürzbrühe) genossen. Von Lampreten in Gallert (Aspic) spricht Wolfram von Eschenbach im Willehalm 134, 13.

Auch das Fleisch ass man gern in gewürzten Brühen. Der Pfeffer und der Safran waren beliebte und fast unentbehrliche Gewürze des Mittelalters neben dem Salz. Die süd-deutschen Städte bezogen sie von den italienischen Seestädten oder aus Lyon und trieben damit grossen Handel nach dem Norden. Ausserdem ward von Gewürzen Senf (Mostart), Ingwer, Zimmt, Muscatnüsse und Muscatblüten, Galgan, Nägelein, Kardamom gebraucht. In einem Herbstliede Steinmars (MSH. II. 154) wird verlangt, dass alles so stark gewürzt sei, dass aus dem zum trinken sich öffnenden Munde ein heisser Dunst gleich dem Rauche eines Brandes steige und der Mund wie eine Apotheke rieche. Pfauen und Fasanen wurden mit stark gewürzten Brühen (*plurigenis condimentorum saporatae irri-tamentis*)¹⁾ verspeist.

Die Kochkunst des Mittelalters kannte Sulzen (schon in der Verfügung Karls des Grossen über die kaiserlichen Meierhöfe genannt), ferner Gallerte (*galreide*). Die gröberen wurden aus Kalbs- und Rindsfüssen, die feineren aus Hühnern und Fischen gesotten²⁾ und mit Kräutern oder Gewürzen schmackhafter gemacht.

Mit einigem Interesse nimmt man die Speisezettel entgegen, welche in Gedichten, Rechtsaufzeichnungen und Chroniken überliefert sind. Wir können einen solchen aus einer anziehenden Stelle in Arnolds von S. Emmeram lib. II (Canis. lect. antiqu. II, 145, geschrieben 1035—1037) entnehmen, wo von dem Einsiedler Gunther im Nordwalde erzählt wird, der vom Kloster Rinchnach (*Rancinga*) mit Brot versorgt ward, aber einmal im Winter durch den Schnee neun Tage lang abgeschnitten war. Er versucht, sich aus Waldkräutern und dörren Buchenblättern eine Art Kräutersuppe zu kochen, ver-

¹⁾ Arnold. de S. Emmeramo l. II. (Canis. lect. ant. II, 154).

²⁾ Wolfr. Wilh. 134, 13. Colocz. Cod. S. 134, 179. MSH. III, 311^a Hätzler. 71^b Wirtemb. Buch 1, 241.

mag sie aber trotz des Hungers nicht zu essen. Da hält er sich eine Strafrede: „Wo sind nun die duftenden weichen Semmeln? wo die Geisschultern, das Bären- und Wildsaufleisch, von den Köchen schmackhaft bereitet? wo die weich gebratenen Pfauen und Fasanen mit den Würzbrühen? wo der unverfälschte Wein, der dir täglich nach Belieben gesendet ward?“ — Und Günther kocht seine Kräuter zum dritten Mal auf und isst sie?¹⁾ Der Dichter Hadlaub (am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts) wünscht sich zur Mahlzeit fette Schweinebraten, Würste, Schafgehirn, begossenes Brot (mit Fett beträufeltes Weissbrot), Gänse, gefüllte Hühner, gesottene Kapaune, Tauben und Fasane²⁾. Im einem Gedichte vom Herbst und Maien³⁾ wird eine ganze Reihe Leckereien aufgetischt. Da finden wir geröstete Ochsenkniern, Schweinsfüsse, Magen, die mit gehackten Eiern, Petersilie und Safran gefüllt sind, Würste mit Muscat und Nägellein, Sülze, Gänse, Speckkuchen, Reinsalmen, Hausenwammen, Hechte, Aale und Forellen, einen jährigen Stier mit Petersilie und Safran gebraten, und zuletzt beträufte Wecken. Alles dieses wird dem Herbst als riesige Rüstung angelegt, als Sporen aber trägt er eine Henne und einen Hahn.

Bei der Einweihung der Weissenfelder Pfarrkirche (1303) wurden dem Bischof von Zeiz folgende Speisen vorgesetzt. Am ersten Tage als erste Tracht: Eiersuppe mit Safran, Pfefferkörnern und Honig, ein Hirsegemüse, Schaffleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschen; als zweite Tracht: Stockfisch mit Öl und Rosinen, in Öl gebackene Bleie, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf; als dritte Tracht: sauer gesottene Speisefische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz hart gebacken mit Rettich, eine Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tage gab man als erste Tracht: Schweinefleisch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Häring; als zweite Tracht: kleine

¹⁾ Ich verdanke die Mittheilung dieser Stelle meinem Coll. E. Dümmler.

²⁾ MSH. II, 287. III, 210.

³⁾ Myller, Samml. III, 29^b—30^b.

Fische mit Rosinen, aufgebratene Bleie und eine gebratene Gans mit rothen Rüben; als dritte Tracht: gesalzene Hechte mit Petersilie, Salat mit Eier und Gallert mit Mandeln belegt¹⁾.

Auch aus den Speisen, welche hie und da den Schöffen vorgeschriebenermassen an den Gerichtstagen vorgesetzt werden mussten, lässt sich mancherlei entnehmen. Da wird zu Neumünster an der Saar ein Kohlkopf mit Fleisch gespickt herkömmlich bereitet. Zu Pellingen im lothringschen Hochwald wird den Schöffen zum Frühstück bedungen: eine Suppe, jedem zwei Eier, Knoblauch, zweierlei Brot und ein gutes Glas diesjährigen Weins; zu Mittag als erstes Gericht Speck mit Erbsen, dann grünes Rindfleisch mit Senf, zum dritten Schafffleisch mit Kümmel, zum vierten Reisbrei und dazu Weissbrot²⁾. Zu Neumagen an der Mosel war der Richter den Schöffen schuldig ein Essen, bestehend aus Erbsen mit Speck, Rindfleisch mit Senf, Schweinefleisch in gelber Brühe, Schönbrot wie es das Sieb lässt, Wein ohne Wank (Tadel), ein Feuer mit wenig Rauch und nach dem Essen einen besseren Schank; zum Abendessen einen Braten³⁾. Für ein Amtessen in Köln wurden 1339 folgende Fastengerichte festgesetzt: zuerst durchgeschlagene Erbsen wohl gemacht, darnach gebratene Häringe mit Mostart und Butter auf den Tisch zu setzen. Hiernach Stockfisch, Bollich, Rheinfische oder was zu den Zeiten zu haben ist. Darnach auf je vier Mann eine Schüssel gesottene Karpfen mit einer Zuckerbrühe übergossen und dabei in jeder Schüssel ein Stück junger Hechte. Hierauf wird Käse aufgetragen und dann der Koch gerufen, welcher die Amtsmeister um Erlaubniss dreimal bittet, nun die Gelatine (galentyn) giessen zu dürfen⁴⁾.

Solcher Kochkunst und Schleckerei gegenüber regten sich Scherz und Spott. In die handschriftlichen Receptsammlungen guter Speisen trug man sich solche lustige

¹⁾ Lepsius, S. Klarenkloster in Weissenfels, Nordhausen 1837, S. 49. Die ganze Mahlzeit kostete 8 Flor. 15 Gr. 9 Pfenn.

²⁾ Weist. II, 35. 117.

³⁾ Weist. II, 328.

⁴⁾ Ennen, Quellen z. Gesch. d. Stadt Köln 1, 391.

Dinge ein. Aus Franken und aus dem 14. Jahrhundert stammen diese beiden (Haupt, Z. V, 14 f.), die ich in neuem Deutsch gebe: Ein gut Leckerköstelin: So mache eine feine, kleine Leckerspeise von Stichlings Magen und Mückenfüssen und Lohfinken- (Waldfinken-) Zungen, Meisenbeinen und Froschkehlen. Davon kannst du lange ohne Sorgen leben.

Ein gut Gericht für den, der es gern isset.

Willst du ein gut Gericht machen, so nimm ein Seidel Schweiss, das macht den Magen gar heiss, und vom Wiesel das Schmalz, das ist den Mägen gut, die in den Hüften hinken. Nimm Brombeeren und Pröbstling, das ist das allerbeste Ding. Bist du nicht an Sinnen taub, so nimm grün Weingartlaub. Du sollst auch nehmen Binssen, Liebstöckel und Minzen, das sind gute Mittel, bläst du in den Kittel. Nimm Stieglitzfersen und Mückenfüsse, das macht das Speislein ganz süsse, ist gut und kann wohl sein ein lecker Speigrichtelein. Ach, aber versalze es nicht, denn es ist ein gut Gericht.

Vom 14. zum 15. Jahrhundert kann man Fortschritte der Üppigkeit beobachten. Für die Kirchenvorsteher von St. Marcus in Köln werden 1345 zu den festlichen Gastmählern ausgesetzt: Enten in Pfeffer, Fische mit Reis, Hähne, und als Nachtisch Birnen, Nüsse und Käse. Dagegen 1415: Rindbruststücke, junger Hammelbraten, Schinken, Wildpret in Pfefferbrühe, für je zwei Gäste ein Kapaun oder eine wilde Ente; als Getränk Bier oder der beste Wein, der zu kaufen ist¹⁾. Zum Nachtisch ward ausser Brot und Käse gewöhnlich Obst aufgetragen; in Frankreich war es im 12. und 13. Jahrhundert Brauch, Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Erdbeeren zum Vortisch zu geben, Äpfel dagegen und Birnen, Kastanien und Nüsse zur Nachkost²⁾. Die Deutschen liebten namentlich Nüsse zum Nachtisch, wozu sie fleissig tranken³⁾.

¹⁾ Hüllmann, Städtewesen 4, 154.

²⁾ Roquefort, Vie privée 3, 333. 338.

³⁾ Stenzel, Gesch. d. fränkischen Kaiser 1, 16.

Das schon oft erwähnte Capitulare Karls des Grossen von 812 über die kaiserlichen Musterwirtschaften ist auch für die Geschichte des deutschen Obst- und Gemüsebaues von Bedeutung. Die italienische blühende Obstcultur hatte den Kaiser angereizt, auch auf seinen Meierhöfen edleres Obst zu ziehen, und er hegte ausser Kastanien, Pfirsichen, Quittenbäumen, Mandelbäumen, Nussbäumen, Haselstauden, Kirsch- und Maulbeerbäumen verschiedene Birnen-, Pflaumen- und Äpfelarten. Von Gemüsen liess er bauen: Gurken, Kürbisse, Bohnen, Kümmel, Erbsen, Salat¹⁾, Schwarzkümmel, weisser Gartensenf, Brunnenkresse, Petersilie, Dill, Fenchel, Pfefferkraut, Mohn, Rüben, Carotten, Pastinak, Kohlrabi, Schnittlauch, Zwiebeln, Schalotten, Lauch, Kerbel. Von Blumen befahl er zu ziehen: Rosen, Lilien, Bockshorn (*fenigrecum*), Minze, Salbei, Raute, Rosmarin, Meerzwiebel, Schwertel, Schlangenzwurz, Sonnenblumen, Bärwurz, Ligusticum, Sadebaum, Reinfarn, Malven, Eppich, Tausendguldenkraut, und der Gärtner soll auf seinem Dache Hauswurz haben. Die Blumen sind dieselben wie im römischen Garten, ein Gemisch von Zier-, Arznei- und Küchenpflanzen. In zäher Treue hat sie der deutsche Bauerngarten bis heute fortgepflegt²⁾. Wie sich die Frauen zu der Gemüse- und Blumenzucht verhielten, beantwortet sich von selbst. Für die Küche und den Schmuck war hier gleich viel zu gewinnen, und die germanischen Weiber stunden von je den Römerinnen nicht nach, deren Obliegenheit Besorgung des Gartens war (Plin. hist. nat. 19, 19).

1) Der Salat ward mit Essig angemacht wie heute: Ekehard, Benedict. ad mensas (Mittheil. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich 1846 f. S. 114). Wolfram v. Eschenbach, Parz. 550, 19 erwähnt purzeln unde lätûn (Portulak und Lattich) gebrochen in den vinæger.

2) Kerner, Die Flora der Bauerngärten in Deutschland, in den Verhandlungen des zoolog.-botan. Vereins, Wien V, 787 ff. (1855). Frz. Unger, Das Bauerngärtchen in Österreich, in der Österr. Revue 1864. I, 212 ff. Göppert im 42. Jahresber. der schles. Gesellsch. für vaterländ. Cultur, S. 177, 1865. R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Kiel 1894.

Die thätige Theilnahme, welche in unserem Alterthum auch sehr vornehme Frauen dem Hauswesen schenkten, erstreckte sich bis auf die Arbeit des Waschens. Königinnen selbst beschäftigten sich nach den Dichtern mit der Wäsche, und bis in die neuere Zeit hinein war der Waschtag auch für die Frauen der höheren Stände ein Tag lebendigster Geschäftigkeit. Die jüngere Edda erzählt, wie der verderbliche Streit zwischen Brynhild und Gudrun bei der Schleierwäsche ausbrach (Sn. E. Skaldskap. 74). Die schöne Schwanhild, des Gotenkönigs Ermanrich (Jörmunrekr) Verlobte, wird, als sie bei der Schleierbleiche sitzt, von den ausgesandten Mördern überritten und durch die Hufe der Rosse getödtet (ebd. 78). Ein angelsächsisches Gedicht schildert, wie der Seefahrer heimkehrt, die Gattin den Mann empfängt und in das Haus führt, das verbrauchte Zeug ihm wäscht und neues Gewand reicht: „Wohlig ist dem daheim, des die Liebe harrt“ (Cod. Exon. 339, 17 ff.).

Das Waschen der grossen und gröberen Linnentücher und Gewänder wurde freilich in grossen Hauswesen den Mägden überlassen. Zur Strafe für die Sprödigkeit gegen Hartmut ward die gefangene Königstochter Gudrun von der bösen Gerlind verurtheilt, ihr und ihrem Hofgesinde die Kleider zu waschen. Da muss sie auch des Winters im frühen Morgen hinaus an das Meeresufer und die blossen Füsse im Schnee, leichtbekleidet den harten Dienst verrichten (Gudrun Str. 1064 ff.).

Eine niedere, verachtete Mägdarbeit in grösseren Hauswesen war das Heizen. So erniedrigt und peinigt Gerlind die Gudrun auch damit, dass sie ihr aufgibt, ihr Zimmer dreimal des Tages zu heizen (Gudr. 996. 1020).

In kleineren Häusern mussten die Dirnen oder die Hausfrau selbst alle und jede Arbeit wie heute verrichten. Dass die Mägde dabei von den Frauen nicht immer gut behandelt wurden, lernen wir aus den Concilienbestimmungen, welche für tödtliche Misshandlungen einer leibeigenen Magd der grausamen Herrin sieben Jahre Kirchenbusse, oder wenn die Züchtigung nur durch Unvorsichtigkeit so ungünstig ablief, fünf Jahre

bestimmen¹⁾. Eine weltliche Strafe stund auf solchem Todtschlage nicht, denn die Getödtete war eine Leibeigene.

Wir wenden uns jetzt zu der Wohnung und ihrer Einrichtung.

Cäsar, Strabo, Tacitus²⁾ heben gemeinsam hervor, dass die Häuser der Deutschen nicht feste, gemauerte Bauten seien (gleich den römischen), sondern leichte, hölzerne Hütten, und Strabo, der die Germanen noch als Wanderhirten darstellt, spricht sogar davon, dass sie, wenn sie weiterziehen mit den Rinderherden, die leichten Häuser auf die Wagen setzen. Plinius (h. n. VIII, 61) nimmt dies auf, wendet es aber auf die Kimbern an bei ihrem Raub- und Kriegszuge nach Gallien und Italien³⁾. Es wird das wohl so zu verstehn sein, dass die Deutschen auf den kriegerischen Wanderzügen, die sie mit Weib und Kind antraten, alles Hausgeräth auf die bedeckten, mit den Rindern bespannten Wagen brachten, die zugleich als Schutz bei Unwetter dienten. So schildert noch Ennodius den Zug der Ostgoten unter Theoderich nach Italien (Panegy. VI, 4); er lässt auch das Ackergeräth und die Handmühlen auf die Wagen bringen.

Bildliche Darstellungen germanischer Häuser geben die Trajanssäule und die Marcussäule in Rom.

Auf der Trajanssäule sehen wir länglich viereckige Schrothäuser mit Breterdächern und kleinen, viereckigen Fenstern in den Wänden, den Giebel nach der Strasse, von Breterzäunen das ganze umgeben (Colonne Trajan., ed. Arosa et Fröhner. Taf. 50); es sind anscheinend festere Gebäude. Auf der Marcussäule sind die Häuser der Markomannen als kleine Rundbauten mit einem Kuppeldache aus Schilf oder Stroh dargestellt, nebenher ein länglich viereckiges Gebäude (Bartoli, Colonna Antoniana Taf. 9. 17). Dazu stimmt auch die Darstellung eines sein Haus vertheidigenden Barbaren auf

¹⁾ Concil. Wormat. 868. c. 39 (Hartzheim 2, 316).

²⁾ Cäs. b. g. VI, 22. Strabo VII, 1, 3. 2, 4. Tacit. Germ. 16.

³⁾ Strabo VII, 1, 3. ὥστ' ἔκεινους (τοὺς νομάδες) μιμούμενοι τὰ οἰκεία ταῖς ἀρμαμάξαις ἐπάραντες ὅπη ἂν δόξῃ τρέπονται, μετὰ τῶν βοσκημάτων. Plin. VIII, 61 domus eorum plaustris impositas.

einem Pariser Relief¹⁾. Strabo (IV, 4) beschreibt so die belgischen Häuser: aus Bretern und Ruthengeflecht, kuppelförmig, mit Rohr gedeckt. Durchaus ähnliche Wohnungen müssen nach Ausgrabungen in Vindonissa und andern Schweizer Orten die Helveter gehabt haben²⁾: nämlich Rundbauten aus Pfählen und Ruthengeflecht, das mit Lehm überschlagen war. Reste davon haben auch die Pfahlbaudörfer der Schweizer Seen geliefert.

Als Nachbildungen swebischer Häuser des älteren Eisenalters (oder der Zeit von Cäsar und Augustus) werden sodann die sogenannten Hausurnen gefasst, die sich in räumlich beschränkter Landschaft (östliches Thüringen, Anhalt, Ostfalen, Priegnitz, Mecklenburg. — Bornholm) gefunden haben und auf die Herstellung der Wohnungen in Art der belgisch-helvetischen durch starke Pfähle weisen, die mit lehmbeschlagenem Ruthengeflecht verbunden waren. Das sattelartige Sparrendach, mit Stroh oder Rohr gedeckt, ruhte, wie es scheint, auf einem Firstbalken³⁾. Das Haus hatte kein Fenster, sondern nur eine Thür in der Breitseite der fast viereckigen Anlage⁴⁾. Unter dem Hause lässt sich, nach der einen Hausurnenform, ein kellerförmiger Raum annehmen. Das swebische Haus, welches diese Urnen nachbildet, vermittelt zwischen dem runden Nomadenzelt (der Jurte) und dem festen viereckigen Hause des fränkisch-alemannischen Typus (Meitzen a. a. O. II, 689. III, 130).

Neben diesem war schon ein paar Jahrhunderte vor Christi Geburt in Westfalen und am Niederrhein das keltische Haus von den westlich vorgedrungenen Germanen in Besitz

1) Clarci, Musée de sculpture du Mus. roy. de Louvre II. Taf. 144.

2) F. Keller, Keltische Vesten. Zürich 1855. (Antiquar. Mittheil. VII. 7, 190).

3) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 128 f.

4) Über die Hausurnen Lisch, Mecklenb. Jahrb. XXI, 243 ff. XXIV. XXXVIII. Becker, Zeitschr. des Harzvereins XX. XXI. R. Virchow in den Sitz.-Ber. der Berlin. Akad. 1883. Nr. 37. A. Meitzen, Siedelung III, 128 ff. — Berliner Zeitschr. f. Ethnologie, Bde. XII, XIII, XV—XIX.

und Gebrauch genommen worden, das wir als altsächsisches Haus zu bezeichnen pflegen. Dasselbe hat sich im nördlichen Westdeutschland, auf altem Keltenboden nur in Irland erhalten. Im alten Rhätien und Noricum fanden die deutschen Eroberer das steinerne rhäto-romanische Haus, das sie ebenfalls annahmen, wie auch in Lothringen (Meitzen III. Anlage 28). So herrschen in Deutschland bis heute drei Haustypen auf den Dörfern: der fränkisch-alemannische, der altsächsische und der romanische. In Skandinavien und auf Island erscheint ein vierter, der mit dem griechischen Hause zusammenhängende nordische (Meitzen III, 464 ff. Anlage 140)¹⁾.

Das weiteste Gebiet nimmt das fränkische Haus mit seinem Hofe und das nahe verwandte alemannische Haus ein. Es reicht von Belgien und den Ardennen östlich bis nach Schlesien und darüber hinaus in das slavische und ungarische Land bis Siebenbürgen. Durch die schwäbische Eroberung des südwestlichen Germaniens ward es auch hier bis in die Schweiz hinein herrschend. Der Eingang zu den Wohnräumen des länglich viereckigen Baues liegt in der Breitseite. Das eigentliche Haus zerfällt in drei Theile: den Hausflur (Eren), ursprünglich mit dem Herde, der Rest des früher ungetheilten Hauses; die Wohnstuben; die Kammern. Im Giebel liegt die Wohnstube, davon ist zuweilen eine Kammer abgetheilt; auf der andern Seite des Flurs liegen zwei Kammern, zwischen denen ein schmaler Gang zu dem unter selbem Dach befindlichen Pferdestall führt. Zuweilen liegt der Kuhstall gleich hinter dem Pferdestall. In grösseren Höfen sind die Ställe, die Scheune und die Schuppen in besonderen Gebäuden, die den meist viereckigen Hof bilden, der umzäunt ist und zu dem die Einfahrt durch ein Thor mit Nebenpforte für die Fussgänger geschieht. Der Hauptgiebel des Hauses steht gegen die Strasse. Bei grösserem Besitz ist das Haus zweistöckig; oben liegen Kammern und Getreideboden. In dem anstossenden

¹⁾ Eine Kartenskizze der Verbreitung der volksthümlichen Hausformen bei A. Meitzen, Das deutsche Haus. Berlin 1882.

Baumgarten befindet sich zuweilen der gemauerte Keller und das Backhaus. Der Heuboden liegt gewöhnlich über den Ställen.

Eine grosse Anlage, der Musterhof Karls des Grossen zu Asnapio (wahrscheinlich Gennap a. d. Mosel), zeigt dieselben Grundzüge. Er enthielt das königliche steinerne Wohnhaus (salam) mit drei Kammern und elf heizbaren Stuben (pisilibus i. e. gyneceis), zwei Lauben (porticis) und einem Keller. Um das ganze Haus lief eine Gallerie. Ausserdem lagen in dem von einem Zaun umgebenen Hofe siebzehn kleinere hölzerne Häuser; dann ein Küchen- und ein Backhaus, ein Stallgebäude, zwei Speicher und drei Scheunen¹⁾.

Das alemannische Haus zeigt die Einflüsse des fränkischen Hauses in der Anlage der Thür in der Breitseite und der Dreitheilung der Wohnräume in Hausflur, Stube und Kammer, unterscheidet sich aber darin, dass es auch die Tenne mit dem Bansen unter demselben Dache birgt. Die Einfahrt geschieht in die Tenne von der Hintergiebelseite. Unter der Wohnstube liegen Ställe und Keller. Das alemannische Haus zeigt sich so von vorn als ein dreistöckiger Bau mit hohem Dach²⁾. Noch stattlicher baut sich das Schweizerhaus auf. — Indem das alemannische Haus alle Wirtschaftsräume in sich vereint, bedarf es keinen Hof. Dagegen ist ein fest geschlossener Hof auf bajuvarischem Boden entwickelt und in ältester Zeit haben bei grossem Besitz auch in Alemannien die Ställe (equaritia, vaccaria, porcaritia, ovilia), die Scheune, Speicher, Keller und kleine Nebenhäuser (stubae, camarae) abgesondert vom Haupthause gestanden (l. Alam. t. 81. 97), so wie wir das noch heute bei dem grossen bayrischen Einöd-

¹⁾ Pertz, Leges 1, 178. Capit. von 812. Andere königliche und geistliche Höfe beschreibt L. v. Maurer, Fronhöfe 1, 125 f. 131 f. 2, 138 f. 143 f. — Landau über den fränkischen Bauernhof in der Beilage zu dem Correspondenzbl. der Geschichtsvereine von 1857/58 und 1860. — Meitzen a. a. O. III. Anlage 65. R. Henning, Das deutsche Haus, Strassburg 1882. Cap. 2.

²⁾ In einigen alemannischen Gegenden, so am Bodensee, herrscht Einstöckigkeit vor; rechnet man den gemauerten Kellerunterbau hinzu, Zweistöckigkeit.

hofe in Oberbayern und Salzburg finden. Die vier Gebäude, die den Hof bilden, sind durch hohe Thore verbunden¹⁾. Kleinere Höfe brauchen nur zwei oder drei Gebäude. In der Oberpfalz befindet sich in der Regel Wohnung, die Ställe, die Tenne, Frucht- und Heulager unter einem Dache²⁾.

Einen augenfälligen Gegensatz zu dem fränkisch-oberdeutschen Hause bildet das rhätisch-alpine Haus, das in bayrischen Gegenden, in Salzburg, Tirol, Kärnten, auch in Oberösterreich herrscht, die Thür in der sehr breiten Giebelseite und alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache hat. Es ist zweistöckig und meist von Stein gemauert. Der Hausflur ist sehr geräumig und führt zu den Ställen u. s. w. Zu beiden Seiten des Hausflurs liegen Stuben und Kammern und die Küche. Ebenso hat der Vordertheil des Oberstocks Stuben und Kammern³⁾. Das Dach dieses Hauses ruht durch Stützbalken auf den Innenwänden und hat einen Firstbalken, an dem die Sparren befestigt sind. Der Dachwinkel ist stumpf.

Das sächsische Bauernhaus, das die Fortsetzung des alten keltischen Hauses nach Meitzen ist, hat das Hauptthor in der Giebelseite und stellt sich dreischiffig dar: im Hauptschiff die breite Tenne, an deren Ende der Herd ursprünglich liegt, rechts und links davon Pferde- und Kuhställe und die Verschläge für das Gesinde. Der Herdraum ist in jüngerer Zeit in die Stuben des Bauern und seiner Familie verwandelt. Zuweilen ist der Herd davor belassen worden. Das sächsische Haus hat in den friesischen Gegenden, ebenso in Angeln und Jütland verschiedene Abarten erhalten⁴⁾.

Das nordische Haus, das uns hier weniger berührt, scheint von dem griechisch-syrischen Hause abgeleitet und besteht im Grundriss aus einer oblongen Kammer, mit der

¹⁾ Bavaria, Landes- und Volkskunde des K. Bayern I. 2, 980.

²⁾ Bavaria II. 1, 166 ff.

³⁾ Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 224 ff.

⁴⁾ R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung, Cap. IX. 2. 3. A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen, S. 10 ff. O. Lasius, Das friesische Bauernhaus. Strassb. 1885.

Thür in der Schmalseite, davor eine auf Pfosten ruhende Vorhalle, die von dem Hausdach gedeckt wird¹⁾. Neben dem eigentlichen Wohnhause stehn eine Menge kleiner einzelner Baulichkeiten für alle möglichen Bedürfnisse²⁾.

Das älteste Haus der Germanen war ein höchst einfacher Bau: rund oder viereckig, von den Wänden und dem Dach umschlossen, ohne Abtrennung irgend eines Raumes; in die Mitte oder an die Wand der Thür gegenüber ist die eingefasste Feuer- und Aschengrube, der Herd gerückt.

Aus der Bestimmung der *lex Alamannorum* tit. XCII, das Kind habe als lebend geboren zu gelten, welches die vier Wände und das Dach des Hauses beschreiben konnte, erhellt, dass das alemannische Haus lange nach alter Art gebaut blieb. In den Rechtsbüchern des 13. Jahrhunderts wird in derselben Formel das Dach weggelassen³⁾, weil nunmehr die Zwischenböden üblich geworden waren. In hallenartigen Gebäuden, z. B. in dem Gasthause der Abtei St. Gallen nach dem Riss von 820, war der mittlere Raum noch von dem Dach allein überdeckt, in dem sich die lange und breite Öffnung für Licht und Rauch befand, die durch ein erhöhtes Schirmdach gegen Regen oder Schnee geschützt ward⁴⁾. Bis in das jetzige niedersächsische Bauernhaus, wenn es nicht mehr oder minder verändert wurde, hat die alte Anlage fortgedauert, dass man auf der Diele unmittelbar das Dach über sich sieht. Das Baumaterial waren, wie wir bereits nach den Alten und den Funden in Erde und See angaben, Pfahlgestelle mit Rutengeflecht und Lehm, oder Holzbalken, also Schrotbau (Herodian VII, 2). Stein- oder Ziegelbau mit Mörtelbindung kannten

¹⁾ A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III. Anlage 140.

²⁾ Mein Altnord. Leben 223 ff. Valtýr Guðmundsson, Privatboligen på Island i sagatiden. Kopenh. 1889. Eilert Sund, om bygningssvaesen på landet i Norge (Folkevennen X.). Troels Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrh. Deutsche Ausgabe. Kopenh. 1882.

³⁾ Sächs. Lehn. 20, 1. Schwabenspiegel 271 und spätere Rechtsatzungen, Grimm, RA. 75.

⁴⁾ Bauriss des Klosters S. Gallen, herausg. von F. Keller.

die Deutschen nicht. Das Dach lag mit leichtem Gesperre auf den Wänden: Schilf, Stroh, Baumrinde, dann Breter und grössere (axiles) oder kleinere Schindeln (scindulae), auch Rasenstücke¹⁾ (wie auf Island bis in neue Zeit gewöhnlich) gaben die Deckung. Die Barbarenhäuser der Trajanssäule sind von festem Balken- und Bretgefüge.

Eine Verbesserung des Bauwesens der Deutschen kam durch die Römer, deren Vorbild ihnen auch hier nachahmenswerth erschien.

Schon im 4. Jahrhundert hatten die Alemannen, gegen welche Kaiser Julian kämpfte, gelernt, ihre Wohnungen sorgfältiger nach römischer Art zu bauen (Ammian. Marc. XVII, 1). Darunter werden wir aber schwerlich die Verwendung des Mörtels und der Ziegeln und Steine, eher die Anwendung des Fach- oder Riegelbaues verstehn dürfen. Wo Deutsche selbst bauten und nicht, wie in Italien, Burgund und Spanien, durch römische Meister bauen liessen, ist auch in merovingischer und karolingischer Zeit nur an eine rohe Nachahmung römischer Technik zu denken. Erst seit dem 11. Jahrhundert haben deutsche, meist geistliche Baumeister tadellose Mauern in Bruchsteinen wie in behauenen Werkstücken aufgeführt. Die Muster gaben fortwährend bis zu dieser Zeit Italien oder auch Gallien.

Aber der Steinbau hat überhaupt bis ins tiefere Mittelalter nur ausnahmsweise Anwendung gefunden. Zwar wurden die königlichen Pfalzen der Merovinger und Karolinger von Stein errichtet, selbst der thüringische Königshof an der Unstrut soll, als er von den Franken zerstört ward, ein Steinbau mit metallenen Dächern gewesen sein; aber im übrigen werden, wo nicht römische Warthürme und Kastelle benutzt wurden, die Burgen des früheren Mittelalters aus Holzbauten, durch Wall, Graben und starkes Pfahl- und Balkenwerk befestigt, bestanden haben. Und mit den christlichen Kirchen stund es nicht anders auf deutschem wie nordischem Boden. Noch Jahrhunderte nach der Bekehrung waren selbst die

¹⁾ Vgl. Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 11. 396.

meisten Bischofskirchen von Holz, daher auch die häufigen Brände¹⁾. Seit dem 11. Jahrhundert, in dem eine grosse Bau-
lust sich überall regte, trat eine entschiedene Wendung zum
Steinbau bei den grossen Kirchen ein. Doch blieb Nieder-
deutschland, besonders die flachen, steinarmen Gegenden zu-
nächst noch zurück²⁾. Die grosse Marienkirche in Lübeck, die
1163 geweiht wurde, war ein Holzbau, und so lassen sich
hölzerne Kirchen in Norddeutschland noch lange verfolgen.
Noch jetzt sind sie in Schleswig, Hinterpommern, Preussen,
namentlich im polnischen Oberschlesien³⁾, in Böhmen, Mähren,
sowie in Galizien, in der Bukowina und in Ungarn erhalten
und können gleich den alten dänischen und norwegischen
Holzkirchen beweisen, wie malerisch dieser geistliche Holz-
bau, den man nur nicht für Fortsetzung nordisch-wandalischer
Tempelbauten erklären sollte, wirken kann.

Das gewöhnliche Wohnhaus blieb von Holz. Auf der
Karte von Europa vom Jahre 1120 in dem liber floridus Lam-
berti filii Onulfi sind die Städte sämtlich mit einer Häuser-
form wiedergegeben, die man auf Holz- oder wenigstens auf
Fachwerkbau deuten muss. In Köln müssen Ende des 13. Jahr-
hunderts ziemlich viel steinerne Häuser gestanden haben,
denn sonst würden in testamentarischen Verfügungen nicht
ausdrücklich Holzhäuser hervorgehoben worden sein⁴⁾. In
Basel dagegen ward es im 14. Jahrhundert als etwas be-
sonderes erwähnt, wenn ein Privathaus von Stein war; die
meisten waren vor dem Erdbeben von Holz und mit Schindeln
gedeckt; höchstens der vorspringende Theil des Giebeldaches
trug Ziegeln⁵⁾. Und so war es überall in Deutschland. In
Luzern beschloss der Rath im 15. Jahrhundert, jedem, der

¹⁾ Nordhoff, Der Holz- und Steinbau Westfalens, Münster 1863,
S. 64—92. H. Otte, Handbuch d. kirchl. Kunst-Archäologie I⁵, S. 31 f.

²⁾ In Hildesheim freilich entwickelte Bischof Bernward, der
selbst ein Künstler war, eine grosse Bauthätigkeit in neuem Stil.
Ebenso sein Zeitgenosse B. Meinwerk von Paderborn († 1036).

³⁾ H. Luchs, Über die oberschlesischen Holzkirchen: Jahres-
bericht d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur, 1872.

⁴⁾ Ennen, Quellen III, 405.

⁵⁾ Fechter, Topographie von Basel, in: Basel im 14. Jahrh. 37 f.

ein steinernes Haus bauen wollte, zur Aufmunterung Steine und Kalk unentgeltlich zu liefern. Das half und bereits Ende des 15. Jahrhunderts ward die Vergünstigung als zu lästig abgeschafft¹⁾. Nach grossen Bränden vor allem ergingen polizeiliche Verbote des Wiederaufbaues in Holz. Aber bis in die Gegenwart hinein erhielten sich ganz hölzerne kleine Städte in Böhmen.

Zu den Holzbauten gehören im Grunde die Fachwerkbauten, das ist Gezimmer mit Aussetzung der Fächer durch Ziegeln, die in Nieder- und Mitteldeutschland bis in unsere Zeit noch üblich sind, und zu denen jene schönen hochgiebeligen Häuser des 16. Jahrhunderts zählen, die ein Schmuck der alten sächsischen Städte von Ostfalen bis nach Westfalen hinein sind. Das reichste Schnitzwerk an den Balken, Sprüche und Bilder bedecken die künstlerisch gegliederte fensterreiche Strassenwand. Der germanische Sinn, der in die Höhe strebt, wie in den gotischen Kirchen, hat sie geschaffen, und sie mahnen zugleich an die hohen, oben horngeschmückten Häuser, von denen die alt- und angelsächsischen Dichter sagen²⁾.

Die sich kreuzenden Giebelbalken liefen auch in Thierköpfe aus. Pferdeköpfe und Schwanenhälse bilden heute noch an den Bauerhäusern mancher deutscher Gegenden die Krönung des Giebels: Pferdeköpfe nicht bloss in Niederdeutschland³⁾, sondern auch im Vilsthal in Bayern, in der Oberpfalz, ferner in Kärnten und Graubünden. Der Schwan als Giebelzier findet sich noch im Altenlande an der Niederelbe, hier und da in Holstein, Holland, England. Als Schlangenhälse sind die Schwanenhälse an bayrischen Häusern gedeutet worden.

¹⁾ Segesser, Rechtsgesch. der Stadt Luzern 2, 400.

²⁾ *hōh hūs Helj. 2001. heáh hūs Beow. 116. on sele pām heán Beow. 713. 1984. sele heáh and horngeáp Beow. 82. getimbred tempel heáh and horngeáp Andreas 668. hornseli Helj. 686. Andr. 1159. hornreced Beow. 705.*

³⁾ Chr. Petersen, Die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern, besonders in Norddeutschland, Kiel 1860.

Auch Bemalung und selbst Vergoldung ist nach alt- und angelsächsischen Dichterstellen an den Prachtbauten reichlich angebracht worden. Die glänzende Burg, das hohe und goldbunte Haus¹⁾ wird typisch gesagt, und das kann sich nicht allein auf inneren Schmuck beziehen²⁾. Die Anfänge dazu bildete jene Bemalung mit einer glänzenden Erdart, welche die Deutschen nach Tacitus (Germ. 16) an einzelnen Stellen ihrer Häuser anbrachten. Auf Miniaturen des 10. bis 12. Jahrhunderts zeigen sich Kirchen und Burgen von aussen bemalt. Konrad von Würzburg († 1287) beschreibt die neue Troja und die mit Lauben versehenen Palase, die mit Gold und Lasur bemalt waren. An den Quadersteinen der Mauern waren Bildwerke ausgehauen. Ähnlich lautet die Beschreibung kunstreich verzierter Zinnenmauern im Herzog Ernst. Mag dabei dichterische Ausschmückung unterlaufen, es ergibt sich daraus farbige Bemalung der Aussenwände vornehmer Gebäude in der romanischen und frühgotischen Periode.

Eine Gliederung der Wände des Hauses durch die Fenster fiel in der ältesten Zeit ganz fort. Die ältesten Häuser waren fensterlos und erhielten ihr Licht entweder durch die Thür oder durch eine Luke im Dach, durch welche auch der Rauch hinauszog. Das ist bei dem nordischen Hause auf Island wenigstens, bis gegen die Mitte dieses Jahrhunderts die Regel gewesen³⁾.

¹⁾ *thea berhtun burg* Helj. 433. 3708. *reced goldfáh* Beov. 1801. *sál geatolic and goldfáh* 308.

²⁾ Heyne, Halle Heorot (Paderborn 1864), S. 44, denkt an bunte Ziegeln oder bunte Schindeln. Man vergleiche Konrads von Würzburg Beschreibung des neuen Troja, Tr. Kr. 17434 ff. *vîl manic hôher palas stuont dârinne schône enbor, an dem die louben wâren vor und der wende mûre mit golde und mit lûsûre geverwet und gezieret. die steine wol gevieret von bilden wâren schône ergraben*, ferner Ernst B. 2233. *ouch wâren die zinnen beide âzen unde imen meisterlich gezieret, mit golde wol gevieret und mit edelem gesteine meisterlich geworht*.

³⁾ Mein Altnord. Leben 218. Lund, Tägliches Leben 10. M. Lehmann-Filhés in meiner Zeitschr. f. Volkskunde VI, 239. — Altnord. Worte für Fenster sind: *vindauga, líori, gluggr, skjár*. Vgl. auch Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien, S. 15 f.

Diese Dachluke wurde durch einen Laden geschlossen. Als aber ein Zwischenboden zwischen den viereckigen Wohnraum und das Dach gelegt ward, ist auch das Fenster in die Hauswand gekommen. Isländische Sagas erwähnen das öfter (Altnord. Leben a. a. O.). In Deutschland wird es, bei den grösseren und vornehmeren Häusern, sicher schon weit früher geschehen sein.

Der Schluss der Licht- und Luftöffnung geschah entweder bei Nacht und schlechtem Wetter durch einen Schieb-laden, durch ein vorgehängtes Tuch (wie im Kloster Tegernsee noch um 1000), oder durch ein hölzernes Gitterwerk, das sich landschaftlich noch hier und da bei Kammer- und Bodenfenstern erhalten hat, oder durch einen das Licht mehr oder minder durchlassenden Belag in Holzrahmen: so durch die Magenhaut eines Rindes, oder die Eihaut eines Kalbes (wie auf Island bis in unsere Zeit¹⁾); dann durch Spat oder Marienglas, was im mittleren Deutschland im 14. und 15. Jahrhundert noch recht üblich war²⁾. Die Fenster waren in den gewöhnlichen Häusern sehr klein (auf Island oft nur handbreit), wie das der unmoderne deutsche Dorfbewohner noch heute liebt. Darauf hat weniger eine gewisse Lichtscheu oder Wärmeliebe, als das Bedürfniss, sich gegen Feinde und Diebe zu schützen, eingewirkt; auch an grossen Burgen beobachtet man, wie an Stellen, die feindlichem Angriff freier liegen, keine oder wenige kleine Fenster angebracht sind. Was nun die Glasfenster anlangt, so konnten bei der Kostbarkeit derselben nur Reiche sich dieselben gestatten. Die fränkischen Könige hatten ihre Glaser (vittrarii), und an westfränkischen Kirchen erwähnt Gregor von Tours Glasfenster, die wir uns als kleine, zusammengesetzte Glasstücke in Holzrahmen denken können. Aber in Deutschland sind sie bis gegen das Jahr 1000 gewiss selten gewesen. Eckehard IV. († um 1036) erwähnt sie am reichen Stift Sanct Gallen. Unter K. Heinrich II. war in Tegernsee ein Glasofen im Betrieb. Aber noch im 13. Jahr-

¹⁾ Meine Zeitschr. f. Volksk. VI, 236.

²⁾ Konr. v. Megenb. 453, 5. Rechtsb. in *Distinct.* II. 1, 21. Eisenach. Rechtsb. 3, 4. F. Bech aus Pegauer Hss. 17, 42.

hundert gelten Glasfenster als etwas besonders prächtiges oder reiches. Wolfram von Eschenbach (Parz. 553, 5) erwähnt ausdrücklich von der Kemenate auf Chastel merveille, dass Glas vor den Fenstern war, und Jans Enikel in der Weltchronik (6672. 12852. 13088. 21052. 22731) wird nicht müde, zu versichern, dass die Palase, die er schildert, verglast, mit Glasfenstern versehen waren. Es mag daher auffallen, dass in Wien gegen Ende des 13. Jahrhunderts Glasfenster an den Bürgerhäusern nicht ungewöhnlich gewesen sind (Seifr. Helbl. 1, 1293. 1355). Selbst das Rathhaus einer reichen Stadt, wie Basel, hatte noch im 15. Jahrhundert nur Leinentücher vor den Fensteröffnungen. Dagegen ist von 1501 aus Bern verbürgt, dass sich die wohlhabenden Bürger selbst nicht mit Rautenfenstern (Butzenscheiben) befriedigten, sondern grosse Scheibenfenster oder gar gemalte haben wollten¹⁾.

Wir haben auch der unterirdischen Räume zu gedenken, welche die Deutschen nach Plinius (h. nat. 19, 1) als Webe- oder Wirkkeller benutzten, wie sich solches in Ulm und in Oberschwaben bis heute erhalten hat²⁾. Tacitus kennt diese Gruben als Zufluchtsräume für den Winter und als Fruchtkeller; sie wurden durch darüber gebreiteten Dünger gegen Kälte und feindliche Aufspürung geschützt (Germ. c. 16). In der Schweiz, namentlich längs des Rheins, in Frankreich und England haben sich zahlreiche trichterförmige Gruben verschiedener Grösse, zuweilen in grossen Gruppen erhalten, welche zu den Nachrichten bei Plinius und Tacitus als Erläuterung dienen können. In Steiermark, Hessen, Thüringen kommen sie auch, aber selten, vor. Die grösseren bestehen

¹⁾ A. Schultz, Deutsches Leben, S. 89.

²⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Z. VII, 128—133; in den ahd. Glossen ist *tunc dunc* durch *textrina*, *genecium* erläutert; die Ulmer Webkeller heissen noch Dunk; die Erklärung des Wortes vermittelt Tacitus, Germ. 16. — Über diese Gruben (frz. *mardelles*, *escrènes* oder *écraignes*, engl. *pennpits*) vgl. noch H. Schreiber, Taschenb. f. Gesch. Süddeutschlands IV, 3—26. Lavillegille in den Mémoires des antiquaires de France XIV, 144—163. F. Keller, Keltische Vesten (Zürcher Antiquar. Mitth. VII, 7). A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III, 119. 130.

aus zwei durch eine Balkendecke ursprünglich geschiedenen Theilen; der untere hat als Keller, der oberer für das Handwerk und den Aufenthalt der Menschen dienen können.

In den Königspfalzen und auf den Burgen der Fürsten und Edeln hatte sich das ganze Bauwesen nach den gesteigerten Ansprüchen und gemäss dem in Reichthum und Geschmack an der Kunst in Stein und Erz sich höher erhebenden Leben gedeihlich entfaltet. Mit den Kreuzzügen kamen neue Einflüsse von dem Morgenlande und von Byzanz. Das Ritterthum und mit ihm ein bewegtes, geselliges Leben blühten auch in Deutschland in der staufischen Zeit auf. Das wirkte alles auf das Haus der vornehmen Kreise, und die beliebten Schilderungen der äusseren Dinge in den Epen dieser höfischen Zeit geben uns die Mittel, die häusliche Einrichtung des 12. und des 13./14. Jahrhunderts kennen zu lernen, da sich von Bauten und Geräth nur wenig erhalten hat. Wir müssen allerdings manches der Phantasie auf die Rechnung schreiben und von der märchenhaften Pracht, die in nicht wenigen Beschreibungen gerühmt wird, nüchtern abziehen, aber im ganzen fliessen doch hier gute Quellen.

Ich habe hier nicht von dem Burgenbau des Mittelalters zu handeln, über den eine gründliche, von technischer und geschichtlich-litterarischer Seite gemeinsam geführte Untersuchung noch aussteht¹⁾. Es sei hier aber darauf verwiesen, dass es Burgen der verschiedensten Anlage und Grösse gab, je nach dem Reichthum der Besitzer und der Bedeutung der Örtlichkeit. Es gab eine Menge kleiner Burgen, die nur aus

¹⁾ Nur einige Litteratur: Leo, Über den Burgenbau in Deutschland. Leipzig 1837. J. Scheiger, Über Burgen u. Schlösser im Lande Österreich u. d. Enns. Wien 1837 (nicht gelehrt, aber nützlich durch sehr gute, ausgebreitete Beobachtung). Krieg von Hochfelden, Gesch. der Militärarchitectur in Deutschland. Stuttg. 1859. Violet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture. Par. 1854—1868. Jan te Winkel, Het kastel in dertiende eeuw. Groningen 1879. Cori, Bau u. Einrichtung der deutschen Burgen. Linz 1874. A. Schultz, Höfisches Leben I², 7—50. Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh. 7—16. Zahlreich sind die Beschreibungen einzelner Burgen.

einem engen, hohen Thurm mit einem geschlossenen kleineren Hofe bestunden; dann etwas grössere, in denen sich ein besonderes Wohngebäude von mehreren Stockwerken, der Palas, neben dem Kernwerk jeder grösseren Burg, dem Hauptthurm, befand, und endlich umfangreichere, welche ausser den Haupt- und Nebenthürmen ein oder mehrere Palase, ferner den Saal und mannigfache Nebengebäude enthielten. Grosse, weite und bequeme Zimmer würden wir darin sehr vermissen. Den luftigsten und grössten Raum bot das eine lange, mit einer reicheren Fensterreihe, falls die Vertheidigungsstärke es erlaubte, versehene Gebäude, der Saal, der sich über einem zu Wirtschaftszwecken dienenden Untergeschoss erhob und zu dessen Thür eine Gerade, eine Freitreppe hinaufführte¹⁾. Hier fand alle Geselligkeit und jede Feierlichkeit statt, wenn sie innerhalb geschlossener weltlicher Räume begangen ward. Zuweilen bildete der Saal kein besonderes Haus, sondern der grösste Raum des Palas ward dazu benützt. Die Zimmer in dem Palas waren heizbar und hiessen davon Kemenaten (*caminatae*, von *caminus*), oder Phiesel²⁾, auch Phieselgademe. Die Heizung geschah theils durch offenes Feuer in Kaminen, theils durch Öfen. Schon auf dem Bauriss von St. Gallen von 820 sind Öfen gezeichnet; sie stehn in einer Zimmerecke und je zwei in benachbarten Zimmern münden in denselben Schornstein. Die Öfen waren theils aus Backsteinen, theils aus Kacheln gebaut, an denen sich schon im 13. und 14. Jahrhundert³⁾, noch mehr aber beim Übergang des Mittel-

¹⁾ Beispiele dieses Saales geben heute noch die Burgtrümmer von Eger, von Gelnhausen, von Münzenberg in der Wetterau, von dem Petersberge ob Friesach, von Ulrichstein, der mittleren der Rappoltsteiner Burgen im Elsass. Auf der Wartburg ist der Palas in grösseren Maassen angelegt und enthält auch sonach ein grösseres, saalartiges Gemach.

²⁾ Vom mlt. *pisale* (frz. *poêle*) aus *pensile*.

³⁾ v. Hefner und Wolf, Die Burg Tannenberg. Frkf. a. M. 1850. Taf. 2—4. Lübke, Über alte Öfen in der Schweiz, Mittheil. der antiqu. Gesellsch. in Zürich XV, 4. — Ofen gibt in den Glossen (z. B. Cassel. Gl. G. a.) sowohl *fornax* als *caminus* wieder. — Ein eiserner Ofen scheint im angels. Daniel 243 erwähnt: *pā vās se ofen*

alters in die Renaissanceperiode die Töpferkunst sehr hübsch bewährt hat. Von den aus Ziegeln gemauerten haben sich in Tirol und im oberen Allgäu alte Vertreter erhalten, welche an die Backöfen erinnern.

In den Öfen wie in den offenen Kaminen heizte man mit Holzscheiten, in den Kaminen übrigens auch mit Holzkohlen (Enikel, Wkr. 6809). In vornehmen Sälen oder Kemenaten gab der Kamin den Architekten und Steinmetzen Gelegenheit zu schönem Schmuck durch zierliche Säulen als Träger des Mantels und durch bildnerische Ausführung der Umrahmung¹⁾.

Die Wohnzimmer lagen gewöhnlich im zweiten Geschoss des Palas; das untere enthielt Wirtschaftsräume. Im dritten waren auch noch Kemenaten, die von den Kindern bewohnt wurden, während die Eltern das zweite Stockwerk inne hatten²⁾. Die Kemenaten dienten übrigens nicht bloss als Wohnzimmer, wobei sie oft genug, weil die Männer meist draussen lebten, den Nebenbegriff des Frauengemachs³⁾ annahmen, sondern auch als Schlafkammern⁴⁾. Indem sich Kemenate zuweilen mit Kammer vermengt, bedeutet es wie dieses auch die Vor-

onhated, isen eall purhglêded, wenn sich das Eisen nicht auf die eisernen Scheiterböcke bezieht. — Die Deutschen liebten stark geheizte Stuben und waren dadurch bei den Fremden im 15. und 16. Jahrh. berüchtigt: Zappert im Archiv f. österr. Geschichtsqu. XXI, 65. Der deutsche Bauer thut es den Vorfahren heute noch nach.

¹⁾ A. Schultz, Höf. Leben I², 72. der Kamin aus K. Friedrichs I. Gelnhauser Pfalz. Ein ganz ähnlicher auf Münzenberg. — Ob eine von J. Meier, Z. f. d. Philol. XXIV, 380 erwähnte Heizanlage durch Luftröhren im Goslarer Kaiserhause in das Mittelalter gehört, sei dahingestellt.

²⁾ In dem Hauptpalas des Petersberges ob Friesach liegt im dritten Geschoss die Hauskapelle des Burgherren, des Salzburger Erzbischofs.

³⁾ Ags. hiess das dem höfischen *palas* entsprechende Gebäude *brýðbúr*.

⁴⁾ Vgl. die Nachweise in den Mhd. Wörterb.: Benecke-Müller, I, 795. Lexer I, 1545. — Die *kemenate* Gudr. 1325, 3. 1329, 3. ist gar ein Schlafsaal zu dreissig Betten.

raths-, Schatz- und Rüstkammer, während wiederum Kammer mitunter das Schlaf- und Wohngemach bezeichnet.

Zuweilen erscheint die Kemenate als ein besonderes Gebäude des Burghofes (Parz. 240, 25. Marienlegenden 220, 250), ja selbst als einzeln liegendes Haus, wodurch das Wort gleich *hūs* im Dativ des Plurals (*kemenāten* = *hūsen*, *Hausen*) zum Ortsnamen werden konnte ¹⁾.

Die Küche befand sich gewöhnlich im Untergeschoss des Palas oder auch des Saales. Zuweilen lag sie in einem an den Palas angelehnten Nebengebäude, das mit jenem durch Thür und Treppen verbunden war und zugleich das Speisezimmer für die Dienerschaft enthielt.

In den Städten gab der beschränkte, durch die Befestigung eingeengte Platz dieselben Bedingungen enger Raumbenützung wie auf den Burgen; ja, da jede Familie auf ein einziges, sehr oft recht schmales Haus beschränkt war, geboten hier auch reiche Leute nur selten über bequeme Wohnzimmer. Der Stil der Häuser entsprach dem Baustil der Zeit. Löst man das eine oder andere der in süddeutschen Städten erhaltenen Häuser romanischer Periode, namentlich ein mit Bergfrieden versehenes, wie Regensburg noch eine Anzahl bewahrt hat, aus der Nachbarschaft los, so hat man einen Palas, angelehnt an den Hauptthurm, eine Hochburg des 12. oder 13. Jahrhunderts. Durch die Tiefe der städtischen Häuser bei schmaler Strassenfront und durch ihre Höhe in mehreren Gaden (Stockwerken) gab es dunkle Stiegen und Gänge, und da unsere Alten zwar mit gutem Mörtel mauerten, auch die Strassenwand recht malerisch zu gestalten wussten, aber für die innere Raumvertheilung nicht lange überlegten, so bieten diese alten Stadthäuser wenig Wohnlichkeit; sie haben kleine und wenige Zimmer bei viel unnützer Raumverschwendung in Nebensachen, wenig Luft und Licht. In den späteren Jahrhunderten änderte sich zunächst darin nichts zum besseren. Erst die Renaissancebauten des 16. und 17. Jahrhunderts brachten dem Hause eine andere Entwicklung, wenn auch

¹⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 1244. K. Hildebrand im D. Wb. V, 528 f.

immer noch recht viel Raum nach unserm Begriff verschwendet ward, weil man ihn nicht verwenden konnte.

Wir betrachten nun einzelne Theile des Hauses samt der Einrichtung.

Der Fussboden (flazzi, fletze; esterich) bestand gewöhnlich aus fester Lehmlage ¹⁾ oder aus gemauertem Ziegelboden, seltener aus Steinplatten. In Räumen, die als Pracht- und Repräsentationszimmer der Vornehmen verwendet wurden, fanden sich gleich wie in Kirchen bunte Marmorplatten (Trist. 16719. 16973. Konr. Troj. Kr. 17531. Wigal. 8315) in künstlerischer, z. B. geschachter Stellung, oder verzierte Thonfliese. Dieselben sind in Deutschland (wo sie bis zum 13. Jahrhundert hinauf sich belegen lassen) glasirt, mit vertieften oder erhabenen geometrischen oder heraldischen Ornamenten, zuweilen auch mit Blumen und lebendigen Gestalten geschmückt ²⁾. In Frankreich wurde die vertiefte Zeichnung auch mit andersfarbigem Kitt gefüllt, um kräftiger wirken zu können. Musivischer Estrich kam in Deutschland wohl nur selten vor ³⁾.

Bei festlichen Gelegenheiten ward der Fussboden mit Teppichen ⁴⁾ belegt. Gewöhnlicher aber war, wie heute noch bei Hochzeiten und auch zu Pfingsten und am Johannistage geschieht, so damals überhaupt ihn zur Erfrischung und zum Schmuck mit Blumen oder mit Gras und Binsen zu bestreuen, wobei es gleich galt, ob der blosse Estrich oder kostbare Teppiche darunter lagen ⁵⁾. Im Winter ward der Wärme wegen Heu oder Stroh über den kalten Fussboden gespreitet.

¹⁾ Im ältesten Hause aus dem natürlichen Erdboden.

²⁾ Hassler, Schwäbische Fliese in den Verhandl. des Vereins für Kunst u. Alterth. in Ulm XIV. Essenwein in den Mittheil. der k. k. Centralcommiss. in Wien 1862, 48–51. 1872, S. XXI f. Fürst Hohenlohe-Kupferzell in dem Anzeiger f. K. d. Vorz. XXII, 8. — Über französ. Fliese A. Schultz, Höf. Leben 12, 63 f.

³⁾ W. Grimm zu Athis F. 82.

⁴⁾ Eneide 12933. Ernst D. 2174. Ere 8600. Parz. 627, 24. Wilh. 144, 1. Krone 17408. Biter. 6820. Walberan 1203. Mei u. Beapl. 8, 12. Heinr. Trist. 2524.

⁵⁾ Parz. 83, 28. 549, 12. Krone 14619. 17411. Georg 5539. Tr. Kr. 14580. 15144. 19475. Lohengr. 2356. Ges. Abent. Nr. 32, 367. Nr. 51,

Es gehörte zu den Leistungen der Hörigen, die Binsen und das Gras zum streuen herbeizuschaffen¹⁾.

Die Wände der Gemächer bestunden, je nach dem Baumaterial des ganzen Hauses, aus Holz oder Mauer. Auch in Steinhäusern mochten die Zwischenwände oft aus Riegelwerk oder gar aus Bretern hergestellt sein. An den Holzwänden wird Schnitzerei die hervortretenden Pfosten und Leisten geschmückt haben — wenigstens ist dies aus dem Norden bekannt und für die letzte Zeit des Mittelalters auch in Deutschland sicher. Die Götterhalle in Asgard war mit blinkenden Schilden behängt; darin spiegelt sich der Gebrauch kriegerischer und ritterlicher Zeiten aus Skandinavien und Deutschland ab, die Waffen an die Wand des Saales oder der Kemenate zum Schmuck²⁾ und zugleich für die rasche Vertheidigung zu hängen. Früh scheint auch Bemalung oder Bekleidung der Wandflächen und selbst der Innenseite des Daches oder der Zimmerdecke in grossen Hallensälen am Holzbau vorgekommen zu sein³⁾. An den gemauerten und für gewöhnlich weiss getünchten⁴⁾ Wänden des Steinhauses lässt sich malerischer Schmuck oft erweisen. Die Ausmalung der Kirchen gab die Vorbilder, aber man wählte für das Haus meist weltliche Geschichten oder Thier- und Pflanzenornamente, gern auch die Wappen der eigenen und befreundeten Familien⁵⁾. Der Pfaffe Amis spiegelte dem König von Frankreich vor, er habe an die Wände eines Saales alle

104. In den Reiserechnungen des Passauer Bischofs Wolfger (Anfang d. 13. Jahrh.) sind oft Ausgaben pro gramine in caminatam notirt. — Egilss. c. 44. Fornmannas. 4, 75. — A. Schultz, Höf. Leben 1², 179. Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 153. 253. Dybeck, Runa 1845, S. 53.

¹⁾ Grimm, RA. 361 Anm.

²⁾ Krone 225f. Parz. 173, 16.

³⁾ Heyne, Halle Heorot, S. 55.

⁴⁾ Gotfr. Tristan 16967.

⁵⁾ Krone 15728. Demantin 7120. 7166. Ulrichs Wilh. d. H., S. 61. Renner 17348. Karajan, Über H. Teichner, Anm. 254. Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich III, 4. XVIII, 4. — Stellen aus französ. Gedichten bei Alw. Schultz, Höf. Leben 1², 74 f. Deutsches Leben 86.

Thiere, zahme und wilde, die man kenne, gemalt, ferner die Geschichten von David und Salomon, von Alexander und Darius und Porus, von den römischen Königen und von dem babylonischen Thurmbau¹⁾.

So sehr auch die Zerstörung der alten Bauten und bei den erhaltenen die böse Tünche späterer Anstreicher jene Wandmalereien in kirchlichen und weltlichen Gebäuden vernichtet hat, vieles davon ist in alten Kirchen doch erhalten und noch mehr in unserer Zeit wieder aufgedeckt worden. Weniger in profanen Häusern, die dem Abbruch oder dem völligen Umbau unendlich öfter unterlegen sind.

Ich will aber auf einige bis vor kurzem noch vorhandene oder selbst jetzt noch zu schauende Bilder hinweisen. Das Haus Johannisgasse 107 in Konstanz war im Innern vom Dach bis in das Erdgeschoss einst mit Wandgemälden geschmückt, die aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts stammten. Eine Reihe Bilder stellte die Zubereitung des Flachses, das Spinnen und Spulen von Garn und Seide, das Weben, Bortenwirken und Schneidern durch Frauen dar²⁾. Jetzt ist alles vernichtet.

Ebenso wissen wir von Ausmalung ritterlicher und bürgerlicher Häuser in Zürich, Winterthur, im Thurgau³⁾.

Dann sei der bekannten Bilder auf dem Runkelstein bei Bozen gedacht, die Nicolaus Vintler, als er 1391 die Burg erworben, malen liess und die K. Maximilian I. im Anfang des 16. Jahrhunderts herzustellen befahl. Theils an der Aussenwand des Saalgebäudes nach dem Hofe zu, hauptsächlich aber in dessen Innerem sind eine Reihe von Wandgemälden ausgeführt. Die ältesten geben Tanz- und Ballspiel-szenen, die auf Margaretha Maultasch gedeutet werden; die übrigen sind aus den Epen des Mittelalters geschöpft: beliebte Triaden berühmter Helden, dann eine Szenenreihe aus dem

¹⁾ Strickers Amis 491—804.

²⁾ Die Frescobilder zu Konstanz von L. Ettmüller. Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich XV, 6.

³⁾ Mittheil. der k. k. Centralcommission, Wien 1889, S. 18.

Tristanroman und ferner aus dem Garel¹⁾. Die besten sind die ältesten.

Wie der Runkelstein war auch Schloss Lichtenberg bei Glurns im Vinstgau im 15. Jahrhundert reich mit Fresken geschmückt, wie noch die heutigen Trümmer bezeugen; ferner Fürstenburg und Juval im Vinstgau, Pröfels unter dem Schlern, und gewiss viele andere, besonders im 15. und 16. Jahrhundert, denn der Bilderschmuck selbst kleiner Dorfkirchen und Kapellen, der Tirol vor allen andern deutschen Ländern von der romanischen Periode bis in die Renaissance auszeichnet²⁾, verlockte auch zur Ausmalung der Burgen und Ansitze, theils mit geistlichen Gestalten, theils mit Szenen ritterlichen Lebens oder mit zierlichem Pflanzenwerk und Vögeln und Wild. Es war eine fröhliche, geistig bewegte Zeit im lieben, schönen Tirol, die leider im 16. Jahrhundert ihr Ende fand.

In Eberhards Reimchronik von Gandersheim (1216) heisst es am Beginn³⁾: Schöne Gotteshäuser sind viel gestiftet, Mit schönem Schmuck wohl ausgerichtet, Mit Teppichen und mit Umhangen sind alle Wände schön umfangen, Durch Meisterkünste ausgemalt: Lasur, Silber und auch Gold Geben dran wonnereichen Schein, Und was das köstlichste mag sein, Ein reicher Schatz von Edelstein.

Wir können diese Schilderung der Ausschmückung geistlicher Stifter auf die reichen weltlichen Gebäude anwenden. Denn auch hier war es bei festlichen Gelegenheiten Brauch, die Wände, die sonst kahl waren, zu behängen. Ob dies, wie in Frankreich im 11. und 12. Jahrhundert, durch gegerbte Widder- und Ziegenfelle geschah, die bemalt und vergoldet wurden (A. Jubinal, *Les tapisseries historiées* 12—14),

¹⁾ Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein bei Bozen, gezeichnet von Seelos, erklärt von J. Zingerle. Innsbruck 1857.

²⁾ G. Dahlke, *Romanische Wandmalereien in Tirol* (Repertorium f. Kunstwissensch. V. VI. IX). P. Clemen, *Beiträge zur Kenntniss alter Wandmalereien in Tirol* (Mittheil. der k. k. Centralcommission, Wien 1889).

³⁾ *Monum. German. histor.*, Deutsche Chroniken II, 397.

weiss ich nicht. Unsere höfischen Epen schildern auch die fürstlichen und adelichen Kēmenaten und Sāle mit Wandteppichen behangen. Von der Fertigung derselben, entweder durch Handstickerei oder durch Weben und Wirken, und von den Bildern darauf haben wir früher gesprochen¹⁾. Diese Umbehenge, Sperlachen, Stuollachen, oder, da sie im Rücken der längs der Wände sitzenden hingen, auch Rückelachen²⁾ genannten Wandteppiche waren oben und unten mit Borten besetzt und durch Haken (krapfen) an Stangen befestigt. Sie hingen, wie es scheint, nicht dicht an den Wänden herunter, sondern zwischen ihnen und der Wand blieb ein Raum, in welchem sich jemand verstecken konnte (Rother 2511. Salom. und Mor. 417, 3. 418, 1; vergl. auch Shakespeares Hamlet). Das weist darauf hin, dass die Stangen nicht an der Mauer, gleich unsern Gardinenstangen, befestigt waren, sondern ein tragbares Gestell bildeten, weshalb uns auch die Gedichte erzählen können, dass die Rücklachen und Umhänge im Freien oder in Zelten rasch aufgehängt wurden.

Die Aussenwand des Saales oder der Kēmenaten war durch die Fenster durchbrochen, die in der Blütezeit des höfischen Lebens als rundbogige, später als spitzbogige zierliche Arbeit sich darstellten. Namentlich wenn zwei oder mehrere miteinander verbunden waren, durch ein oder zwei gekuppelte Säulchen mit feinem Capital³⁾ getrennt, gaben diese Fenster in der That einen Schmuck, wie wir noch aus manchem alten Palas- und Saalbau, selbst aus den in Trümmer liegenden, wie zu Gelnhausen, Münzenberg, Eger und Friesach, vollkommener aber auf der Wartburg über Eisenach erkennen können. Die Fenster lagen oft ziemlich hoch über dem Fuss-

¹⁾ Vgl. I, S. 170. 173 f.

²⁾ Belege geben das Benecke-Müllersche und Lexersche Mhd. Wb. unter teppich oder teppit und umbehanc. Das für Wandteppiche auch gebrauchte *stuollachen* (Schlegel 181. Dietr. Fl. 1711) bedeutet ursprünglich das Tuch über das Gestühle und hat die weitere Bedeutung uneigentlich angenommen.

³⁾ Von den Bildwerken des Capitāls der Fenstersäulen sprechen z. B. Partonop. 848. Tr. Kr. 17512 ff.

boden und konnten daher nur durch eingesetzte Tritte zum Herausschauen gebraucht werden. Von dem 12. Jahrhundert ab sind aber auch jene Fensternischen nachzuweisen¹⁾, die Platz für zwei gegenüber liegende steinerne Sitzbänke, ja selbst für ein Krankenbett boten, und die wir in Thürmen und Häusern der folgenden Zeit häufig treffen.

Bequemer als von den Fenstern aus, in welche die Dichter die schaulustigen Frauen oft treten lassen²⁾, liess sich frische Luft und freie Aussicht von der Zinne des Thurmes³⁾ oder aus der Laube (loube, liewe) geniessen. Man verstund unter dieser im Mittelalter wie heute erstens einen laubenartigen Vorbau am Erdgeschoss oder auch in einem obern Stockwerk, der zuweilen das ganze Gebäude als gedeckte Galerie umlief, zweitens eine in das Gebäude hineinspringende, vorn offene Halle, die im Erdgeschoss oder in einem obern Gaden sein kann (loggia, loge)⁴⁾. Die schönsten solcher einspringender Lauben veranschaulichen uns manche Paläste in Venedig.

Von Bildhauerarbeit an den Lauben und von bunter Malerei der Wände derselben erzählen Dichtungen, welche besonders prächtige Schlösser beschreiben⁵⁾.

Die Beleuchtungsmittel für die Wohnräume waren in ältester Zeit und in allen ärmeren Häusern so einfach, wie noch tief in unserm Jahrhundert, ehe die Petroleumlampen für wenig Geld helles Licht auch in dürftige Haushaltungen brachten. Das Herdfeuer, die Holzbrände vor den Bänken der Halle, die Kien- oder Buchenspäne, die in Hälter eingeklemmt

¹⁾ Wenn auch zur Zeit erhaltene Fensternischen erst gegen Mitte des 13. Jahrh. nachgewiesen sind, so ergeben doch die Stellen bei Dichtern (Lexer, Mhd. Wb. II, 66) ihr Vorhandensein schon im 12. Jahrh. Vgl. auch A. Schultz, Höf. Leben I², 66.

²⁾ Rother 2177. M. Fr. 129, 16. Nib. 366, 1. 377, 3. Parz. 553, 8. Gudr. 1355, 2.

³⁾ M. Frühl. 8, 1. 140, 1. Nibel. 477, 1. Gudr. 373, 4. Wolfr. Tit. 118, 1. Parz. 620, 23. Konr. Troj. Kr. 29, 234.

⁴⁾ Benecke-Müller, Mhd. Wb. 1, 1048. 983. Lexer, Mhd. Wb. 1, 1964. Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1405.

⁵⁾ Konr. Partonop. 854. Tr. Kr. 17436.

wurden und am Ofen oder längs der Wände angebracht waren, gaben damals, wie im Bauernhause bis in die neue Zeit, das Licht, das für die Abendarbeiten (spinnen, schnitzen) und für das Gespräch genügte. Der Kienspan oder die buchene Schleisse (kien, sleize) haben die Fackel zur grösseren Gefährtin, die auch innerhalb der geschlossenen Räume gebraucht ward. Sie und auch die Kerzen zu tragen oder halten waren Knaben¹⁾ oder Jünglinge (altn. kertisveinar) und auch Mädchen bei Festlichkeiten bestimmt.

Die Bereitung der Lichter und Kerzen aus Talg oder Wachs werden die Deutschen von den Römern gelernt haben; namentlich die der Wachskerzen hat die Geistlichkeit vermittelt, welche für den Kirchendienst ihrer bedurfte. Daher war auch Wachs eine häufige Lieferung der Freigelassenen, Schutzhörigen und besser gestellten Eigenleute der Kirchen und Klöster²⁾, die davon den Namen der Wachszinsigen, cerarii, ceræ censuales trugen.

Die grossen Kerzen, die auch aus zweien zusammengekehrt wurden — gewundene, gevlohtene, gedraete kerzen — dienten namentlich für kirchliche Processionen³⁾ und feierliche Aufzüge. Dicke Wachslichter wurden auch als Leuchtmittel auf den Gassen benutzt⁴⁾, wofür sonst freilich die Laternen⁵⁾ und Fackeln dienten. Man scheint auch zur Lichtverstärkung Kerzenbündel gebildet zu haben⁶⁾.

Die Lichter wurden in das lihtvaz, lihtkar, lihtstoc, kerzestal gesteckt. Die ältesten erhaltenen, nicht zum Kirchendienst bestimmten Leuchter sind wohl die hölzernen aus den

¹⁾ Im Jüngling Konrads v. Haslau 649 *swer einem kinde læt daz liht sô lange unz mân ez sweinen siht, daz ist ein vil unwiser site*. Vgl. auch Saxo Gr. hist. dan. I. VII, 333 (Müller). Nib. 603, 1. Wigal. 190, 15. Lanzel. 889. Wolfdiet. D. VI. 76, 1. Krone 29353.

²⁾ Grimm, RA. 315, L. v. Maurer, Frohnhöfe I, 55. 58. 69. II, 7. IV, 275.

³⁾ Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 122.

⁴⁾ Frauend. 299, 15 ff., als wintliht zuerst Ottok. 90519 bezeichnet.

⁵⁾ Lexer, Mhd. Wb. I, 1839. Schultz, Höf. L. I, 94.

⁶⁾ *dâ wârn ave ungefüegiu liht, von kleinen kerzen manec schoup* Parz. 82, 24.

Gräbern von Oberflacht in Württemberg¹⁾, die freilich schon christlicher Zeit angehören. Sie zeigen zugleich einfache und zierliche Form. Auf Prachtleuchter, die aus edlem Metall oder aus Bronze und Messing mit kunstreicher Arbeit hergestellt wurden, hat der Kirchenleuchter verschiedener Grösse eingewirkt, wenn wir überhaupt die Bestimmung zu weltlichem Gebrauch heute noch sicher für die erhaltenen behaupten können²⁾.

Aus der Kirche wurden auch die Kronleuchter (krönen) in weltliche Gemächer übertragen. Es haben sich in den Domen von Hildesheim und Aachen und in der Stiftskirche zu Comburg wahre Prachtstücke aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten³⁾, die uns jene von Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts⁴⁾ beschriebenen in fürstlichen Häusern veranschaulichen können, bei denen es natürlich an goldenen Ketten und Edelsteinen nicht mangelt. Die wirklich gebrauchten werden einfacher gewesen sein, vielleicht selbst zuweilen nur Holzkreuze mit Lichtdornen, wie sie auf Bildern des 15. Jahrhunderts erscheinen⁵⁾.

Auch Wandleuchter werden erwähnt⁶⁾, die armartig aus Holz oder Eisen gearbeitet sein mochten. Wo es einfach herging, ward ein Talglicht an ein Fensterbret oder sonst wo angeklebt, wie allerdings mit besonderen Umständen in

¹⁾ Beschrieben von Dürr und W. Menzel in den Jahresheften des Würtemb. Alterthumsvereins, Heft III, Taf. 8.

²⁾ Weiss, Kostümkunde vom 4.—14. Jahrh., S. 780 ff. A. Schultz, Höf. Leben 1², 90 f. — Bezeugt durch die Dichter werden goldene und krystallene Kerzstal (Leuchter) u. a. Parz. 34, 26. Krone 14743. 29355. Lanzel. 888. Alex. 5976.

³⁾ Fr. Bock, Der Kronleuchter Friedrich Barbarossas zu Aachen und die Lichterkronen zu Hildesheim und Comburg. 1863. Vgl. auch Weiss a. a. O. 784 f.

⁴⁾ Alexand. 5569. Parz. 229, 24. 638, 9. Konr. Tr. Kr. 17532. j. Tit. 390, 1. 2.

⁵⁾ A. Schultz, Höf. Leben 1², 91. Deutsches Leben 98 f. Gegen Ende des 15. Jahrh. kommen dann Geweihe und geschnitzte bemalte Figuren (die sogen. Lichterweibel) auf.

⁶⁾ Parz. 229, 27. Frauend. 348, 28. Mei 91, 16.

dem Gedicht von der treuen Magd (Hagen, Ges. Abent. Nr. XLII, 496) erzählt wird. Ich habe solche angeklebte Talglichter in meiner Jugend noch gesehen.

Ausser den Lichtern dienten Oellampen zur Beleuchtung. Sowohl Leinöl als Mohnöl¹⁾ ward gebrannt. Die Gestalt der Lampen weist auf die Forterhaltung der römischen Formen, sowohl bei den stehnden als bei den hängenden²⁾. Bei den hängenden, die von Glas oder Metall waren, erscheint eine spitz zulaufende Form beliebt. Das Docht ging durch einen Schwimmer. Zuweilen sagen die Dichter, dass Balsam gebrannt ward³⁾, worunter wohl ein parfümirtes Öl gemeint ist.

Auch Talg ward gewiss schon damals in Näpfchen gegossen und mit einem Docht versehen als Lampenspeisung (wie heute noch bei Illuminationen) gebrannt. Auf Island haben solche Lämpchen (zuweilen nur mit Moos als Docht) bis in unser Jahrhundert in Brauch gestanden.

Die Ausstattung der Wohn- und Schlafräume ist im ganzen Mittelalter einfach gewesen. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert ward die Einrichtung der reicheren Familien voller und behaglicher, weil der Wohlstand überhaupt zugenommen hatte.

Wie noch heute im echten Bauernhause, mag sich eine Bank an den Wänden hingezogen haben, die mit denselben fest verbunden war. Ausser dieser einfachsten und ältesten Wandbank gab es bewegliche tragbare Bänke; dieselben waren zuweilen lange, kastenartige Sitze mit Rücklehne, die zugleich als Kisten gebraucht werden konnten. Ein Loch war deshalb in dem Sitzbret angebracht⁴⁾. Gewöhnlich stunden die Füße auf einer Schwelle fest. Schon in den Beowulfliedern wird die zierliche Arbeit der Bänke hervorgehoben und nordische

¹⁾ Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 126.

²⁾ Weiss, Kostümkunde a. a. O. 786.

³⁾ Eneide 8357. 9516. Parz. 236, 3. Wigal. 8237. Krone 8137. j. Titur. 6113, 1. Ottokar 50289.

⁴⁾ Weinhold, Altnord. Leben 232.

Lieder preisen den Erzbischlag und Goldschmuck derselben¹⁾. Auch allerlei Schnitzwerk war daran in reicheren Häusern; es ward besonders wenn die Bänke Lehnen hatten, reich und schön entwickelt. Zur grösseren Bequemlichkeit des Sitzens wurden Decken²⁾ darüber gelegt (banclachen, bankleit, altn. beக்கலாடி, mlt. bancale, scamnale), oder auch Federpolster (bancpfülwe). Vor den Bänken lief eine Fussbank hin. Zuweilen bestund die Lehne aus Ruthengeflecht oder hölzernem Gitterwerk³⁾. Eine Bank fand sich auch am Herde oder am Ofen, ebenso am Bett.

In dem alten nordischen Hallenhause zogen sich zwei Bankreihen durch den grössten Theil des Raumes, zwischen denen Feuer brannten, die eine die höhere, die andere die geringere (wahrscheinlich die rechte und die linke) genannt. Ebenso gab es auf dem Querverschlage (dem pallr), wo die Frauen sassen, Bänke. Die mittelste Abtheilung (öndvegi), zwei bis drei Sitze enthaltend, nahm der Hausherr mit den Seinen ein, die gegenüberliegende Bank war auch ein Ehrensitz. Rücklehnen und Bankdecken waren auch hier im Brauch⁴⁾. In der alten angelsächsischen Königshalle scheint der Ehrensitz des Hausherrn an einer Wand des mehr viereckigen Gebäudes gestanden zu haben, die Bänke der übrigen an den andern Wänden, der Herd war nahe dem Platze des Wirtes⁵⁾.

Dass auch in der höfischen Zeit in Deutschland die vier Wände des Saales bei Gastmählern mit Bänken und Tischen besetzt wurden, bezeugt der Pleier im Tandarois 2597 ff.

Stühle waren, wie heute noch im Bauernhause, weit weniger im Brauch als die Bänke; doch fehlten sie weder in den festlichen Sälen, noch in besser eingerichteten Ge-

¹⁾ Beow. 777. Vegtamsqu. 6.

²⁾ Gregor v. Tours 9, 35. Wigam. 4432; banclachen, bankleit in Glossaren des 12.—15. Jahrh.; auf Handschriftbildern sieht man diese Decken und Pfühle oft.

³⁾ Herrads Hortus von Engelhardt 99.

⁴⁾ Valtýr Guðmundsson, Privatboligen på Island, S. 178 ff. A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 3, 494.

⁵⁾ Heyne, Halle Heorot, S. 53.

mächern¹⁾. Das Vorbild gaben die Stühle im Kirchenchor für den Bischof oder Abt sowie die Thronsessel. Zwei Formen sind hier zu unterscheiden: der bewegliche Falt- oder Klappstuhl und der kastenartige feste Sitz mit Arm- und Rückenlehnen und mit Fussbänkchen oder Tritt²⁾. Polster und Decken³⁾ darüber sowie über die Lehne gehörten zum festlichen Schmuck des Stuhles. Ausserdem hat der Bildschnitzer diese Stühle, die fast ausschliesslich zu Ehrensitzen dienten, an allen Theilen verziert.

Unter den Collectiven gestühle und gesidele verstund man überhaupt die Vorrichtungen zum sitzen mehrerer. Es können unter Umständen darunter zugleich die Tische verstanden werden, die bei grossen Festen im Freien der Bewirtung wegen vor den Bänken aufgeschlagen wurden.

Die älteste Nachricht über die Tische unseres Alterthums gab Tacitus (Germ. 22), wo er sagt, dass beim Essen jeder seinen besonderen Sitz und Tisch hatte. Ein kleiner Tisch⁴⁾ mit Stuhl oder Schemel ist also damals vor jeden gestellt worden. Später sind neben den grösseren Tafeln auch kleinere Tische bezeugt, an denen etwa sechs Personen sassen; je zwei assen aus einer Schüssel⁵⁾.

Die Tische waren entweder rund oder länglich viereckig und bestanden bei grösserem Umfange aus schweren Tafeln,

¹⁾ Erek 6430. Trist. 10866. Nibel. 1868, 4. Gudr. 181, 2. Herbolt 9238. Albr. v. Halberst. 35, 244. Frauend. 178, 13. Ges. Abent. II. Nr. 32, 452.

²⁾ Weiss, Kostümkunde vom 4.—14. Jahrh. 733. 750. 817. A. Schultz, Höf. Leben 1², 81 ff. v. Sava in den Quellen und Forschungen 339. Wien 1849. Wohl den ältesten erhaltenen Faltstuhl besitzt das Benedictinerinnenkloster auf dem Nonnberge in Salzburg; er wird ins 11. Jahrh. gesetzt.

³⁾ *stuollachen, stuolgewäte, stuolgewant. — stuolküssen.*

⁴⁾ Das germ. Wort für Tisch ist got. *biuds*, altn. *bioðr*, ags. *beoð* (hier zugleich Schüssel), ahd. *piot*, *biet* (zugleich Altar). Verdrängt wurde es von *tisc*, *tisch* (aus *discus*), während sich got. *mēs*, ahd. *meas*, *mias*, ags. *meose* aus *mensa* verloren hat.

⁵⁾ Rudlieb XVI, 28. XI, 19. 26.

die über niedrigen¹⁾ Schragen oder auf Stollen lagen; ihre Füße waren nicht selten kunstreich ausgeschnitten. Seit früher Zeit, im fränkischen Gallien schon seit dem 6. Jahrhundert, wurde bei den reicheren ein Tuch über die Tafel gedeckt (tischfano, tischlachen, tischtuoch; borddûkr)²⁾, das gewöhnlich aus weissem Linnen, auf sehr reichen Tafeln aus weissem oder buntem Seidenstoff bestund; zuweilen war es gestickt und mit Goldborten besetzt³⁾. Auf Bildern des 12. bis 15. Jahrhunderts lassen sich zwei Tischtücher an einer Tafel unterscheiden; das obere, hier und da gelb gestreift, bedeckt nur die Tischplatte, das zweite ist mit Ringen an den Rand angehängt und kunstreich gefältelt; es reicht bis zur Erde⁴⁾. Selbst die einfachen Tischtücher waren nicht selten so lang, dass sich jemand unbemerkt unter ihnen verstecken konnte (Roth. 3850). Unter jedem Sitze stund ein Fusschemel. Servietten waren nicht üblich; dafür wurden vor und nach Tisch Wasser und Handtücher⁵⁾ herungereicht, welche manchmal kunstreiche Stickerinnen oder Wirkerinnen mit ihrer Arbeit geziert hatten. Auf einem saubern Handtuch wurden zuweilen auch trockene Speisen, z. B. Obst, den Gästen dargeboten (Parz. 244, 17).

Die Ess- und Trinkgeschirre sind in der ältesten Zeit sehr einfach gewesen: irdene Schüsseln, Näpfe, Töpfe und Kannen sorgten für die Nothdurft; freilich sind sie schon in

¹⁾ Parz. 176, 13. Kindh. Jesu 95, 53. Wilh. v. Wenden 1294. — Vorauer Ged. 111, 7. Parz. 233, 7.

²⁾ Kindh. 95, 54. Trist. 15805. Wolfd. A. 145. Dietr. Fl. 7644. Roseng. H. 2399. Virgin. 923, 7. Ernst D. 2180. Wigam. 4431. Enikel, Weltkr. 6732. Lohengr. 915. Jüngling 550. — In der Rîgsthula wird nur bei den Jarlen des Tischtuchs gedacht, bei den Freien und Leibeigenen war keines hiernach in Brauch, Altnord. Leben 233.

³⁾ Oswald 3269. Wolfdieter. B. 60 ff. Fornmannas. 3, 177, vgl. auch I, S. 170. 173. Später waren die Tischtücher auch bemalt, Zeitschr. f. d. würtemb. Franken VII, 310.

⁴⁾ Engelhardt, Herrad 96. Desselben Staufenberg 80. Roquefort, Vie privée 3, 163 ff.

⁵⁾ *twehela*, *hantfano*; *twehele*, *hanttuoch*; *perra*; mlt. *mantile*, *mappula*.

der jüngeren Steinzeit von guter Arbeit und nicht ohne Zierlichkeit der Form, wie die Grabfunde bezeugen. Besonders erwähnt seien die bemalten feinen Schalen aus der jüngeren Hallstädter Periode, die in Schlesien und Posen gefunden wurden (M. Zimmer, Die bemalten Thongefässe Schlesiens. Breslau 1889).

Als ältestes Trinkgefäß diente das Thierhorn. Mit Silber oder anderem Metall beschlagene Büffelhörner (Cäsar, b. gall. VI, 28) haben im Norden wie in Deutschland sich lange erhalten. Auch sind thönerne Nachbildungen in deutschen Gräbern gefunden und gläserne, sehr schön gearbeitete von südlicher Technik aus Deutschland und Skandinavien bekannt¹⁾.

Aus wilder Zeit hat sich auch bis in geschichtliche Perioden bei Helden der Brauch erhalten, den Schädel eines getödteten Feindes als Trinkschale zu benützen. Reiche liessen ihn in Silber oder Gold fassen²⁾.

Auf die Gestalt der Trinkgefässe hat früh die Beute aus griechischen und römischen Landen gewirkt³⁾. Die bronzenen, silbernen und goldenen Gefässe wurden weiter benutzt und gaben die Vorbilder für neue Arbeiten. Der Kelch und der Becher⁴⁾ sind die Grundformen, die schon durch den Namen als entlehnt sich bezeugen. Unter den Bechern⁵⁾ ist eine spitz zulaufende Form ohne Fuss beliebt gewesen; dann auch eine hölzerne aus kleinen Dauben mit Reifen zusammengefügt⁶⁾. Hölzerne Becher waren überhaupt stark im Brauch. Im Rudlieb (V, 12) wird eine Trinkschale von Nussbaum

¹⁾ Altnord. Leben 156. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidn. Vorzeit IV. 10, 59.

²⁾ R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttg. 1878, S. 133 f. Hartland, Legend of Perseus II, 282. Weinhold, Altnord. Leben 156.

³⁾ Für die Wandalen bezeugt durch Procop, b. vand. II, 9. Geschenke silberner Gefässe an deutsche Principes und Gesandte erwähnt Tacit. Germ. 5.

⁴⁾ Becher aus mlt. bicarium.

⁵⁾ Got. stikls, Becher. Ahd. stauf, stouph, mhd. stouf, ags. steáp, altn. staup, weist wie stikls auf die spitz zulaufende Gestalt.

⁶⁾ Engelhardt, Herrads hortus 97.

(*patera nucerina*) erwähnt, sonst wissen wir namentlich von ahornen und fichtenen Bechern¹⁾. Kostbarer freilich waren die gläsernen und die aus edlem Metall. Die sächsischen Goldschmiede waren als kunstreiche Verfertiger silberner Becher mit einem Untersatze seit dem 10. und 11. Jahrhundert berühmt, ihre Arbeiten gingen bis Italien. Gläserne Trinkgefässe aus fränkischen Gräbern, aber wohl römischer Herkunft, in verschiedenen Formen sind in Lindenschmits Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit I, 11, 7. IV, 10, 59 abgebildet. An den Hof Kaiser Ottos I. brachten italienische, griechische und sarazenische Gesandtschaften neben goldenen, silbernen und kunstreichen ehernen Gefässen auch gläserne (*vitrea vasa*, Widukind III, 56). In der Ecbasis (10. Jahrh. v. 570. 791) werden gläserne Geschirre (*cristallica vascula*) erwähnt, ebenso von Eckehard IV. in den *Casus S. Galli* c. 13. 113. Aus höfischer Zeit sind bei der Gebrechlichkeit des Glases sehr wenige erhalten.

Im 12. und 13. Jahrhundert werden Köpfe und Schalen als übliche und nach den Dichtern auch sehr kostbare Trinkgefässe genannt: der Kopf ist ein dem Kelch engverwandtes, halbkugelförmiges, auf einem Fuss stehndes Trinkgefäss²⁾. Die Schale ist ein fussloses, flachgewölbtes Geschirr. In beiden Gefässformen ward der Wein bei den grossen Hoffesten den Gästen geschenkt. Der Napf ist eine tiefere Schale; auch er wird im 12. und 13. Jahrhundert nicht selten erwähnt³⁾. Grössere Behälter waren die Kannen, aus denen nur un-

¹⁾ J. Grimm, Kl. Schrift II, 182. *maser* = Becher aus gemasertem Ahornholz: Lexer, Mhd. Wb. I, 2057.

²⁾ Über das etymologische von Kopf (lat. *cupa*, *cuppa*), und über sein Leben Hildebrand im D. Wb. V, 1744—1747.

³⁾ Zu *kopf*, *napf*, *schale* die Belege in Beneckes Mhd. Wb. und bei Lexer. — In den Trierer Glossen (Hoffmann, Ahd. Gl. 15 f.) sind folgende Worte für Trinkgefässe zusammengestellt: *pecher cyathus. urzil orca. coph scyphus. chelih calix. stouph potolicula. cruoc amphora. lagella lagena. flasgun flascones. congela curuca. tunna cuofa cupa. butin dolium. buoterich uter*. — Schöne hölzerne, mit Zinnstiften beschlagene Näpfe sind aus der älteren Bronzezeit erhalten: Worsaae, Sleswigs Oldtidsminder 33.

mässige Zecher tranken; im übrigen goss man aus ihnen den Bedarf in die Köpfe und Schalen ¹⁾.

Auf den Köpfen und den Kannen sassen, nach den Miniaturen zu urtheilen, nicht selten Deckel; auch kommen an den Köpfen Henkel vor.

Die Speisen wurden in Schüsseln verschiedener Grösse aufgetragen. Irdene und hölzerne dienten für den gewöhnlichen Gebrauch und im ärmeren Hause; metallene, mannigfach verzierte im reichen. Nach den Rígs-mál (30) setzt Modir, die Ahne der Edlen, auf das gestickte, weissleinene Tisch-tuch silbergeschmückte Schüsseln. Silberne, vergoldete und goldene machten einen Theil des Vermögens reicher Leute aus. Späterhin wurden zinnerne Schüsseln im bürgerlichen Hause beliebt. Die gemalte Schüssel, die in einem unechten Neithartsliede (MSH. III, 310^a) erwähnt wird, ist wohl eine bemalte Holzschüssel. Neben den gewöhnlichen runden oder ovalen Schüsseln kamen zuweilen auch eckige vor.

Kleine Schüsseln scheinen nach dem Rudlieb (XI, 19) und französischen Gedichten des 13. Jahrhunderts ²⁾ unsere Teller mitunter vertreten zu haben, die erst allmählich aufkamen. Dafür diente eine Scheibe Brot, auf welche die Speisen gelegt ³⁾ und zerschnitten wurden. Kleine Bretchen mögen die hölzernen Teller, die noch heute in Küchen üblich sind, vermitteln und dann zu den irdenen und zinnernen geführt haben ⁴⁾.

Auf den Tisch gehörte noch das Salzfaß und das Pfefferbüschchen. An dem Salzfaß haben die Künstler später ihre Erfindungsgabe gezeigt. Gewöhnlich aber war es ein einfaches Zinnäpfchen, bei Reichen natürlich von edlem Metall.

¹⁾ Bronzene Kannen und Krüge aus merowingischer Zeit abgebildet in Lindenschmits Alterthümer unserer heidn. Vorzeit IV, 10. 58.

²⁾ A. Schultz, Höf. Leben 1², 370.

³⁾ Engelhardt, Herrad 97.

⁴⁾ Das Wort Teller (aus ital. tagliare, frz. tailler) kommt zuerst Ende des 13. Jahrh. im Gedicht Die Erlösung 4178 vor.

Löffel und Gabeln zählten auf den Tafeln des Mittelalters zu den Seltenheiten¹⁾; auch Messer wurden nicht für jeden Tischgast hingelegt, sondern die Gesellschaft begnügte sich mit einer geringeren Zahl. Unter den Geschenken, welche Bonifazens Nachfolger Lullus aus England erhielt, erscheinen mehrmals Messer, ein Beweis, dass es in Deutschland an ihnen fehlte oder dass man die englischen schon damals für besser hielt. Auf einem Bilde des 12. Jahrhunderts (Herrads hortus taf. 4) sieht man zu vier Personen zwei Messer und zwei Gabeln. Die Gabeln sehen wie Zangen aus und die Messer haben zuweilen oben die Gestalt eines Hakens und werden nach dem Heft zu schmaler. Im allgemeinen aber liefen die Messer oben spitz zu; so kommen sie auch allgemein in den Gräbern des nordischen Eisenalters vor²⁾.

Die ursprüngliche Einfachheit der germanischen Wohnungsverhältnisse zeigt sich namentlich in Bezug auf das Schlafen. Der Hausraum, der für die häusliche Arbeit, für die geselligen Zusammenkünfte, für Essen und Trinken diente, genügte auch in alter Zeit zur Schlafstätte; beide Geschlechter, Herren und Knechte, lebten und schliefen in demselben Raum. Wenn die Nacht kam, ward auf den Estrich des Saales Stroh gestreut und jeder legte sich vor die Bank dahin, wo er gesessen hatte. Oder, was namentlich in Skandinavien bis in

¹⁾ Auf den Bildern in Herrads hortus deliciarum (12. Jahrh.) sieht man nirgends Löffel, auf Bildern von 1430–1440 fehlen Löffel und Gabeln (Engelhardt, Staufenberg 80). Vgl. Roquefort, *Vie privée* 3, 197. 258. van Wyn, *Avondstonden* 2. 73. Die Speisen wurden mit den Messern aus der Schüssel genommen (Priscus, p. 45) und mit den Fingern zum Munde geführt. Petrus Damiani (Op. 50. c. 11. Oper. ed. Cajetanus, S. 726) erwähnt es als vornehme Ziererei der Gemahlin des Dogen von Venedig, dass dieselbe sich die Speisen von den Dienern klein schneiden liess und mit goldenen, zweizinkigen Gabeln zum Munde führte.

²⁾ Die Messer der Bronzezeit sind an der Spitze zuweilen halbrund, die Klinge auch nicht selten halbmondförmig. Letztere kommen auf Bornholm wesentlich in Männergräbern vor. Ganz bronzene Messer gehörten vorzüglich den Frauen (Vedel, in den *Aarbøger* 1878, S. 82). Die Messer wurden mit Lederriemen zum Schutze umwickelt, später in besonderen Scheiden getragen.

neuere Zeit das gewöhnliche war¹⁾, die Hausgenossen legten sich auf die Wandbänke, der Hausherr mit seiner Frau auf ihren Hochsitz. Ein Fell, ein Mantel waren die Zudecken. Vornehmeren Gästen wurde auf einem Tisch das Nachtlager zugewiesen. Das hat in Dänemark, Norwegen und Schweden im wesentlichen bis in das 16. Jahrhundert gegolten und ist in Schweden noch zu finden²⁾. In Dänemark kamen dafür die in den friesischen Gegenden Hollands und Deutschlands üblichen Wandkojen als Schlafstätten auf, die lokhvílur, die auf Island schon weit früher sich finden. Bettstellen, einschläferige oder zweischläferige, haben übrigens in den Häusern der reicheren Bauern auf Norwegen und Island schon in der Sagazeit das Lager ganz in Art deutscher Lebenssitte und Einrichtung enthalten.

Beachtenswerth ist, dass sich noch in einem höfischen Gedicht, dem Tristan Gottfrieds von Strassburg, eine Spur jenes alten gemeinsamen Schlafens findet; das Königspaar liegt dort mit dem nächsten Hofstaate zu Nacht in demselben Gemache (Trist. 15135)³⁾. Gewöhnlich aber waren in den höfischen Kreisen die Schlafzimmer der Geschlechter getrennt; der Herr schlief in Mitte seiner Diener, die Frau unter ihren Weibern und Mädchen⁴⁾. Seltener ist es, dass sie ohne diese allein lagen⁵⁾.

Zur Vermeidung von Ungehörigkeiten brannten Nachtlichter⁶⁾, wenn es auch nicht immer und überall geschah.

¹⁾ A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen 3, 498. Lund, Tägliche Leben in Skandinavien, S. 26 f. — Mein Altnord. Leben 233 f.

²⁾ In Deutschland hat die Ofenbank lange als gesuchter Schlafplatz gedient, die in manchen Gegenden auch breiter als andere Bänke ist, die Bruck bayrisch genannt (mhd. diu brugge; Schmeller, Bayr. Wb. 12, 347). Die Bruck befindet sich z. B. in Tirol zuweilen auch auf dem gemauerten breiten Ofen und dient namentlich Gästen als Liegerstatt.

³⁾ Ebenso liegen nach dem Roman van Walewein 11013 f. Walewein, Ysabele und der Prinz von Ysike in demselben Raume.

⁴⁾ Die nord. Mythe erzählt, wie die Göttin Freyja inmitten ihrer Frauen schläft, Fornald. sög. 1, 393.

⁵⁾ Eneide 1339. 1435. Konrad, Tr. Kr. 8446.

⁶⁾ Trist. 13511. 13591. Lancel. 853. 892. Craon 1511.

Männer und Frauen lagen im Norden abgesondert¹⁾ in den grösseren Schlafräumen.

Das einzelne Bett war zunächst ein aus Bretern (Laden)²⁾ oder aus Stäben gefertigtes, länglich viereckiges Gestell, gleich unsern Bettstellen; zwischen den Langbretern waren Seile oder Gurte gespannt (daher spanbette), auf denen Stroh, Matrazen und die Pfühle und Decken gelagert waren. Die Bettstelle war beweglich und daher zuweilen mit Rädern oder Kugeln (sphæris seu globis, instar rotularum, Du Cange) unter den Stollen oder Pfosten versehen. Am Kopfende war sie etwas höher.

Schon in der Zeit der sächsischen Kaiser liebten die Reichen üppige Betten³⁾, und selbst Mönche wollten nicht gern ohne leinene Bettücher, also gegen die Ordensregel, liegen, während sich der h. Bischof von Augsburg, Ulrich, trotzdem er von edelster Abkunft war, mit einer Strohmatten als Unterlage und einem Mantel oder Teppich als Decke begnügte. Andere lagen gar nur auf einer Bank, höchstens ein kleines Kopfkissen als Stütze des Kopfes.

Weltliche reiche Leute lagen bequemer. Schon im 10. Jahrhundert werden gesteppte Matrazen und Federbetten (plumatica, pflumite) mit Linnentüchern darüber als Unterlage, dann Wangen- oder Kopfkissen, zuweilen mit Seide bezogen, dann warme Decken⁴⁾ als Theile des Schlafagers genannt. Die unterste Lage bildete wohl immer Stroh⁵⁾. Bettvorhänge von kostbaren Stoffen fehlten nicht, und vor dem Lager stand ein Schemel und eine kleine Sitzbank, die

¹⁾ Fornmannas. 5, 338. 9, 476. Engelstoft, S. 55.

²⁾ In der Pfälzer Hs. des Rolandliedes (Bild 13) liegt K. Karl in einem niedrigen Bettkasten. Bettstellen des 10. Jahrh. bei v. Hefner, Trachten I. Taf. 52, des 13. Jahrh. Taf. 40.

³⁾ J. Sass, Zur Cultur- und Sittengeschichte der sächsischen Kaiserzeit, Berlin 1892, S. 8 f.

⁴⁾ In Veldekes Eneide 1276 werden für ein Bett zwei Decken gegeben, eine sammtene, mit feinem Pelzwerk (vederen) gefütterte, und eine weiche, starke Lederdecke.

⁵⁾ So selbst bei dem reichen Bett, das Eneide 1270 ff. beschrieben wird.

mit Polstern oder Tüchern belegt war. Ein Teppich lag davor. Ganz in gleicher Art waren die reichen Betten der höfischen Zeit ausgestattet. Die Schlafkammern, die den köstlichen Betten entsprechend noch mit Wandbehängen und anderm Luxus versehen waren (in Hartmanns Erech 8593 ff. ist ein solches Gemach beschrieben), brauchten mit modernen Einrichtungen die Vergleichung nicht zu scheuen¹⁾.

Natürlich konnten nur die reichsten solche Üppigkeit sich gewähren, und manches in den dichterischen Beschreibungen in deutschen und französischen Epen, so die elfenbeinernen Bettstollen, wird wohl nur in der Phantasie bestanden haben. Im 14. und 15. Jahrhundert ging der Wohlstand zunächst zurück und damit die Pracht.

Statt der kostbaren Seiden- und goldgestickten Purpurdecken wird auch früher ein einfacher Kotzen oder ein geringes Fell die Schläfer bedeckt haben, ganz wie im 8. Jahrhundert, wo in den Briefen des h. Bonifaz öfter Ziegenfelle als Bett- und Fussdecken erwähnt werden (Epist. 37. 39 u. ö.).

Die Betten dienten übrigens auch als Sitze und vertraten unsere Sophas, Divans u. dgl. In diesem Falle waren sie nicht so vollständig wie die Schlafbetten, denn der Pfühl, das Kopfkissen und die obere Decke fehlten. Allein die unteren Schichten waren dieselben und auch die Belegung mit einem Teppich blieb; lagen sie an der Wand, so kam noch ein Rücklachen hinzu. Entweder befanden sich auch diese Betten auf Gestellen, oder sie wurden über Decken an die Erde gelegt. Zuweilen stand ein Schirmbret davor, um die darauf sitzenden nöthigenfalls zu verstecken, oder auch, wenn es Abend war, gegen den Lichterglanz zu schützen (Krone 8321).

Zur Aufbewahrung der Kleider und zugleich als Vorrathskammern für die Gewandstoffe dienten besondere Ge-

¹⁾ Zu der Betteinrichtung vgl. den Artikel *bette* in Benecke-Müllers Mhd. Wb. 1, 109 ff. (dazu etwa noch Eneide 1270—1285. Meleranz 619—636). Weiss, Kostümkunde 819. 824. Herrads hortus (Engelhardt), S. 100, Taf. 5. A. Schultz, Höf. Leben 1², 85—89. 102. Deutsches Leben 107 f. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg, S. 80.

mächer. Die Kleider waren in ihnen entweder auf Pflöcken oder auf Stangen¹⁾ aufgehängt. Sehr gewöhnlich war es, sie zusammenzufalten²⁾, mit Schnüren zu umwinden und in Kisten oder Schreinen zu verwahren. Die Schreine dienten auch zur Bewahrung der etwaigen Schmucksachen, und ebenso wurden die Gebetbücher in sie gelegt (MSH. 2, 158^a). Auch in Fässern wurden Kleider verwahrt (MSH. 2, 77^b). In der isländischen Laxdoela (c. 43, 24) wird berichtet, wie eine Frau ein golddurchwobenes weisses Kopftuch (motr), und wahrscheinlich noch andern Putz in einem Methkrüge aufbewahrt hat.

Die Gestalt der Kisten oder Truhen oder Laden war die länglich viereckige, die sich bis heute an ihnen unter der ländlichen Bevölkerung erhalten hat. In späterer Zeit wurden diese Truhen, welche Wäsche, Kleider und andere Dinge aufnahmen, mit Schnitzerei und guter Schmiedearbeit ausgestattet.

Zur Aufbewahrung des Schmuckes verwandten reiche Frauen zierliche, kleine Kästchen mit schönem Elfenbeinbildwerk³⁾, oder auch aus Holz mit Erzbeschlagen⁴⁾. Im 12. und 13. Jahrhundert wurden auch von Limoges aus derartige

¹⁾ *ir frowen, die dô gewandes über einander legent, daz ez erfület und daz reht diu stange nider bresten möhte* Berth. Pr. II, 30. 25. *sô wil sin wip zehen mentel an der stang* Teichner A. 176^b.

²⁾ *in der valde ligen* MSH. III, 227^a. *in valden behalden* Trist. 12829. Helmbr. 166. *ûz der valde nemen* Nib. 262, 4. *suochen* Nib. 1210, 2.

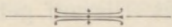
³⁾ Dieselben gehören zu den schönsten Erzeugnissen der mittelalterlichen Kleinkunst. Vgl. u. a. v. d. Hagen, Bilder aus dem Ritterleben, nach alten Elfenbeinbildern, in den Abhandl. der Berliner Akad. 1854 und desselben Bildersaal altd. Dichter, S. 47–81 f. 86. Worsaae, Afbildninger no. 420. v. Hefner-Alteneck II, Taf. 113–114. Boloz Antoniewicz, Über die Schnitzereien an den Elfenbeinkästchen in der Schatzkammer der Krakauer Kathedrale, Krakau 1885 (polnisch); derselbe: Ikonographisches zu Chrestiens de Troyes (Roman. Forschungen V. 1).

⁴⁾ Abbildungen eines solchen aus dem Germ. Museum in den Mittheilungen desselben I, 1 (1886).

Kästchen mit Emaillefiguren verbreitet¹⁾. Diese durch Stil und Gegenstand der bildlichen Darstellungen der höfischen Zeit zugehörigen Kästchen sind nur die Fortsetzungen der frühmittelalterlichen, die, mit Elfenbein und Beinplatten belegt, Nachbildungen antiker Vorbilder zeigen, und theilweise italienischen oder byzantinischen Ursprunges sind. Kirchenschätze und weltliche Sammlungen besitzen noch viel davon.

Wie viel Reichthum auch im einzelnen bei der häuslichen Einrichtung des Mittelalters angebracht sein mochte, sie stand doch in der Fülle nützlicher Sachen und an Bequemlichkeit hinter unserer heutigen Gewohnheit sehr zurück, und wohl allen Kindern der Gegenwart möchte es in einem mittelalterlichen Hause auf die Länge nicht gefallen. Die Landleute haben in ihrer Häuslichkeit viel altes ererbt und treu bewahrt; da ist nichts unnützes und überflüssiges, es ist alles auf handfesten Gebrauch berechnet. Das kann an den Grundzug erinnern, welcher durch die Häuser unserer Voreltern gegangen ist.

¹⁾ In Frauengräbern auf fränkischem und schwäbischem Boden aus merovingischer und karlingischer Zeit haben sich Reste von Schmuckkästchen gefunden. Die Beschläge von dünnem Erzbleche sind mit eingedrehten Kreisen und punzirten Linien und Sternverzierungen reich ausgestattet, vgl. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. II. Heft 9, Taf. 6.



Neunter Abschnitt.

Das gesellige Leben.

Wir haben in den vorausgehenden Theilen dieses Buches die Stellung des germanischen Weibes von sehr verschiedenen Seiten bereits betrachtet. Wie es in religiöser Verklärung erschien, welche Bedeutung es in den heiligen Gebräuchen hatte, wie es von der Kindheit bis zum Witwenstande lebte, wie Sitte und Recht über sein Leben schaltete, welche Häuslichkeit es umfing, darüber liegen die Mittheilungen nun vor uns. Aber über noch einiges haben wir dem Frager zu antworten. Zu den ernstesten und den nothwendigen Ansprüchen des Lebens treten heitere und leichtere: in den Ährenkranz windet der Schnitter blaue Cyanen und rothen Mohn zum Feste. Das gesellige Leben, so weit die Frauen an ihm theilhaftig waren, verlangt jetzt unsere Aufmerksamkeit.

Tacitus hat in seiner *Germania* (cap. 22) erzählt, wie die Deutschen im Frieden ihre Tage zubrachten. Nach langem Schlafe erheben sich die Männer, nehmen sofort ein Bad, das wegen des langen Winters gewöhnlich warm ist, und halten dann eine Mahlzeit. Hierauf gehn sie, stets bewaffnet, an ihre etwaigen Geschäfte oder versammeln sich zu einem Trinkgelage, bei dem auch über Familien- und Staatssachen und über die Schlichtung von Streitigkeiten verhandelt wird. Das Trinken setzen sie oft bis in die Nacht fort. — Die Frauen stehn bei diesem Leben im Hintergrunde; sie finden hier höchstens eine Stelle als untergeordnete Theilnehmerinnen und als Dienerinnen. Aus dem Hause heraus werden sie nur bei den gottesdienstlichen Festen getreten sein, die sich durch den Jahreslauf hindurch zogen. So blieb es viele Jahr-

hunderte nach Tacitus und änderte sich im Grunde erst durch die Umgestaltung des geselligen Lebens, die im 12. Jahrhundert durchgeführt ward. —

Das Baden, das der Römer erwähnt, hat eine bedeutende Stelle in der Tageslust der Germanen gehabt. Es galt für eine wahre Freude und Wohlthat des Leibes. Cäsar (b. gall. IV, 1. VI, 21) weiss, wie sie fleissig in ihren Flüssen baden. Plutarch erzählt im Leben des Marius (c. 19), dass die Teutonen und Ambronen sich mit Wonne in den warmen Quellen von Aquae Sextiae badeten, und dass diese Bade- freude ihnen beim Angriff der Römer verderblich ward. Unter den Gründen der Abneigung gegen das Wohnen in Städten gaben die von Marc Aurel in solche enge Orte verpflanzten Markomannen und Quaden an, dass sie darin auch auf das Baden verzichten mussten (Dio Cass. LXXI, 20).

In den Flüssen und im Meere haben die germanischen Männer sich nicht bloss die Glieder erfrischt, sondern sich auch zu tüchtigen Schwimmern¹⁾ und Tauchern gebildet. Die angelsächsischen Lieder und die nordischen Sagas erzählen Wunderdinge von Wett- und Meisterstücken darin²⁾. Das Baden im Freien gehörte zur leiblichen Nothdurft und hat sich im Landvolke bei beiden Geschlechtern fortgesetzt, bis die Sitten- polizei einschritt, „weilen das Baden der jungen Menscher und Buben sommerszeit sehr ärgerlich und viel schlimbes nach sich ziehet“, wie Abt Gregorius von Melk 1697 den 18. Jänner dem Pantaiding vom Markt Weikendorf im March- felde zufügte³⁾.

Neben dem kalten Baden ging das warme nebenher, von dem schon Tacitus (Germ. 22) erzählt. Natürlich geschah es im Hause in Kufen oder Wannen, oder in besonderen Badestuben, d. i. in kleinen Nebenhäuschen, die es wenig- stens schon in dem bayrischen und alemannischen Hofe dafür zur Zeit der Abfassung der Volksrechte gab. Die römischen

¹⁾ Pompon. Mela III. 3. Tacit. hist. 4, 12. 18. 5, 14. Herodian VII, 2. Ammian. Marc. XVI, 12.

²⁾ Mein Altnord. Leben 311 f.

³⁾ Kaltenbäck, Pantaidingbücher 1, 98. 104.

Bäder, mochten es künstliche oder natürlich warme sein, wurden von den germanischen Eroberern gern benutzt. Baden galt für den mittelalterlichen Menschen als Nothdurft des Lebens¹⁾, daher ward auch die Enthaltung vom Bade als kirchliche Pönitzenz auferlegt.

Wie die Klöster, so hatten fast alle grösseren Wohnungen im Mittelalter ihre Badestube und selbst in den meisten kleineren Häusern fanden sich wenigstens Badekufen, in denen leicht das einfache Wasserbad genommen werden konnte²⁾. Es war fast das erste, das man dem Gastfreunde erwies, ihm ein Bad zu bereiten; die Sorge für diese Erquickung gehörte zu den willkommensten Aufmerksamkeiten. Als der junge Hagen von Irland nach der Dichtung glücklich von der Greifeninsel heimgekehrt ist, vergisst er unter dem freundlichen, das er seinen drei Schicksalsgefährtinnen fort und fort erweist, des täglichen Bades nicht (Gudr. 162). Als Gudrun, ihrer Befreiung gewiss, sich bereit erklärt, Hartmuts Gemahl zu werden, verlangt sie nach ihren Mädchen, die gleich ihr in harter Dienstbarkeit gehalten worden waren. Als erste Erquickung und Freundlichkeit wird ihnen allen ein Bad bereitet (Gudr. 1301 ff.). Gelöste Gefangene, heimkehrende, aus der heissen Schlacht oder dem ritterlichen Kampfe kommende erhielten ein Bad als liebste und wohlthuendste Erfrischung.

In der höfischen Zeit war es Sitte, dass ritterliche Herren im Bade von Jungfräulein bedient wurden. Der junge Parzival findet nach der ersten Nacht auf der Burg des Fürsten Gur-

¹⁾ Hauptarbeit darüber ist die von Zappert, Über das Badenwesen mittelalt. und späterer Zeit, im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen XXI, 1—166. Vgl. auch E. Martin, Einleitung zur Badenfahrt von Th. Murner. Strassb. 1887. A. Schultz, Höf. Leben I², 224 ff. Deutsches Leben 68 ff.

²⁾ Die besonderen kleinen Badehäuser, Badestuben, waren in Deutschland, wie in Skandinavien und auf Island üblich. In Oberbayern heisst Badstube ein zum Hofe gehöriges Nebenhäuschen, das jetzt zum Flachsdörren oder als Tagelöhnerwohnung dient (Schmeller, Bayr. Wb. I², 209); auf Island badstofa der Wohn- und Schlafrum: Meine Zeitschr. für Volkskunde VI, 236.

nemanz ein Bad am Ende seines Betteppichs bereitet. Das Wasser ist mit Rosen bestreut¹⁾. Liebliche, schön gekleidete Mädchen kommen an seine Kufe und zwangen und streichen ihn mit ihren linden Händen. Sie bieten ihm dann das Badelaken, aber er schämt sich in seiner tumpheit, es vor ihnen umzunehmen, und sie müssen ihn verlassen (Parz. 166, 21 ff.)²⁾. In der Manessischen Liederhandschrift finden wir ein Badebild, es steht vor den Liedern Herrn Jacobs von Warte³⁾. Der Ritter sitzt ganz nackt in einer Wanne, die zu Kopf und Füßen eine Lehne hat, also zweisitzig ist. Seine Brust und das Wasser sind mit Blumen bestreut. Ein Jungfräulein will ihm einen Kranz aufsetzen, ein anderes credenzt ihm den Becher. Neben seinem Kopf kniet eine Frau, die einen Hut trägt; zu Füßen der Wanne hängt der Kessel mit dem warmen Wasser über dem Feuer, das ein Badeweib mit dem Blasebalg anfacht.

Die zweisitzigen Wannen wurden nicht selten von Personen verschiedenen Geschlechtes benutzt. Leichtfertige Frauen vergassen bei ihren Freuden mit dem Liebhaber niemals des gemeinsamen Bades⁴⁾.

Ausser den häuslichen Bädern gab es die öffentlichen Badestuben, welche in Deutschland, England und Skandinavien⁵⁾ von früher Zeit durch das ganze Mittelalter in grosser Blüte stunden und erst durch die grossen Epidemien, die im 16. Jahrhundert wiederholt Europa überzogen, in Abnahme

¹⁾ Rosen oder andere duftende Blumen, ebenso aromatisches Gewürz wurden dem Badewasser oft zugegeben, vgl. u. a. Enikel, Weltkr. 7245. Rosen auf die Diele gestreut: Ulrichs Frauend. 228, 30.

²⁾ Der Pleier hat in seinem Tandarais 1339 ff. 13439 diese Scene copirt. Die Schämigkeit des Mannes wird auch Wolfdieter. D. 1386 erwähnt.

³⁾ v. d. Hagen, Bildersaal altdeutscher Dichter, Taf. XI.

⁴⁾ Roman de la Rose 10133 und viele Fableaux. In Deutschland ging es nicht anders zu. Stiche und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrh. stellen solche Vergnügungen dar, so in den Planetarien die Bilder zum Planeten Venus.

⁵⁾ Mein Altnord. Leben 393. Lund, Leben in Skandinavien im 16. Jahrh. 222 f. Heyne, Halle Heorot 29. Zappert a. a. O. 27 ff.

kamen. Jede Stadt, jedes Dorf hatte wenigstens seit dem 13. und 14. Jahrhundert seine öffentliche Badestube oder nach Bedarf deren mehrere¹⁾. Den Städten wurde die Erlaubniss dazu landesherrlich verliehen; Badestuben wurden zu Erblehen gegeben, denn sie brachten Geld; die öffentlichen Bäder genossen des gemeinen Frieden. Fromme Seelen stifteten zum Heil ihrer Seelen Bäder (Seelbäder) für die Armen und Kranken²⁾. Wer sich einmal als Wohlthäter zeigen wollte, gab ein Freibad. Bei Hochzeiten war ein gemeinsames Bad der Gäste mit dem Brautpaare ein Theil der Festlichkeit³⁾. „Wiltu ein Tag froelich sein? geh ins Bad. Wiltu ein Wochen froelich sein? lass zur Ader. Wiltu ein Monat froelich sein? schlacht ein Schwein. Wiltu ein Jahr froelich sein? nimm ein jung weib“, heisst es in spruchmässiger Fassung⁴⁾.

Die Bäder waren theils Wasserbäder in Wannen oder Kufen, theils Schwitzbäder. Letztere waren sehr beliebt, sie dauern in den russischen Dampfbädern fort. Sie wurden entweder durch erhitzte trockene Luft und Übergiessungen der Körper hergestellt, oder durch heisse Dämpfe, welche durch Aufgiessen auf heisse Steine erzeugt wurden. Wie es zuing, wird uns in dem dritten sogenannten Helblingbüchlein, das in Österreich gegen Ende des 13. Jahrhunderts gedichtet ist, geschildert⁵⁾. Wenn der Bader durch Hornstösse auf den Strassen das Zeichen gegeben hatte, dass alles bereit sei, schlichen die Badelustigen im luftigsten Gewande (mit niugebürstem här barfüeze äne gürtel) zu seiner Stube. Dort legten sie die wenigen Hüllen ab und traten höchstens mit einem Schurze bekleidet in die heisse Badestube, wo sie das Badevolk in Empfang nahm. Der Wirt bot ihnen das Badequast, den Laubbüschel⁶⁾, mit

¹⁾ Nachweisungen bei Zappert, S. 28 ff.

²⁾ Schmeller, Bayr. Wb. II², 256. Zappert 51 f.

³⁾ Vgl. I, 337. Zappert, S. 18, 47.

⁴⁾ Schertz mit der Warheytt. Frankf. 1501.

⁵⁾ Haupt, Z. f. d. A. IV, 83—91. Seemüllers Ausg. 115—128.

⁶⁾ Über die Queste (Quast) oder den Wadel M. Haupt in seiner Zeitschr. XI, 50 f. — Das Schlagen mit der Queste sieht man auf den Schnitten A. Dürers, Behams u. a., welche Frauenbäder in einfachster Einrichtung darstellen.

dem sie ihren Körper selbst schlugen. Nachdem sie an Rücken, Armen und Beinen mit lauem Wasser bestrichen waren, wurden sie am ganzen Leibe begossen und von den Weibern, welche in der Badestube die Dienste thaten, gerieben und geknetet. Zuletzt that der Scherer was seines Amtes war und schlichtete und schnitt den gebadeten Bart und Haar¹⁾. In manchen Badestuben war auch für Betten gesorgt, auf denen sich der Badegast pflegen konnte, und die Baderinnen leisteten ihm gerne Gesellschaft²⁾. Der Tannhäuser klagt in einem seiner Lieder, wie stark sein Beutel durch schöne Weiber, leckeres Frühstück und zweimaliges Baden in der Woche angegriffen werde (MSH. 2, 96^a).

Aber nicht bloss wegen der Badedienerinnen und wegen Kuppeleien bekamen³⁾ die Badestuben einen übeln Ruf, sie galten bei sittenstrengen Menschen auch wegen des häufigen Zusammenbadens von Männern und Weibern für Stätten der Unsittlichkeit. Das war eine alte, in allen Ländern gepflogene Gewohnheit, gegen welche die Kirche früh einschritt. Für Deutschland erliess schon Bonifaz 745 (statut. 22) das Verbot dawider, dass Männer und Weiber gemeinschaftlich das Bad besuchten, und in den Beichtspiegeln und Bussordnungen ward auch diese Sünde gebührend berücksichtigt⁴⁾.

In den öffentlichen Badestuben aber und ganz besonders in den natürlichen warmen Heilbädern, z. B. in dem schwei-

1) Über das Waschen des Kopfes Zappert a. a. O. 113.

2) Die Freuden in den Erfurter Badestuben, die um 1280 zahlreich in der blühenden Stadt waren, schildert der Cleriker Nicolaus von Bibera in seinem *Carmen satyricum* 1869 ff. Auch das unechte Neithartlied MSH. 3, 310^a beleuchtet das Badetreiben. — Belehrend sind auch die Bilder der sogen. Wenzelbibel (Ende des 14. Jahrh.) auf der Wiener Hofbibliothek; gute Copien bei W. Walther, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters, Braunschweig 1891, zu Sp. 295 f.

3) In des Teufels Netz (um 1420 gedichtet) heisst es v. 10277 ff.: *der bader und sin gesind gern huoren und buoben sind (daz sich wol dick empfind), dieb lieger und kuppler und wissend alle fremde maer. Och kunnen si wol schaffen mit laigen und mit phaffen, die ir uppikeit wend triben, kunnen die fröulin zuo in schiben.*

4) Wasserschlehen, Bussordnungen, S. 383. 429. 655.

zerischen Baden und in Wiesbaden (für letzteres Henricus de Hassia de cursu mundi c. 5, vgl. John Meier in der Zeitschr. f. deutsche Philol. XXIV, 395), dauerte das gemeinschaftliche Baden unangefochten von der öffentlichen Meinung und der Sittenpolizei fort, bis im 15. und 16. Jahrhundert dieselbe dagegen einzuschreiten begann¹⁾. Ganz verschwunden ist der Brauch aber noch jetzt nicht, wenn er auch durch die Badekleider gemildert ist, die in den früheren Jahrhunderten nicht beliebt wurden²⁾. In Schlesien haben bis in das 19. Jahrhundert Männer und Frauen in Landeck und in Warmbrunn gemeinschaftlich gebadet, und in den österreichischen und steirischen warmen Heilquellen geschah es noch vor nicht langer Zeit. —

Zu den ältesten Beschäftigungen des germanischen Mannes gehörte die Jagd, die zugleich einen erheblichen Theil der Nahrung und Kleidung und werthvolle Waaren für den Handel mit fremden Völkern gewann. Die Stellung der Jagd im Leben der Deutschen ist von Cäsar³⁾ weit richtiger als von Tacitus dargestellt, der übrigens bei seinen Worten⁴⁾ nicht die Männer des ganzen Volkes vor Augen hatte.

Man unterschied die Jagd auf vierfüssige Thiere (tiorweida) und die auf Vögel (vogilweida). Beide wurden leidenschaftlich im Norden wie im Süden gepflegt und auch die Frauen nahmen oft daran Theil, namentlich die aus reichen Geschlechtern, welche dazu Zeit hatten. Unter den Göttinnen erscheint Skadi als die Vertreterin der jagdlustigen Frauen. Skadi wird als rüstige Jägerin und Schlittschuhläuferin gerühmt. Wäre solches Leben den nordgermanischen Weibern nicht vertraut gewesen, so würde man es nicht einer Göttin

¹⁾ Nachweisungen bei Zappert a. a. O. 82 f. 136. Ob das viel geholfen hat, sei dahingestellt. Die Zeichner und Maler haben noch in dem 16. Jahrh. solche gemeinsame Bäder gern dargestellt. Einige Copien bei A. Schultz, Deutsches Leben d. 14. u. 15. Jahrh. zu S. 68 f.

²⁾ Zappert a. a. O. 76.

³⁾ B. gall. IV, 1. VI, 21. 28.

⁴⁾ Quotiens bella non ineunt, non multum venatibus plus per otium transigunt, dediti somno ciboque. German. 15.

angedichtet haben. Sie wussten den Bogen und den Jagdspieß zu führen. In den geschichtlichen Quellen treffen wir die Frauen wenigstens als Zuschauerinnen und Wirtinnen der Jagd. Paul Warnefrieds Sohn (V, 37) erzählt, wie Ermelind ihren Gemahl, den Langobardenkönig Kunibert, auf der Jagd begleitete, und Angilbert und Ermoldus Nigellus schildern uns die Jagdzüge Karls des Grossen und Ludwigs des Frommen, wie sie in prächtigem Aufzug von der Gattin und den Töchtern begleitet zum Weidwerke reiten und im Waldesgrün von den Frauen besorgt und gepflegt ein fröhliches Mahl halten ¹⁾.

Noch im nationalen und im höfischen Epos wird dieser Theilnahme der Frauen an den Jagdzügen in den Wald gedacht ²⁾, die sich mitunter zu Hoffestlichkeiten gestalteten. Im Erekroman wird erzählt, dass König Guivreiz in seinem Bannforst mitten in einem Teiche ein Jagdhaus erbaut hat. Der Forst ist in drei Theile geschieden: der eine hegt Rothwild, der andere Schwarzwild, der dritte Füchse, Hasen und anderes niederes Wild. Bei der Jagd werden die Thiere durch Hunde in den Teich und nach dem Hause getrieben, wo sie abgeschossen werden. Guivreiz und die Frauen sehen von den Zinnen dieser Weidlust zu (Erek 7124 ff.). In der Regel freilich gingen die Männer allein auf die Jagd und die Frauen sassen einsam zu Hause. Manche hatte Grund, über das Weidwerk zu klagen, über dem sie selbst vernachlässigt und vergessen ward (Lichtenstein, Frauenbuch, S. 607 f. Lachmann). An den Höfen hat sich aber die Theilnahme der Frauen an der Jagd selbst in wirklicher weidmännischer Thätigkeit bis in die neue Zeit erhalten. Ich will nur vom Ende des 16. Jahrhunderts der Herzogin Maria von Bayern, Gemahlin des Erzherzogs Karl von Steiermark und Mutter des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. gedenken, die eine leidenschaftliche Jägerin war ³⁾.

¹⁾ Angilb. III, 299 (Pertz, Scr. II, 398). Ermold. Nig. IV, 535 (ebd. 511).

²⁾ Wolfdiet. B. 388. Heinr. Trist. 4345 ff. Meleranz 2057.

³⁾ Hurter, Ferdinand der zweite 2, 358 f.

Als Liebhaberinnen einer besonders vornehmen Jagd, der Falkenjagd, haben sich freilich auch noch andere deutsche vornehme Frauen des 16. Jahrhunderts berühmt gemacht: so die Königin Maria von Ungarn, die Landgräfin Anna von Hessen, die verwitwete Markgräfin Anna von Brandenburg¹⁾. Bekannt ist, dass Kaiser Maximilians I. beide Gemahlinnen, Maria von Burgund und Blanca Sforza bei der Reigerbeize durch den Sturz vom Pferde zu Tode kamen.

Die Jagd durch abgerichtete Stossvögel (Habichte, Sperber oder Falken) auf Reiher und andere Vögel ist bei den germanischen Völkern sehr alt. Die Goten scheinen sie gleich den Kelten von den Thrakern gelernt zu haben, bei denen sie Aristoteles erwähnt. In Deutschland wurden treffliche Beizvögel gezüchtet. Die Könige Ethelbert von Kent und Ethelbald von Mercia schreiben an den h. Bonifaz, er möge ihnen deutsche Falken und Habichte schicken (Bonif. c. 55. 84). Aus den Volksrechten erkennen wir den Werth, der auf diese Thiere gelegt ward²⁾. Die Jagd damit galt für besonders edel. In Norwegen wurden die Falken Königseigen. In nordischer und deutscher Poesie ist der Falke Bild des tüchtigen Helden und des geliebten Mannes, und auch die schmucke Frau wird dem schönen Vogel verglichen³⁾. Der glänzendste Kaiser und der grösste deutsche Gelehrte des 13. Jahrhunderts, Friedrich der Zweite und Albertus Magnus, haben über die Vogelweide Abhandlungen geschrieben⁴⁾, und in fremder wie

¹⁾ Joh. Voigt in Raumers Histor. Taschenbuch VI, 288 (1835). Im 16. Jahrh. galten die preussischen Falken für die besten. Fast alle europäischen Fürsten baten damals den Herzog von Preussen um Falken, ebd. 279—288.

²⁾ l. Sal. 7. l. Ribuar. 36, 11. l. Burgund. 11.

³⁾ Vgl. oben I, S. 151. Altnord. Leben 65. J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache 43 f.

⁴⁾ Liber div. Aug. Friderici II. Rom. imper. de arte venandi cum avibus. — König Manfred machte hiezu Zusätze. — Albertus Magn. de falconibus astoribus et accipitribus. — Diese Schriften erschienen zusammen im Druck Augsb. 1596. Alberts Tractat ist übersetzt in dem betreffenden Abschnitt des auf Befehl Graf Ludwigs des älteren verfassten Büchleins des Meister Heinrich Mynsinger von den Falken, Pferden und Hunden (herausg. v. Hassler, Stuttg. 1863).

in deutscher Literatur Nachfolge gehabt¹⁾. Die bildende Kunst des Mittelalters hat sich die malerische Falkenjagd nicht als Motiv entgehen lassen. Ich weise hier nur auf einige Bildwerke, die auch die Frauen dabei beschäftigt zeigen. Auf einer Elfenbeintafel in der fürstlichen Sammlung zu Wallerstein ist eine ritterliche Jagd zierlich geschnitzt, Frauen zu Ross mit dem Falken auf der Hand²⁾. In der Manessischen Liederhandschrift sehen wir Herrn Walther von Teufen und rechts von ihm seine Frau reiten, die auf der rechten, behandschuhten Hand den Falken an zwei Riemen hält. Ein anderes Bild derselben Handschrift zeigt Herrn Kunrat von Altsteten unter einem Baume auf dem Schoss der über ihn sich neigenden Geliebten mit dem Kopfe liegend; auf seiner linken Faust sitzt der Falke, mit den Riemen spielend³⁾. Es ist eine anmuthig gemalte Ruhescene auf der Jagd. —

Die dritte und die liebste Unterhaltung der germanischen Männer war das gesellige Trinken. Wie sie Tag und Nacht beim Gelage sassen, wie die Trinklust bei ihnen zur gefährlichen Leidenschaft sich steigerte, wussten schon die Römer⁴⁾. Über das Bier, den Meth, später auch den Wein, die aus den Büffelhörnern, den Kannen, Kelchen und Bechern genossen wurden, handelten wir schon früher⁵⁾. Aus den angelsächsischen Liedern und den nordischen Sagas gewinnen wir einen Einblick in das alte Trinkleben der Säle und Hallen. Die Männer sitzen auf den Bänken im Angesicht des Wirtes; während des Tages ist die Haltung gezwungener, auch wird im Trinken

¹⁾ Zwei deutsche Abhandlungen des 14. u. 15. Jahrh. herausg. mit Einleit. und Anmerk. von A. v. Perger, Zur Gesch. der Falkenjagd in den Wiener Sitz.-Ber. XXXI, 352—392. Vgl. auch Et. Charavay, La fauconnerie au moyen âge: Revue des documents historiques I, 60 ff. Paris 1873.

²⁾ v. d. Hagen, Bilder aus dem Ritterleben nach alten Elfenbeinbildern, in den Abhandl. der Berlin. Akad. 1854, Taf. 4 u. 5.

³⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. XV. XXXII. Eine Falkenjagd stellen dar die Bilder König Konrads des jungen und des Markgrafen Heinrichs v. Meissen ebd., Taf. II. VI.

⁴⁾ German. c. 22. 23. Ammian. XVIII, 2.

⁵⁾ Oben II, 57—65.

massgehalten. Wenn aber die Abendmahlzeit genommen war, trat Ungebundenheit ein: jeder trank nun so viel er wollte, die Männer setzten sich auch von der Bank herunter in das Stroh und überliessen sich ganz ihrem Behagen¹⁾.

Bei diesen Meth- und Bierfesten, zu denen der Wirt oft lange vorher die Freunde und Nachbarn einlud, oder die der Herr seinen Bankgenossen gab, war es Brauch in alter Zeit bei Sachsen und Skandinavien, dass die Hausfrau oder ihre Vertreterin das Trinkhorn in den Reihen der Gäste selbst herumreichte; keine Königin oder Königstochter entzog sich dieser wirtlichen Pflicht. Als Beowulf der Geate zu dem Dänenkönig Hrôdgâr kommt, um ihm seine Hilfe gegen das Meerungeheuer Grendel anzubieten, findet er den König in der Halle, neben ihm sein Weib Wealhtheov, vor ihm auf langen Bänken seine Männer. Die Königin erhebt sich von Zeit zu Zeit und reicht zuerst dem Gemahl den Methbecher, dann geht sie von Mann zu Mann und credenzt ihnen mit freundlichem Worte den Trank (Beow. 608. 642). An einem andern Tage hat Hrôdgârs Tochter dieses Geschäft (Beow. 2013 ff.). An dem Hofe des Geatenkönigs Hygelâc sehen wir dessen Frau ebenso beschäftigt (Beow. 1981). Wie sehr dieselbe Sitte in Skandinavien herrschte, beweist ihre Verewigung durch die mythische Erzählung von dem Leben in Walhall. Hier gehn die Walküren unter den seligen Helden mit dem Trinkhorn umher, wie auf Erden die Frauen unter ihren Gästen thun, denn die Frau oder die Tochter des Hauses übernahm auch in Skandinavien das Amt der Schenkin²⁾. Zuweilen überliessen sie es bestimmten Dienerinnen (ôlseljur), oder auch Männer verwalteten das Schenkenamt, während die Hausfrau mit den andern Weibern auf der Querbank im Giebel der Gesellschaft beiwohnte.

Am merovingischen Hofe bereits gehörte das Schenkenamt zu den vornehmen Dienstämtern bei der Person des Königs, wenn auch der Schenke der jüngste und wenigst

¹⁾ Mein Altnord. Leben 460.

²⁾ Ebd. 461.

bedeutende dieser hohen Hofbeamten war. Seit Karl dem Grossen ward das Schenkenamt wie das Marschall-, Kämmerer- und Truchsessenamt bei grossen Festen von den vornehmsten Grossen des Reiches versehen. Die kleineren Höfe ahmten dem königlichen nach, und bei weltlichen und geistlichen Herren erscheinen nun diese *ministri seniores*. Ich spreche nur deshalb hier davon, weil zuweilen, so an dem Hennegauer Hofe, das Schenkenamt einer angesehenen Ministerialin verliehen ward. Sie hatte also gleich dem Schenken die Verwaltung des Kellers und die Aufsicht über das Getränk und die Diener bei grosser Tafel. Es stund ihr natürlich frei, auch selbst dem Grafen oder der Gräfin den Wein zu reichen ¹⁾.

Man darf nicht meinen, dass die Frauen bloss Zuschauerinnen bei den Trinkgelagen waren; sie nahmen wirklich daran Theil, und zwar nicht bloss mit zimpferlichem Nippen. Die Schande und strenge Strafe, welche die Römerinnen traf, wenn sie Wein oder sonst berauschende Getränke genossen (Plin. h. n. XIV, 14), konnte den Weibern eines Volkes nicht drohen, welches das Trinken so hoch hielt. Wollte die Hausfrau oder ihre Vertreterin den Gast recht ehren, so trank sie ihm aus dem Becher zu, den sie reichte, und zwar nicht wenig (Yngl. s. c. 41). In Skandinavien nahmen die Frauen häufig und schon in früher Jugend an den Gastgeboten Theil. Dabei sass man nicht selten gepaart (*tvimennigr*), und die Frauen und Mädchen tranken mit ihrem Genossen aus einem Becher. Bei einem grossen Gastmahl, das König Sigurd der Jerusalemfahrer in Drontheim hielt, sassen bei ihm sein Anverwandter Sigurd Hranason mit seiner Frau Skjaldvör und seine eigene Schwester Sigrid. Die Frauen hielten mit dem Könige bis zuletzt aus ²⁾. In Deutschland sassen bei den Gastlichkeiten des 11., 12. und 13. Jahrhunderts Männer und Frauen auch zuweilen gepaart ³⁾, und auch hier thaten die Frauen den Männern guten Bescheid. Auch wenn sie allein sassen, verschmähten sie den Wein gerade nicht, der nach

¹⁾ Rotul. offic. Hainouens. 10, nach Fürth Ministerial. 534.

²⁾ Fornmannas. 4, 25. 7, 126. 10, 236.

³⁾ Rudlieb XIII. 62. 64. Biterolf 7403. Lohengrin 947.

deutscher oder französischer Toilettenlehre die Gesichtsfarbe verschönerte ¹⁾).

Aber im allgemeinen dürfen wir doch den Frauen auch hier Zucht und Sitte nachrühmen. Aus Epen des volksthümlichen Kreises wie aus höfischen erfahren wir, dass die Frauen, wenn das eigentliche Trinken nach Tisch anhebt, den Saal verlassen (Gudr. 337, 1. 2. Meleranz 5592) oder auch dass sie bis auf die Wirtin, die damit den Gästen besondere Ehre erweist, nicht bei Tisch erscheinen, und erst nach aufgehobener Tafel (*dô si getrunken hêten und gezzen überal*) zur Gesellschaft kommen (Nibel. 1611. 1612). Und auch wenn sie die ganze Mahlzeit mitmachten, ist so wenig als bei unsern jetzigen Gastereien irgend ein Grund, auf Unmässigkeit zu schliessen. Die ritterlich-höfische Periode des Mittelalters ist keine trunksüchtige gewesen: die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts verurtheilten unmässiges Trinken als ein Laster ²⁾, das die Seele mit Sünde und Schande überladet, bei Gott und Menschen verhasst macht, den Beutel und den Leib schädigt. Wehe dem darum, der Herr Trunkenbold und Herr Trunkenschlund gescholten wird.

In dem Schwank von der Wiener Meerfahrt wird zwar humoristisch der süsse Wahnsinn ausgeführt ³⁾, der über die Zecher kommt, aber der moralische Schluss fehlt nicht, der vor dem Zustand nachdrücklich warnt, darin man des Weines Knecht werde. Der Weinschwelg ⁴⁾ aber, der nicht viel jüngere Monolog eines weinfreudigen Trinkers, ist nur die geistvolle launige Verherrlichung eines unersättlichen Durstes, nicht ein Lobspruch auf die Trunkenheit.

Freilich hat es an der Kehrseite auch nicht gefehlt. Bei der sehr gemischten Gesellschaft, die sich um den thü-

¹⁾ Parz. 726, 4. Salman u. Mor. 18, 3. Chastoiem. d. dames 370.

²⁾ Walther 29, 25—30, 8. Freidank 94, 1—95, 13. Reinmar v. Zweter (HMS. II, 197^b). Jüngling 453.

³⁾ Der Schwank ist griechisch-sicilischer Herkunft, Athenæi Deipnosophist. II, 5.

⁴⁾ W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch 911—922. Ausgabe mit deutscher Übersetzung von K. Lucae, Halle 1886. An Werth steht der Weinschlund (Haupt, Z. VII, 405 ff.) nach.

ringischen Landgrafen Hermann in Eisenach zuweilen drängte, über die Walther v. d. Vogelweide und Wolfram v. Eschenbach klagen, hat es auch an starken Trünken nicht gefehlt (Walther 20, 3—15). Der ehrsame Bamberger Schulmeister Hug von Trimberg erzählt in seinem Renner (4773 ff.), wie er einmal zugesehen, dass der Wein bei einem Gelage, das König Adolf gab, vergeudet ward und gleich einem Bach über den Boden floss; und wie es in den Erfurter Schenken an den Markttagen zuing, schildert Nicolaus von Bibera (um 1280) in seinem *Carmen satiricum* (1889 ff.), der auch davon zu berichten weiss, dass in dem arg vom Adel des Landes heimgesuchten Kloster Pforta Edelfrauen nicht selten Leichenschmäuse für ihre dorthin begrabenen Verwandten vom Abt aus richten liessen und dabei sehr fröhlich wurden (112 ff.). Unter den Sünden, die der grosse Missionsprediger Berthold v. Regensburg rügte, fehlte natürlich auch die Trinksucht nicht bei Männern und Frauen.

Die Zeit ward roh und roher. Aber die Zeit, in der die Trunksucht gerade die vornehmen Kreise am meisten verwüstete, kam erst im 16. Jahrhundert, wie allgemein bekannt ist.

Im 16. Jahrhundert ward in Pfirt es nöthig befunden, den Weibern den Besuch der Wirtshäuser zu verbieten bei 1 Pfund 10 Schilling für jedesmal. Aus jener Zeit wird wohl auch der Brauch der Weiberfastnacht im Sundgau stammen. Am Fastnachtmontag haben dort die Weiber und Mädchen allein das Recht, die Wirtshäuser zu besuchen und sie benutzen es gründlich. Auch im Münsterthal war dieser „Weibertag“ im Schwange, ist dort aber seit 1681 abgeschafft. Bis Ende des 18. Jahrhunderts ward auch ein Weiberfest- und -Trinktag, „die Weiberzech“, im Württembergischen gehalten¹⁾.

Die langen Trinkgelage waren in unserm Alterthum nicht stumm und nicht ohne geistige Belebung. Im Gegentheile entfaltete sich bei ihnen ein sehr reges Treiben, wie Tacitus (Germ. 22 schildert): die wichtigsten Fragen des Volkes,

¹⁾ W. Hertz, *Deutsche Sage im Elsass*, S. 25. 192.

der Gemeine, der Familie wurden hier verhandelt, Krieg und Friede beim Becher berathen, Verträge und Käufe geschlossen und Erzählungen und Lieder von den Göttern, den alten Königen und Helden des Stammes angestimmt. Die Nacht vor der Schlacht brachten die Germanen bei fröhlichem Gelage mit heiteren Liedern hin (Tacit. ann. 1, 65. histor. 5, 15), gingen sie doch auch unter Gesang in die Schlacht.

Wie die Griechen riefen auch unsere Altvordern Musik und Poesie an die Tafel. Die Harfe wanderte von Hand zu Hand¹⁾ und die grossen Geister und die alten Thaten des Volkes stiegen hernieder. Die lebendigsten Zeugnisse bieten die angelsächsischen Denkmäler. In den unschätzbaren Liedern von Beowulf wird erzählt, wie Mann für Mann in der Methhalle ein Lied zur Harfe singt. Von Caedmon, dem Verfasser biblischer Dichtungen, erzählt Beda (hist. eccl. 4, 24), dass er früher ohne poetisches und musikalisches Talent gewesen sei und die Gesellschaften stets verlassen habe, sobald man Lieder der Reihe nach zu singen begann. In Skandinavien herrschte diese schöne Weise der Unterhaltung beim Gelage ebenfalls²⁾, obschon insofern anders, als in der Zeit, die wir genauer kennen, die altüberlieferte Poesie hinter die kunstgerechten Dichtungen der Skalden oder hinter Gedichte, welche die Thaten der Vortragenden berichteten, zurücktraten. Die Zuhörer wurden durch die gesprochenen Strophen oft zur Entgegnung gereizt und es galt für eine rechte Zechlust (ölteiti), wenn hierdurch die Unterhaltung blühte und glühte. In den Hallen der englischen Fürsten sass zu Füssen des Königs auf der Bank der Sprecher (þyle), welcher die Aufgabe hatte, die Unterhaltung zu erregen und zu leiten. Ausserdem stunden weit gewanderte Sänger im Dienst der Fürsten, welche viel gesehen und gehört hatten und über einen Liederschatz geboten, den sie unter den fremden Stämmen sammelten, aber die auch fähig waren, selbst die Verse zu richten und die Weise zu finden.

¹⁾ Oben I, 143.

²⁾ Altnord. Leben 464.

In der höfischen Zeit dauerte der Brauch, durch Gesang die Gastmähler zu würzen, fort. Die Tischgenossen sangen indessen nicht selbst, sondern gewerbsmässige Spielleute übernahmen die Unterhaltung durch Lied, Vortrag von Erzählungen, Tanz und Musik. Das Volk setzte aber die alte Bierlust fort und noch heute singen die Bauern mancher deutscher Gegenden am Schenktische ihre Gesänge und tragen alte Schwänke und Scherzspiele vor.

Erzählung alter Geschichten war ein recht eigentlicher Theil der altgermanischen Unterhaltung. Zwei Theile der sogenannten Snorra-Edda, Gylfaginning und Bragarœdur, sind in dieser Weise entworfen, dass in dem ersten Gylfi dem Hár, in dem andern Bragi dem Aegir auf ihre Fragen ausführliche Auskunft geben und dabei die Mythen von der Welt und den Göttern erzählen. Diese Unterhaltung (ordaskipti) ward oft zu einem förmlichen Wettgespräche, indem sich zwei zur Prüfung ihres Wissens herausforderten. Solche Einkleidung haben einige Lieder der poetischen Edda. In den Wafthrudnissprüchen versucht Odin selbst unter dem Namen Gangrádr ein Wettgespräch mit dem Riesen Wafthrudnir. In den Alvissprüchen haben wir eine Wettrede zwischen Thór und dem Zwerge Alvis; den überwundenen trifft der Tod. Mit diesen Wettgesprächen, die zuweilen den Gegensatz der gelehrten Weisheit und des natürlichen Witzes ausführten (Salomon und Markolf), stehn zwei Arten dichterischer Erzeugnisse im Zusammenhange: das Rätsel und das Streitlied (die Tenzzone).

Die Rätsel sind eine uralte, vielbeliebte Gattung unserer Poesie¹⁾, welche mit dem eigensten Sinne unseres Volkes und mit der Art unserer ältesten Dichtung eng zusammenhängt. Sie gaben die Gelegenheit, das Wissen von den alten Sagen und Liedern zu beweisen, und waren ebenso ein Mittel, die innerliche Verarbeitung des äusserlich gegebenen in kleinen, plastischen Bildern an das Licht zu bringen. Der Zug des rätselhaften, das Streben, die innerliche Anschauung und die

¹⁾ W. Wackernagel, *Gesch. d. deutschen Litteratur* 7 f. 35.

Empfindung über irgend etwas in ein Gleichniss zu verbergen, das die Thatsache und die Meinung davon zugleich ausdrückt, zeigt sich in der älteren Zeit unseres Volkes vielfach und dauert noch heute in denen fort, welche die Volksthümlichkeit stark in sich tragen. Die altnordische Poesie ist voll Spuren der Blüte der Rätseldichtung; ist doch die ganze Art der Skalden im Denken und Reden ein stetiges Rätselfinden und Rätselaufgeben. Die Angelsachsen zeigen dieselbe Neigung; sie haben uns in ihrer eigenen wie in lateinischer Zunge¹⁾ Denkmale davon hinterlassen, und die deutsche älteste Litteratur würde uns gleiche Beweise geben, hätte nicht ein ungünstiges Geschick über ihr gewaltet. Die Rätsel schärfen den Witz und Verstand, und wurden deshalb auch von den Gelehrten des Karlingschen Hofes als pädagogisches Mittel gebraucht. Alkuin stellte eine Sammlung von 101 Rätseln für Karls des Grossen Sohn Pipin zusammen (Alcuini Opera, ed. Froben II, 1, 352). Lateinische Rätsel waren in den Klosterschulen beliebt²⁾; sie wurden verschiedenen Quellen entnommen und stunden mit den deutschen volksthümlichen Rätseln in fortwährender Wechselwirkung. Die Spielleute haben jedenfalls hier stark mitgearbeitet. Im 12. und 13. Jahrhundert treten dann im Tragemundsliede, in dem Wartburgkriege, in den Gedichten mehrerer Lyriker die Zeugnisse für eine litterarische Behandlung der Rätselpoesie hinzu. Der Wartburgkrieg hat zugleich den uralten Zug bewahrt, dass der überwundene mit dem Leben zahlt. Die Übertragung der Litteratur auf den Bürgerstand mochte dann dem Rätsel neue Nahrung geben, denn mit der Liebe zu dem gnomischen und sinnbildlichen vereinigte sich das Rätsel sehr wohl. Die Rätsel und die nicht schulmässigen Gesänge, die Volkslieder, sind die frischeste Seite der Poesie jener Zeiten. Wir besitzen eine Reihe Rätselbüchlein³⁾ aus dem 15. und 16. Jahr-

¹⁾ Ad. Ebert, *Gesch. der Litter. d. Mittelalt.* I, 590. ff. III, 41. f. Fr. Dietrich in *Haupts Zeitschr.* XI, 448 ff. XII, 232 ff.

²⁾ Vgl. auch das Fragebüchlein in einer Hs. des 9. Jahrh. in *Haupts Z.* 15, 166 f. und Müllenhoff-Scherers *Denkm.* Nr. VII.

³⁾ Gödeke, *Grundriss z. Gesch. d. deutschen Dichtung* 1², 304. Wackernagel in *Haupts Z.* 3, 25—34. Mone *Anzeiger* 7, 258 f. 8, 315 f.

hundert, welche auch ihrerseits ein Zeugniß von dem kecken, muthwilligen Leben jener Jahrzehnte ablegen. Vieles darin ist uralt; es hat sich noch bis jetzt im Munde des Volkes erhalten¹⁾, welches gleich den Gesellschaften des 15. und 16. Jahrhunderts solche Unterhaltung liebt. Selbst Rätsellieder werden noch heute gesungen, die eine scheinbare Bestrafung des besiegt in überraschender Treue festgehalten haben²⁾.

Mit den Rätselliedern sind die Streitlieder oder Tenzonen verwandt; sie sind aber subjectiv und individuell, während jene ein allgemeines, objectives Gut sind. Die Tenzonen haben in Deutschland keine Pflege gefunden, welche sich mit ihrer Aufnahme bei den westlichen Nachbarn vergleichen liesse; in das Volk sind sie nie gedrungen. Als die Lyrik gelehrt und spitzfindig wurde, beliebte man wohl diese Gattung, allein es zeigt sich, dass sie nicht in Saft und Blut übergang. Keines dieser Gedichte kann sich den geistreichen provenzalischen Tenzons zur Seite stellen³⁾.

Die Rätsellieder verdanken ihre Entstehung der Lust des Volkes, den Witz (Scharfsinn) zu prüfen; dann auch das Wissen zu versuchen von den alten Geschichten, die Kenntniss der Vergangenheit. Dies gab aber nicht allein der Unterhaltung Stoff, sondern weckte auch das Verlangen nach Kunde der Zukunft. Als wir von den weisen Frauen sprachen,

¹⁾ Die Fülle der im Deutschen wie bei anderen Völkern umgehenden Rätsel ist sehr gross; freilich ist es Gut von sehr verschiedenem Wert. Auch viel unsaubereres ist darin. Zur Orientirung will ich hier nur verweisen auf K. Simrock, Das deutsche Rätselbuch, Frankf. a. M. Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel 199—278. Müllenhoff in d. Z. f. deutsche Mythol. 3, 1—20. Ehlers, Schlesw.-holst. Rätselbok, Kiel 1865. Verschiedene Sammlungen in d. Z. d. Vereins f. Volkskunde. Bd. III. V. VI.

²⁾ Simrock, Deutsche Volkslieder Nr. 367. Ein altes verbreitetes Rätsellied bei Uhland, Alte hoch- u. nd. Volkslieder Nr. 3. Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 271.

³⁾ H. Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. Breslau 1896. (Germanistische Abhandlungen XIII.)

hatten wir mehrfach Gelegenheit zu erzählen, wie dieselben bei gastlichen Zusammenkünften sehr willkommen waren, indem sie durch ihr Voraussagen allgemeiner Verhältnisse sowie durch ihre den einzelnen gewidmeten Prophezeiungen die Stunden ausfüllten. Ich habe nur hinzuzufügen, dass sich Erforschungsversuche der Zukunft fort und fort als beliebte Unterhaltungsmittel erhalten haben. Das Blei- und Wachsgiessen, das Spiel mit Nusschalenschiffchen und anderes, das nicht bloss zu bestimmten Tagen in den Gesellschaften getrieben wird, sind Überbleibsel jener alten Gesellschaftsfreuden.

Es ist hier die beste Stelle, von den Spielleuten zu sprechen, welche mit dem geselligen Leben des Mittelalters sehr eng verknüpft sind. Die Spielleute, unter denen uns die Spielweiber noch besonders angehn, sind in ihren niederen Schichten als Volk der gehrenden¹⁾ und fahrenden Schauspieler, Musikanten, Tänzer und Gaukler ein durchaus ungermanisches Volk. Eine Erbschaft der römischen Welt an die mittelalterliche, stehn sie jedoch nicht ausser aller inneren Verbindung mit dieser, denn sie sind die Erhalter und Fortpflanzer für uralte heimisches und volkstümliches geworden. Wir müssen der gottesdienstlichen Formen unseres Heidenthumes gedenken, unter denen Gesang und Tanz nicht unbedeutend hervortreten; müssen beachten, dass die Geistlichkeit noch mehrere Jahrhunderte nach der Bekehrung gegen Gesang und Tanz des Volkes und besonders der Weiber in und vor der Kirche zu eifern hatte, und dass, was wir hier von erfahren, mit mancherlei Künsten der Spielleute zusammentrifft, um zu erkennen, dass das Volk der Mimen und Histrionen, der Tänzer und Kunststückmacher, als es aus Frankreich und Italien nach Deutschland kam, viel Boden fand, um Wurzel fassen zu können. Überdies waren unter den Germanen seit alter Zeit, wenn auch keine Sängerkaste, so doch Sänger und Spielleute vorhanden, welche die Kunst zum Lebensberuf

¹⁾ diu arme, ellende, varnde, gernde diet; daz varnde volk. — histriones, mimi, joculariores, scurrae.

gemacht hatten¹⁾. Die germanischen Fürsten strebten danach, ihre Hofhaltungen durch Männer zu schmücken, welche den Schatz der alten Sagen und Lieder besaßen und deren Geschicklichkeit im Harfenspiel das allgemeine Maass überstieg. Diese Sänger und Spielleute stunden in hohen Ehren, um so mehr, als sie nicht häufig waren; ja sie traten durch Landbesitz, der ihnen geschenkt ward, in eine feste Stellung zu dem Hofe. Es waren freie Männer. Gewöhnlich aber zogen sie von einem Fürsten eines kleinen Stammes zu dem andern und durchwanderten das ganze weitverzweigte deutsche Volk, waren überall wohl aufgenommen, mit der alten Ehrengabe, dem goldenen Armring, beschenkt und den Fürsten während ihres Aufenthaltes nahe zur Seite²⁾. Beim Weiterziehen wurden sie oft mit einer Botschaft betraut, denn im Genusse eines besonderen Friedens waren sie die sichersten Gesandten. Auch erhielten sie wohl den Auftrag, eine That von besonderer Ruhmwürdigkeit oder Schande zu verbreiten und gemein zu machen; sie waren der öffentliche Mund ihrer Zeit. Jenes Botenamt und dieses Scheltamt haftete ihnen so fest an, dass es noch auf ihre niedrigeren Nachfolger, die Fahrenden, überging. Spielmänner und Spielweiber wurden zu Boten (Parz. 362, 21. Nibel. 1347 ff.), Dichter und Spielleute zu Scheltern gebraucht, welche Ehre und Schande je nach dem Auftrage ausbreiteten³⁾.

Mit der allgemeinen Änderung, welche sich nach und nach in der mittelalterlichen Gesellschaft und namentlich in der Fürstenmacht und dem Hofleben vollzog, änderte sich

¹⁾ Arth. Köhler, Über den Stand berufsmässiger Sänger im nationalen Epos german. Völker, in Pfeiffers Germania XV, 27—50. Fr. Vogt, Leben und Dichten der deutschen Spielleute im Mittelalter, Halle 1876. J. Stosch, Der Hofdienst der Spielleute im deutschen Mittelalter, Berlin 1881.

²⁾ Beowulf 89 ff. 1067. Cod. Exon. 332, 4 ff. 379 und vor allem Widsid.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 953. Saxo Grammat. VIII, p. 438. Lachmann zu Iwein 7162. Berthold I. 25, 4. Grieshaber, Pred. 1, 73. Helbl. II, 1290. VII, 803. MSH. III, 87^b. 90^b. 97^b. 104^b. Teichner 253 (Karajan).

auch dieses und jenes in den Verhältnissen dieser Sänger. Aus dem weiten Raume zwischen der Volkskönigschaft und der vollen Ausbildung des mittelalterlichen Staates sind uns von den Hofsängern nur geringe Spuren erhalten, denn die Skalden, deren Blüte in eine ähnliche Periode fällt, unterscheiden sich von ihnen. Bei diesen ist die Poesie nicht das einzige, das sie auszeichnet und ihre Gegenwart den Fürsten angenehm machte; sie stehn unter den edelsten und kühnsten der nordischen Männer, deren Schwert mit ihrer Zunge an Furchtbarkeit wetteifert. Nur wenige von ihnen geben sich in ein eigentliches Dienstverhältniss; von einem Gewerbe machen aus der Kunst sind sie weit entfernt. Mehr Ähnlichkeit mit jenen altgermanischen Sängern haben die Dichter und Sänger der höfischen Zeit. Auch unter ihnen gibt es wandernde, die trotz erworbener Kunst und Bildung und selbst trotz ritterbürtiger Abkunft, wie Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter, von einem Fürstenhofe oder von einer Burg zur andern wandern, wenn es geht, in den Dienst eines Herrn treten und ihre Stellung möglichst sicher und dauernd zu machen streben. Indessen ist dieselbe nicht mehr so günstig wie die der alten Sänger; denn sie sind weniger gesucht als suchend, sie leiden unter der zahlreichen Mitbewerbung, und selbst ausgezeichnete können es selten höher als zur nothdürftigen Fristung ihres Lebens bringen. Diese ritterlichen Sänger und die besseren der bürgerlichen Meister und musikalischen Künstler sind jedoch völlig von dem Volke der gemeinen, meist ungebildeten und sittenlosen Fahrenden und Gehrenden unterschieden. Jene adelte die Gabe der Kunst, diese traf aller Schade, der an einem Leben nagt, das um Brot betteln muss und dafür nichts bietet als leichte Unterhaltung, eitle Kunststücke und Possen, die nach einem Lachen der Menge haschen.

Die Banden von Gauklern, Puppenspielern und Tänzern, welche sich aus der verfallenden römischen Welt in die aufsteigende moderne hineinretteten, sind ohne Vorfahren in dem germanischen Volke. Die Germanen kannten Volksspiele seit alter Zeit, ihre Jünglinge führten kühne Schwerttänze

auf, allein beim Gottesdienst, zur Ehre und Freude (Germ. c. 24). Wenn Snorre Sturluson (Snorr. Edda 1. Yngl. s. c. 5) von der Göttin Gefion erzählt, dass sie als fahrendes Spielweib umherzog, so ist das für eine höhnische junge Entstellung des Mythos zu erklären. Der freie Germane hielt solches Leben für verächtlich; wie hätte er seinen Göttern es zumuten können.

Das Scherzspiel (skemtun), das zur gesellschaftlichen Unterhaltung in den ältesten Zeiten unter dem Volke aufgeführt ward, lässt sich noch in seinen Hauptzügen zeichnen und ist für die älteste Geschichte der Spielleute von Bedeutung. Feinen Scherz dürfen wir nicht erwarten; wenn wir die grotesken Possen der Naturvölker betrachten, so mögen wir jene Lustbarkeiten unseres Alterthums uns vorstellen. Ungeschickte Leibesbewegungen, wilde Tänze, Prügelei oder Verletzungen, welche den getroffenen zu grimmigen Äusserungen des Schmerzes zwingen, allerlei Mummerei, das sind die Reizungen zum Lachen, und Lachen bleibt die Hauptsache. Skadi, die Tochter des erschlagenen Riesen Thiasi, hat zu einer der Sühnbedingungen gemacht, dass man ihr ein Lachen ablocke. Da bindet Loki ein Band mit dem einen Ende um den Bart einer Geiss und mit dem andern um seine Scham, und zerzt sich springend mit dem Thiere herum. Darüber lacht die Göttin und die Sühne ist geschehen. In Märchen und Schwänken kehrt das Lachmotiv oft wieder und die erregenden Mittel sind meist recht grob. Als Abbild jener Unterhaltungen kann ferner der Aufzug des Herzogs Berchter mit seinen Riesen am byzantinischen Hofe angeführt werden, durch welchen er die nöthige Einsamkeit für die Zusammenkunft seines Königs Rother mit des Kaisers Tochter gewinnt. Mit ungefügen possenhaften Bewegungen ziehen die Riesen durch die Strassen; Widolt mit der Stange hüpf und springt wie ein Hirsch, Asprian der Spielmann überschlägt sich, Grimme springt zwölf Klaffern nach einem Steine, den er vor sich her schleudert, und alles Volk sammelt sich und staunt und lacht (Rother 2152 ff.). Das Nachäffen der Thiere hat an diesen Possen einen grossen Theil; es hängt dies sowohl mit einer

menschlichen oder kindischen Neigung, als auch mit der religiösen Bedeutung der Thiere zusammen. Als Symbole und Begleiter der Gottheiten wurden sie in die gottesdienstlichen Auf- und Umzüge verflochten, die besonders bei den Jahrzeitfeiern stattfinden. Die beliebtesten Thiere in dieser Art waren der Bär und der Schimmel, dieser mit Bezug auf Wodan, jener, wie es scheint, auf Donar. Beide Thiere erscheinen noch heute in den Volksspielen, zwar nicht mehr in eigener Gestalt, aber durch verummte Menschen dargestellt. Unser Alterthum liebte namentlich kunstreich abgerichtete Bären. Das um 1030 verfasste lateinische Gedicht Rudlieb erzählt (V, 84—98) von zwei solchen Thieren, die weiss mit schwarzen Füßen waren, aufrecht wie ein Mensch gingen und die Vorderfüsse wie Arme zum heben von Gefässen benutzten. Wenn die Spielleute die Saiten strichen, tanzten sie im Tacte nach der Weise. Dann sprangen sie in die Höhe und überschlugen sich, oder sie rangen miteinander und trugen sich wechselseitig. Auch unter die Zuschauer drangen sie ein und boten den Weibern brummend den Arm zum Tanz, den diese lustig springend mit ihnen traten. Oft arteten diese Bärenspiele aber ins grausame aus, denn es wurden ihnen auch nackte Menschen mit Honig bestrichen zum Frass vorgeworfen¹⁾, schwerlich ein Rest des Menschenopfers, welches dem Gotte galt, dessen Thier der Bär war, sondern eine Erinnerung an die Thierkämpfe in der Arena römischer und gallischer Städte. Diese grausame Rohheit ebenso wie das freche und unanständige, das bei diesen Spielen mit dem Bär geherrscht zu haben scheint, veranlasste die Kirche, die Theilnahme daran zunächst den Priestern zu verbieten²⁾, und das ganze Treiben der Fahrenden bewog ernste Fürsten, das Gesindel von ihren Hoffesten wegzujagen³⁾. Alle jene

¹⁾ Everhelmi vita Popponis abb. Stabul. c. 12 (M. G. Script. XI, 301).

²⁾ nec turpia joca cum urso vel tornatricibus ante se facere permittant, Hincmar. cap. ad. presbyt. c. 14. W. Wackernagel bei Haupt, Z. VI, 185.

³⁾ Wie K. Heinrich III. bei seiner Hochzeit mit Agnes von Poitiers 1143 that.

Possen, Aufzüge, Reihen, Sprünge und Gesänge, welche von dem Volke und namentlich auch von den Weibern auf Strassen, Plätzen und in den Vorhallen der Kirchen, ja mitten in diesen bei Tag und Nacht bei allen volkstümlichen Festen getrieben wurden, waren nicht Erfindungen der Spielleute. Aber sie boten ihnen die Gelegenheit, sich anzuschliessen und dadurch einzubürgern.

Die römischen Gaukler und Mimen, die *joculatores*, *histriones*, *thymelici*, *mimi* und wie sie hiessen, hatten sich über die Zeit des römischen Reiches hinaus in den Provinzen erhalten. Der Ostgotenkönig Theoderich hatte in seiner allgemeinen Sorge für die bestehenden römischen Verhältnisse auch den Histrionen seine Theilnahme zugewandt, suchte sie durch den *tribunus voluptatum* zu einiger Ordnung zu bringen und sorgte für alte Mimen, da er ihren Lebensberuf für keinen unnützen ansah, indem sie dem öffentlichen Vergnügen dienten (Cassiod. var. 2, 9. 3, 51. 4, 51. 7, 10). Theoderich II. der Westgote war kein Freund ihrer Künste¹⁾; dagegen ergötzten sich die Wandalen gern an diesen römischen Gauklern²⁾. Sehr zahlreich gediehen jene Banden im südlichen Frankreich. Die Poesie war nur Nebensache bei ihnen; Gaukelkünste, Tänze, allerlei Seiltänzerstückchen, pantomimische Aufführungen, Spiele mit abgerichteten Thieren, das waren ihre hauptsächlichen Künste und Fertigkeiten. Aus dem Süden suchte das Volk nach dem Norden und Osten zu dringen, was ihm auch mindestens seit dem 8. Jahrhundert gelungen ist. Dafür zeugen die deutschen Namen, welche die Glossen seitdem für Possenreisser, Schauspieler, Tänzer und Springer aufführen³⁾. Ich lege dabei besonderes Gewicht darauf, dass diese Namen nicht durch Sänger und Harfenspieler wiedergegeben werden, und meine demnach, dass die einheimischen

¹⁾ Sidon. Apoll. ep. 1, 2.

²⁾ Procop. b. vandal. II, 6.

³⁾ *Spiliman*: *scurra*, *mimus*, *histrion*, *thymelicus*, *scenicus* Graff 2, 746. *tâmâri*: *histrion*, *scurra*, *salus* Graff 5, 424. *trutâri*: *saltator* Graff 5, 522. *sprangâri*: *saltator* Graff 6, 399. *scirno*: *scurra*, *joculator*, *saltator*, *scortator* Graff 6, 550. *wephari*: *histrion* Graff 1, 788.

Volkssänger und Musiker sich im Anfange von diesen fremden Seiltänzern und Mimen völlig absonderten und eine höhere Stellung noch lange behauptet haben.

Auf den Synoden, die 813 in Chalons, Tours, Rheims und Mainz abgehalten wurden, ergingen Verbote an den Clerus, den *spectacula turpia, joca und lusa*, den *carmina turpia et luxuriosa*, wie diese Aufführungen der Possenreisser auch genannt werden¹⁾, beizuwohnen, und das Gebot, die Laien davor zu warnen.

Als eine leichte Reizung, aber als schwerstes Gewicht zu tiefem Sinken hatten sich jenen Spielleuten und Tänzern seit römischer Zeit Weiber angeschlossen. Schon Childebert I. sah sich um 554 veranlasst, gegen den Unfug dieser Weiber (*bansatrices*) einzuschreiten (Pertz, leg. I, 1) und Hincmar von Rheims warnte seine Priester vor den lockeren *tornatrices*; die Glossen aber setzen ohne weiteres hinter ihre Namen das Zeugniß ihrer Sittlichkeit²⁾. Die Tänze und die pantomimischen Darstellungen, in denen sie auftraten, werden frei und frech gewesen sein³⁾; die Zuschauer scheinen sich jedoch sehr daran ergötzt zu haben.

Das leichte Volk der Fahrenden und Gehrenden war auf die Gunst der Menge angewiesen und musste sich also nach dem Geschmack derselben richten. Sie trieben im Anfang nur jene schon erwähnten Künste und unterhielten wohl auch durch Puppenspiele. Diese von Holz, Lappen oder Wachs gemachten Tocken wurden an Fäden gezogen und ihnen ganz wie heute allerlei Reden und Gespräche in den Mund gelegt⁴⁾. Sie erhielten anscheinend auch die Gestalt der Geister der

¹⁾ Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur 1, 70.

²⁾ *spilwip: tympanistria, scortum* Graff 1, 653. *spilarna, spilarra: theatrica, meretrix* Graff 6, 331. Andere Namen waren *bachi: saltatrix* Graff 3, 29. *tümerschîn* (von *tümôn rotari*) *zaturra: meretrix, theatrica* Graff 5, 633.

³⁾ Adam. gest. hamab. eccl. pont. 3, 38.

⁴⁾ In Herrads von Landsberg Hortus delic. ist ein solcher ludus monstrorum abgebildet; es sind zwei Ritter, die miteinander fechten.

Volkssage, wenigstens heissen sie später zuweilen Kobolde und Wichtel.

Auch Musik machten diese fahrenden Leute. Zu ihren Tänzen und Pantomimen hatten sie seit ältester Zeit Flöten- und Paukenbegleitung. Dazu kamen dann verschiedene Saiten- und mancherlei Blasinstrumente. In der höfischen Zeit ward die Fertigkeit auf folgenden Tonwerkzeugen von ihnen verlangt: Fiedel oder Geige, Rote und ähnliche Saiteninstrumente, Harfe¹⁾, Laute (mandura), Flöte, Querpfeife, Rohrpfeife (caramella), Dudelsack, Drehorgel (symphonie, chifonie), Horn, Trompete, Posaune und Trommel²⁾. Die deutschen Spielleute scheinen hinter den welschen nicht zurückgestanden zu haben; es wurden sogar Ende des 13. Jahrhunderts in Frankreich die deutschen Geiger und die böhmischen Flötenspieler besonders gerühmt, und die deutschen Instrumente stunden bei den Provenzalen und Lombarden in besonderem Ansehen³⁾.

Die Spielleute gewannen jedoch noch eine wichtige Verstärkung und weiteren Boden. Es gab unter den Weltgeistlichen und Mönchen des Mittelalters seit früher Zeit pflichtvergessene und leichtsinnige; bekannt ist, dass ihre Zahl im Frankenreiche nicht gering war und dass pflichttreue Bischöfe sowie Karl der Grosse durch sie zuletzt zum gänzlichen Verzicht auf Besserungsversuche genöthigt wurden⁴⁾. Auch in

¹⁾ Im 11. Jahrh. war die Harfe noch das beliebteste Instrument. Im Rudlieb IX, 26 machen Spielleute Harfenmusik. Da nimmt der junge Ritter eine Harfe und spielt so kunstreich, dass jene nicht mehr zu harpfen wagen.

²⁾ Raynouard, Lex. rom, 1, 9. 4, 167. Diez, Poesie der Troubadours 42, 45 f., vgl. auch Du Cange s. v. baudosa. W. Wackernagel, Litteraturgesch. 123. 131 (2. A.). A. Schultz, Höf. Leben I², 551 ff.

³⁾ Et si avoit bons leuteurs et des flauteurs de Behaigne et des giguours d'Alemaigne, Rom. de Cléomades (Monmerqué et Michel, Théâtre franç. 105). — Cantar danzar a la provenzalesca con instrumenti novi d'Alemagna. Poeti del primo secolo 2, 175. In Strickers Daniel 8140 werden 300 welsche gigure als Meister gerühmt, dann aber auch 60 tiutsche spilman, deren strichen (fideln) sich nichts vergleichen liess.

⁴⁾ Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands 2, 657—662.

den folgenden Jahrhunderten gab es missrathene, die ihr ernstes Ziel aufgaben. Sie geriethen dabei mit dem Volke der Spielleute in Berührung; das leichte, halbkünstlerische Treiben zog sie an, wie in späterer Zeit verdorbene Genies durch die Komödianten gelockt wurden, und sie mischten sich unter die Banden. Im 12. Jahrhundert vor allem, in dieser Periode eines grossen aufstrebenden Lebens, einer äusseren und inneren Unruhe des Abendlandes, zogen Scharen französischer Scholaren von den Schulen der grossen Lehrer durch die Lande und rissen auch deutsche mit sich fort. Leichtfertig und voll sprudelnder Lebenslust, von dem poetischen Drange der Zeit ergriffen und des lateinischen mächtig, sangen sie mit den Troubadours und den deutschen Dichtern um die Wette ihre lateinischen Liebes-, Wein- und Spiellieder ¹⁾, verfassten Sprüche und Gedichte voll scharfer Satire auf Personen und Ereignisse der Zeit und waren an den geistlichen Höfen bald willkommen, bald als Plage empfunden. In der Umgebung Reinholds von Dassel, des grossen Kölner Erzbischofs und Kanzlers Friedrichs des Rothbart, lebte mehrere Jahre der grösste dieser Vaganten, Walther der Erzpoet ²⁾. Er war ein lüderlicher Geselle, aber ein grosser Dichter. Die meisten der Vaganten waren indessen überwiegend lüderlich, und so kam die ganze fahrende Scholarenbande mehr herunter als herauf. Gab es auch noch manchen talentvollen Dichter unter ihnen, so waren sie doch bald nichts als lateinische Vagabunden geworden. Mehr als einmal haben die Synoden und Concilien im 13. bis 15. Jahrhundert gegen diesen Unfug geeifert und die Cleriker, welche Joculatoren, Histrionen, Goliarden und Buffonen wurden, mit Ausstossung

¹⁾ Der Ansicht E. Martins von dem grossen Einfluss der lat. Vagantenlieder auf die Entwicklung der deutschen Lyrik des 12. Jahrh. (Zeitschr. f. d. Alterth. XX, 46—69) vermag ich nicht beizupflichten; vgl. auch Burdach, Reinmar u. Walther 155 ff.

²⁾ J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. (Kleine Schriften III, 1—102). W. Giesebrecht, Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder, Braunschweig 1853. Büdinger, Reste der Vagantenpoesie in Österreich, in den Wiener Sitzungsber. XIII, 314 ff.

aus dem Orden und der geistlichen Gemeinschaft bedroht¹⁾. Es half nicht viel. Das Leben war so frei und verführerisch, selbst bei magerer Kost lebte es sich für die jungen Leute mit den lockeren Gesellen und den gefälligen Weibern auf der Landstrasse und in den wechselnden Herbergen besser als am reichlichen Tische bei strenger Zucht, und manchmal war sogar ein guter Gewinn zu erhaschen. Verliess doch in der Blütezeit der südfranzösischen Lyrik selbst ein Prior des Klosters Montaudon seine klösterliche Stellung und schweifte, freilich nicht als Spielmann (joglars), aber doch als fahrender Dichter und Sänger durch das Land. Indem er seinen Gewinn dem Kloster zuwandte, erhielt er von seinen Oberen die Erlaubniss zur Fortsetzung seines weltlichen Lebens, ging nach Spanien, war bei Alfons von Aragon beliebt und trat zuletzt wieder in eine Priorei, die ihm sein Abt zum Lohne gegeben hatte²⁾.

Die Kleriker und fahrenden Schüler, welche sich mit ihnen vermengten³⁾, gaben den Spielleuten zum Danke für mancherlei Lust und Nahrung eine Erweiterung ihrer Künste und dem besseren Theile eine grosse Förderung. So seicht und gering auch ihre gelehrten Kenntnisse sein mochten, so hatten sie doch die Ahnung eines höheren geistigeren Lebens. Die antiken Sagen und alttestamentlichen Geschichten waren, wenn auch kraus und wunderlich, zu ihrem Ohre gekommen; der kirchliche Dienst hatte ihnen Musik und Poesie nahe gebracht, und ihr Leben unter den Fahrenden drängte dazu, um Erwerb und Einnahme zu wetteifern. Sie regten die besseren und talentvolleren Spielleute an, auf das Gebiet überzutreten, das bisher die Nachkommen der alten volks-

¹⁾ Statut. synod. episc. Leod. 1287, c. 12, 5. Concil. Salisburg. 1291, c. 3. 1310. §. 3. Vesont. conc. 1480, c. 6.

²⁾ Diez, Leben der Troubadours, S. 333.

³⁾ Die Limburger Chronik (Deutsche Chroniken [Mon. G. H.] IV. 93, 28) berichtet, dass bei dem Frankfurter Reichstag vom Mai 1397 waren funftheilp hondert farender lude, so spellude, pifer, dromper, sprecher und farender scholer.

thümlichen Dichter und Erzähler allein behauptet hatten, und diese gebildetere Schicht löste sich mehr oder minder von den blossen Musikanten, den Gauklern, Tänzern und Possenreissern und schloss sich der Litteratur an. Sie wurden die Verbreiter beliebter Erzählungen und Lieder, sie sammelten sich einen Schatz davon, sie versuchten sich, wenn ihre Fähigkeit dazu ausreichte, selbst im Erfinden nach dem Muster der Zeit. Ihre musikalische Fertigkeit war eine gute Zugabe. Manche mögen zu den ritterlichen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts als Verbreiter ihrer Dichtungen, als Boten auch, in ein dienendes Verhältniss getreten sein. Mit ihrer wachsenden Bildung wuchs ihre gute Sitte und sie erhielten Zutritt in die gute Gesellschaft, wurden an grösseren und kleineren Höfen als Unterhalter, als Sprachmeister und selbst als Lehrer feinen Anstandes (der moraliteit) gesucht und manche wurden so angesehen, dass sie wie andere Hofleute selbst in königlichen Urkunden als Zeugen bei Rechtsgeschäften herbeigezogen wurden. So zeugt ein Rupertus als Spielmann des Königs (*joculator regis*) in einer Urkunde König Heinrichs VI. von 1189 (Toeche, Heinrich VI., S. 504); andere *cytharistae*, *histriones*, *joculatores*, *vigellatores*, *spilarii* erscheinen in andern Urkunden des 12. bis 14. Jahrhunderts als Zeugen¹⁾.

Auch in Frankreich wurden die *bouffons* von den *jongleurs* getrennt; auf Antrag des Troubadour Giraut Riquier bestätigte König Alfons X. von Kastilien 1275 diese Scheidung. Die *bouffons* waren hiernach die gemeinen Kerle, welche Affen, Hunde, Böcke und Vögel Kunststücke machen lassen, welche fiedeln und blasen und ihre Zuhörer auf den Strassen finden. Die *Jongleurs* dagegen sind Künstler auf ihren Instrumenten und begleiten die Lieder anderer oder tragen selbst Lieder und Erzählungen vor, welche die Troubadours verfasst und componirt hatten. Ihre äussere Bildung gab ihnen Zutritt in die vornehmsten Häuser.

¹⁾ Emmeran. Schenkungsbuch Nr. 252. 254. Scherer, Spervogel, S. 12. Schönach in Haupts Z. f. d. A. XXXI, 173 ff.

Von der Menge der Fahrenden entwirft ein deutscher Dichter aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der Kanzler, eine böse Schilderung (MSH. II, 290^a). Der erste lebe von Betrug, der zweite vom Spiel, der dritte lüge sich an den Höfen herum, der vierte sei ein Seiltänzer, der fünfte spiele den Narren, der sechste lebe vom spotten und schelten, der siebente handle mit alten Kleidern, der achte sammle Federn, der neunte thue Botendienste, der zehnte lebe von der Lüderlichkeit seines Weibes, seiner Tochter oder Magd. Man kann sich nichts widerlicheres denken als diese entsittlichten, hungernden und lungernden Banden, welche zu Hunderten durch das Land streiften, wo nur ein Hoffest, ein Turnier, ein Brautlauf aufstieg, den Raben gleich sich sammelten, auf den Strassen und in den Herbergen reiche Reisende¹⁾ anbettelten und ihre stets zugreifende Hand fordernd hinhielten. Scharen von fahrenden Leuten begleiteten auch die Kreuzfahrer nach Asien; hier lernten sie mancherlei zu, denn bei den Morgenländern waren Gaukler seit sehr alter Zeit zu finden, die viel wunderbares den abendländischen Spielern zeigen konnten. Die christlichen Ritter waren gegen diese heidnischen Künstler und namentlich gegen die jungen Künstlerinnen nicht unempfindlich, und Kaiser Friedrich II. nahm sogar ein Paar sarazenische Spielweiber mit nach Europa, die er später durch andere ersetzt zu haben scheint, denn noch 1244 ergötzte er Richard von Cornwall bei einem Besuche durch die Tänze und Künste zweier sarazenischer Mädchen. Sie fuhren singend und mit pantomimischen Bewegungen und Cymbel schlagend auf Kugeln an dem glatten Fussboden herum²⁾. Während seines Aufenthaltes in Syrien unterhielt er einmal (1229) Sarazenen, die bei ihm assen, durch die Künste christlicher Spielweiber, was ihm von den

¹⁾ Interessante Beweise geben die Reiserechnungen des Bischofs Wolfger von Passau (herausg. von J. Zingerle, Heilbronn 1877) und die archivalischen Rechnungsauszüge von L. Schönach in Z. f. d. A. XXXI, 173—185.

²⁾ Dass die *spilwip* besonders als Tänzerinnen auftraten, zeigen Fundgr. I. 136, 35. 138, 34 ff. Osw. 989.

orthodoxen Christen nicht wenig übel genommen wurde¹⁾. Genug, wir sehen die Kreuzzüge auch von Einfluss auf die Spielleute, und die Stellung der Spielweiber zu den vornehmen Kreisen wird zugleich klarer. In dem Gedicht Reinbots von Durne vom H. Georg ist ein Spielmädchen in der Umgebung einer Königin und trägt zur Geige ein Lied vor (2477 ff.). Ein andres finden wir nach dem Rosengarten (C. 999 ff.) in Kriemhiltis Hofstaat als Rottenspielerin; das sind, wenn auch Gedichten entlehnte, doch sichere Belege, dass artige, künstlerisch ausgebildete und gesittete Spielweiber sich über die Menge ihrer Genossinnen erhuben und in der hohen Gesellschaft, auch bei den Damen, wohlgelitten waren.

Freilich waren es immer persönliche Ausnahmen, ebenso wie bei den männlichen Spielleuten. Auf dem ganzen fahrenden Volke blieb dunkler Schatten, ererbte und verdiente Verachtung, und daraus folgte wieder ihre tiefe Stellung im Rechte. Die Germanen rechneten es für Schande, dass jemand käuflich sei mit Leib und Meinung²⁾; ein solcher ward denen gleichgesetzt, welche eigenwillig die Freiheit mit Unfreiheit vertauschten; er hatte kein persönliches Recht und keine Forderung an Busse. Der Klopffechter, der sein Leben gegen Bezahlung in fremden Dienst stellte, konnte nach dem altfriesischen Rechte (l. Fris. V, 1) straflos erschlagen werden. Der Sachsenspiegel gewährte den Spielleuten und denen, die sich zu eigen gaben, nur eine Scheinbusse, nämlich den Schatten eines Mannes; den Kämpen und ihren Kindern nur den Glanz, den ein blinkender Schild gegen die Sonne wirft (Sachsensp. III, 45, 9)³⁾. Die schwedisch-gotländischen Rechte

¹⁾ Math. Paris II, 361. 569. Über Friedrichs II. Vorliebe für die Fahrenden vgl. auch Cento novelle antiche, Nr. XI. Über Manfreds von Sicilien Treiben mit seinen Geigern Ottokars Reimchr. 280ff.

²⁾ Das ist der Sinn von *got umb ère nemen* (wörtlich Geld für Lobsprüche nehmen), wie Haupt zu Erek 2167 gegenüber der gewöhnlichen, u. a. von W. Grimm über Freidank, S. 64, vertretenen Auslegung: Ehré für Gewinn aufgeben, ausgeführt hat.

³⁾ Sachsensp. I. 38, 1 werden die Spielleute mit den Kämpen, den unehelich geborenen und Verbrechern, die ihre Schuld gebüsst haben, für rechtlos erklärt.

gestatteten den Erben eines erschlagenen Spielmannes alsdann die volle Busse, wenn er es vermochte, eine junge ungezähmte Kuh, die einen Hügel hinunter gepeitscht wird, mit fettigem Handschuh am Schweife zurückzuhalten¹⁾. Der Schwabenspiegel (Landr. 15, 41) enterbte den Sohn, der gegen seines Vaters Willen Spielmann ward und erklärte die Spielleute für rechtlos; die Stadtrechte verweigerten ihnen den Zutritt zur Stadtgemeinde oder zwangen sie zu öffentlichen Arbeiten, und die Landfrieden schlossen sie aus und legten sie friedlos²⁾. Die Kirche hatte sich seit früher Zeit gegen sie erklärt und behandelte sie als Abgefallene³⁾; nur selten war ihnen der Zutritt zum Sacrament des Altars gestattet.

Was ihre Tracht betrifft, so lassen die Bilder der Manesischen Liederhandschrift (Taf. 3, 5, 22, 43 v. d. Hagens) allerdings keinen Unterschied von der Tracht anderer Personen an Gewand wie an Haar und Bart erkennen und einige andere Bilder in Handschriften späterer Zeit stimmen dazu⁴⁾. Allein Rudolf Glaber erzählt bei der Hochzeit König Roberts von Frankreich mit Constanze von Aquitanien im Jahre 1000 von dem Zusammenfluss der Spielleute namentlich aus der Auvergne und Gascogne und sagt dabei ausdrücklich, dass sie kurzhaarig und bartlos nach Art der Histrionen⁵⁾ gingen. Auf den Bildern der Heidelberger Sachsenspiegelhandschrift (herausgegeben von Kopp) ist diese Kurzhaarigkeit bei dem Kämpfen deutlich, zugleich mit auffallender Kürze des Rockes. Der Spielmann dagegen hat langes Haar, aber einen Rock, der unten tief zerschnitten ist. Die fahrenden Kleriker, die loterphafen, latinisirt lotrici, liessen absichtlich ihr Haar lang wachsen in bewusster Verleugnung der geistlichen Kopftracht.

¹⁾ Vestgötal. 1. Lekarr. Ostgötal. drapab. 18, 1. Vgl. Grimm, Rechtsalterth. 678.

²⁾ Bayr. Landfr. v. 1244 c. 61, v. 1255 c. 50. v. 1281 c. 56. Rudolf I. Landfr. v. 1287 c. 48.

³⁾ Es genüge auf Bertholds Pred. I. 155, 17 ff. zu verweisen.

⁴⁾ Vogt, Leben und Dichten der Spielleute, S. 30.

⁵⁾ a medio capitis nudati, histrionum more barbis tonsi — Du Chesne, Histor. Francor. script. IV, 38.

Sie wurden daher auch stehend als die loterphafen mit dem langen häre (*lotrici et vagi scolares cum longa coma*) in den polizeilichen und kirchlichen Erlassen bezeichnet¹⁾.

In Frankreich putzten sich die Jongleurs im 12. und 13. Jahrhundert möglichst auf, liebten es, in seidenen Gewändern zu gehn, die phantastisch mit allerlei Knoten besetzt waren, und trugen auf dem Kopfe einen schwankenden Schmuck von Pfauenfedern²⁾. Man wird nicht bezweifeln, dass die deutschen Spielleute sich ebenso aufputzten. Gemeine Komödianten und Seiltänzer suchen ja noch heute durch auffallende Tracht die Augen auf sich zu ziehen, die Menge zu locken. Die neumodische Kleidung seiner Zeit tadelt der österreichische Dichter Konrad von Haslau (Jüngling 690 ff.) als unanständig für ehrbare Leute und nur für loter passend.

Auf den Wegscheiden, auf dem Dorfanger, auf Markt- und Turnierplätzen, unter freiem Himmel überhaupt machte der grösste Theil der armen diet, wie das dürftige, allzeit gabengierige Volk der Fahrenden und Gehrenden sich nannte, seine Kunststücke, spielte seine Weisen und sang und sagte, was unterhielt. Nur der kleinere Theil fand, wie wir schon bemerkten, in die Höfe und Burgen Zutritt. Das ganze Leben bewegte sich im Mittelalter weit mehr im Freien als heute. War auch der Gottesdienst seit Einführung des Christenthums mit seinen Hauptacten in die Kirchen verlegt worden, so blieb doch auch jetzt noch mancher Nebenact unter dem Himmelszelt, und ausserdem war das Recht- und Gemeinwesen noch nicht in die Schreibstuben eingesperrt worden. Unter freiem Himmel wählten noch die Fürsten im Angesicht des zusammenströmenden Volkes den deutschen König. Auf

¹⁾ Bayr. Landfr. v. 1244, c. 61. *clerici tonsuram laycalem deferentes*, Bayr. Landfr. v. 1255, c. 50. loterphafen mit dem langen häre, Berthold, Pr. I. 114, 19. Buch der Rügen bei Haupt Z. 2, 30. 68.

²⁾ Fauriel, Hist. de la poesie provençale 3, 242. — Auf dem Fries der abgebrochenen Kirche von Marienhaf in Ostfriesland (Die Kirche zu Marienhaf, Emden 1845) befand sich auch ein Bild, halb erhaben in Sandstein gemeisselt, das eine Gaukler- und Spielmannsscene darzustellen scheint. Der Kopfputz, den zwei Männer tragen, sieht wie ein Federschmuck aus (Taf. 6, 3).

dem Kaiserstuhl unter dem Laubdache, weithin ins Land blickend, hegte noch ab und zu der Herrscher des Reiches das Recht. Unter der Linde stund noch auf zahllosen uralten Dingstätten der Steintisch, dran die Schöffen das Urtheil fanden unter Vorsitz des Grafen oder des Richters.

Aus der heidnischen Zeit aber wogte noch eine Fülle religiöser Gebräuche durch das Jahr, welche an das Leben in und mit der Natur sich anknüpften. Der Gottesdienst unserer Heidenzeit ist im wesentlichen ein Naturdienst gewesen, denn die Götter waren die ins grosse gefassten Verkörperungen der Erscheinungen des Naturlebens. Durch den Wechsel des Jahres zogen sich die Naturfeste. Der Sommer in seiner Höhe, die Ernte, der Winter als Vorbereitung des Frühlings und dieser selbst, der grünhaarige Knabe mit den Veilchenaugen, wurden jubelnd begrüsst und den treuen Gottheiten Dank dafür geweiht und neue Bitte angeknüpft. Es waren für jung und alt, reich und arm, Mann und Weib Feste, welche als goldener Rahmen sich um die Zeiten des Jahres spannten und sie erhellten.

Die heiterste Zeit war der Lenz¹⁾. Schon zur Winter Sonnenwende ward ein grosses Opferfest gefeiert; die hohen Götter wurden durch allerlei Umzüge, die von Lied und Reigen begleitet waren, geehrt und neben dem Dank für die alten Gaben wurden sie um Gedeihen des neuen Jahres gebeten. Nach wenigen Wochen waren neue Festtage; mit grünen, geschmückten Tannenreisern hielt man Umzüge und sang den Göttern Lieder; oder es ward ein Wettkampf zwischen Winter und Sommer veranstaltet. Der Winter trat auf in Moos und Stroh oder in Pelz verummt, der Sommer in Epheu und weisse Gewänder gekleidet und unter Zurufen des Volkes begannen sie einen Streitgesang oder einen Zweikampf, der mit des Winters Niederlage endete. Da nahte der Frühling wirklich, und zu Ehren der Gottheit, die über den

¹⁾ J. Grimm, Deutsche Mythologie, Cap. XXIV. W. Mannhardt, Der Baumeultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, Berlin 1875, Cap. 3—7.

Winter gesiegt hatte, loderten Feuer auf den Hügeln und der Haide, fröhliche Gesänge erschallten, Reigen zogen sich um die heilige Flamme und die ersten Frühlingsblumen wurden geopfert.

Die Welt galt zu dieser Zeit für reiner; heiliges Feuer wurde neu entzündet, das Wasser hatte besondere Kräfte und die Erde grünte und blühte zur frischen Lust. Frohlockend ward jedes Zeichen des neuen Lebens begrüßt: wer das erste Veilchen fand, verkündete es den Nachbarn und alles zog zu der Stelle, wo der freundliche Frühlingsbote blühte. Das Blümchen ward auf eine Stange gesteckt, die auf dem Tanzplatze befestigt wurde und mit Gesang und Tanz drehte sich die Menge darum. Die erste Schwalbe, der erste Storch, der erste Maikäfer wurden öffentlich begrüßt. Der Vogelsang nahm die Winterschwere und Sorge von den Herzen. Wie die Erde zum Himmel aufjauchzt, der die Nebelkappe abgestreift hat und ihr freundlich und lockend gleich einem Bräutigam die Arme entgegenbreitet, so jubelte auch das Volk auf, und Anger und Strassen wurden voll Menschen am Feierabend und am Ruhetage. Kam dann der Mai und nahte Pfingsten, das liebliche Fest, war der fahle Wald grün geworden und stritten die Blumen mit dem Grase, wer von ihnen länger sei, schlugen die Nachtigallen, Finken und Amseln, da brach der Strom der Lust immer unaufhaltsamer hervor. Strassen, Brunnen und Thüren wurden durch die weissen Stämme der zartbelaubten Birken und durch duftige Kräuter in anmuthige Baumgänge verwandelt; die Burschen schmückten mit den schönsten Bäumchen das Haus der Geliebten, pflanzten einen Maienast auf des Daches First und in lustiger grüner Verkleidung durchzogen sie die Dörfer. Mancher Brauch wäre hier zu berichten, denn kein Land, kein Dorf war so nüchtern, dass es nicht zu dieser Zeit ein Zeichen der Freude gegeben hätte. Verkleidungen in Laub und Blumen, das Aufsuchen eines geschmückten Paares im Walde und ihr heiterer Einzug im Dorfe, Verfolgungen in Moos gekleideter und ähnliches finden sich in mannigfacher Abwechslung. Der Einzug der Sommergottheiten und die Ver-

treibung der letzten Nachzügler des Winters sind der Kern dieser Bräuche.

Der Sommer schritt vor und die Sonne kam auf die höchste Stelle, von wo sie zum Abstieg sich langsam wendet. Der längste Tag glänzte über der Erde und in seiner späten Dämmerung blitzten erst in den Thälern, dann auf den Hügeln und zuletzt auf den Bergespipfeln Feuer auf; muntere Scharen sammelten sich darum und jauchzten mit Lied, Reigen und Scherz dem frühen Morgen zu. Wer gleich mir Johannisabenderinnerungen hat, wird ihrer tief poetischen Stimmung stets eingedenk sein, mögen auch die Jahre der Kindheit längst vergangen sein. Ich sehe das schöne Thal meiner schlesischen Heimat mit dem prächtigen dunkeln Gebirgszuge gen Mittag, im Norden die Höhen des Zobten, Geiersberg und Költchen, gegen Osten eine liebliche Hügelkette, nach Westen über dem Thalrande der Peile hinter dem hohen Thurme von Schweidnitz die drei Berge von Striegau und die nieder-schlesische Ferne. Wenn der Abend kam, strömten wir hinaus auf die Schanzen, welche im dreissigjährigen Kriege aufgeworfen wurden und nun als aussichtsreiche Spaziergänge das freundliche Reichenbach umgürten. Zu den Füßen der Stadt dehnt sich die meilenlange Dörferkette, darüber hinaus steigt rasch ein fruchtbares Feld zu dem waldigen Eulengebirge auf. Wir schauten und lugten um die Wette, wer das erste Johannistagsfeuer (Johanstigfoierla) erblickte. Und sieh! da glänzte auf den Feldern von Langenbielau eins, dort eins hinter Peilau, dort bei Peterswalde, dort bei Habendorf, darunter auf dem Herrleberge, wo die neckischen zwergenhaften Herrlein wohnten, da auf dem Zobten, wohin sie gezogen sind; und nun tauchten sie auf gegen Freiburg hin und südwärts bei Silberberg. Mehr und mehr stiegen sie in die Höhe, einzeln und in Haufen; endlich loderten auf der hohen Eule und der Sonnenkoppe Holzstösse empor, so dass schliesslich Thal und Berge mit ihnen bedeckt waren. Von dem Passe bei Warta bis über Hohenfriedeberg hinaus flammte das Gebirge, und der Zobten gab der Ebene das Zeichen, dass die Berge heute ihren Fackeltanz hielten. Spät kehrte die schauende

Menge in die Häuser zurück, am ungernsten schieden wir Kinder. Wir konnten uns nicht satt sehen und träumten die ganze Nacht von den Freuden des Johannisabends. Wir beneideten die Jungen, welche lange Wochen vorher von Haus zu Haus alte Besen bettelten, dass sie an diesem Abend sich solche Lust machen durften. Sehnsüchtig schauten wir nach den Plätzen, wo sie mit den pechgetränkten Hexenpferden gaukelten, und schrien laut auf, wenn der verglühende Stumpf in die Höhe geschleudert ward. Es ist noch heute so das schlesische Gebirge entlang, wie in meiner Kindheit. Alle Polizeigebote haben die alte Johannisabendlust, die heidnisch-religiöse Feier der Sommersonnenwende nicht unterdrücken können, und wie in dem deutschen Grenzlande blieb es auch in manchen anderen Landschaften des deutschen Volkes.

Die Häuser wurden mit Blumen geschmückt, die Strassen und Brunnen bekränzt und die geheimnisvolle Johannisnacht hörte die sehnsüchtige, unter bedeutungsvollem Gebrauch gethane Frage manches Mädchens nach dem künftigen Gatten und dem Tage des Brautkranzes. Mancher festliche Brauch schliesst sich an diesen Tag bis zur Ernte; es sind lebendige poetische Spiele in Wald und Feld und auf dem Wasser¹⁾, welche die Gabe unseres Volkes bezeugen können, das Leben der Natur mit sinnvoller Sitte zu begleiten.

Dann naht die Ernte, und wenn die letzten Garben fallen, wird der Gottheit, die gnädig darüber gewaltet hatte, Dankgebet und Opfer gebracht. Aufzüge mancher Art, in denen Wodans Schimmel und Donars Bär noch erscheinen, fehlen dabei nicht. Aber die Lust muss sich zuletzt aus dem Freien in die enge Stube zurückziehen; die Haide wird braun und gelb, die Vögel schweigen und ziehen fort, es wird kalt und finster. Die Zeit kommt, dass die Hausfrau den Flachs vertheilt und die Mägde und Knechte um den Rocken sitzen. Da pocht es an das Fenster und die alte Göttin des Hauses und der Erde schaut herein. Den fleissigen lobt sie, dem

¹⁾ Über letztere Emil Sommer, Sagen aus Sachsen u. Thüringen, Halle 1846, S. 157—161.

faulen droht sie, und wenn sie fort ist, dreht sich an dem Faden des Flachses die Erzählung. Dann kommen auch andere Besucher: der heilige Martin erscheint statt Wodans auf dem Schimmel, Bischof Nikolaus beschenkt die Kinder, der alte Josef poltert und der Ruprecht, Maria mit dem Christkind, Petrus folgt und der Erzengel Gabriel mit den drei Königen aus dem Morgenland¹⁾. Das Volk spielt alte und neue Geschichte, und mischt heidnisches und christliches, heiliges und profanes.

Es ist noch hier und da geblieben, wie ich geschildert habe, das Bild ist aus noch bestehenden Gebräuchen entworfen. Die Theilnahme an diesem Leben ist aber jetzt beschränkter. Viele der alten Gebräuche sind durch die Veränderungen in dem Wirtschaftsleben des Volkes erloschen; der alte Bauernstand löst sich auf; die Industrie und die Politik vernichten das alte Leben des Landvolkes. Das alte Band, das den Landmann mit der Natur verknüpfte, ist längst morsch geworden; er sieht Wald, Flur, Berg und Wasser nur als ein nutzbares Capital an. Die Kinder gehn wohl noch Veilchen suchen, aber sie wissen längst, dass es Leute gibt, welche sie kaufen, und der Herr Gutsbesitzer oder Oekonom würde es für närrisch halten, um solch ein Blümchen zu tanzen. Jene Lust, die so voll und frisch im altherkömmlichen Tanze und Ballspiele zu hohen Zeiten wogte, rinnt nur noch sehr vereinzelt, z. B. in den Pfingsttänzen, die sich hier und da, unter andern in Thüringen, erhalten haben. Mitten im Dorfe steht die Linde; da sammelt sich alt und jung an den Pfingsttagen und der fröhliche Tanz dreht sich ringsum. Nahen sich fremde Wanderer, so werden sie freundlich von den Burschen mit einem Willkommtrunk eingeladen und sie müssen mit den Mädchen tanzen. Nur da, wo sich noch ein echtes Bauernland erhalten hat, besteht auch noch alter Festbrauch der Vorzeit.

Der Tanz nimmt unter den geselligen Freuden des Mittelalters eine ebenso bedeutende Stelle ein als unter den

¹⁾ Weinhold, Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien, Grätz 1853, S. 4—44.

heutigen. Je höher in das Alterthum wir ihn aber verfolgen, um so bedeutsamer zeigt er sich, denn er tritt, von dem Gesange der Menge getragen, besonders bei den heiligen Handlungen als nothwendiger Theil des ganzen Festes auf.

Der älteste germanische Tanz, von dem wir lesen (Tacit. Germ. 24), ist der Schwerttanz nackter deutscher Jünglinge, der mit religiösem Cult, wahrscheinlich einem Feste des Kriegs- und Himmelsgottes, verbunden sein mochte, denn gleich den Wettspielen ist der Tanz der Menge ein stehnder Theil auch der germanischen religiösen Feste gewesen. Von dem 15. bis zum 19. Jahrhunderte ist in deutschen Städten und auch unter dem Landvolk ein Schwerttanz nachgewiesen worden¹⁾, der in allerlei künstlichen Windungen unter Instrumentalmusik, selten aber zum Gesang sich bewegte und in dem wir den Ausläufer jenes altgermanischen Tanzes sehen dürfen.

Im gotischen finden sich die beiden Zeitworte *laikan* und *plinsjan* für tanzen. Das erste bezeichnet, wie aus den andern Bedeutungen dieses Verbums (ags. *lācan*, altn. *leika*) und dem Substantiv *laiks* (ahd. und mhd. *leich*, ags. *lāc*, altn. *leikr*) erhellt, einen bewegten springenden, von Musik begleiteten Tanz der Menge; das andere Wort ist dem slavischen entlehnt und benennt wohl eine den Slaven abgesehene Tanzart²⁾. In der althochdeutschen Periode unserer Sprache hat das Zeitwort *laichan* für tanzen gewiss bestanden, wenn die Litteraturdenkmäler es auch nicht bieten; denn es findet sich noch mittelhochdeutsch *leichen* in der Bedeutung hüpfen. Vor allem aber lebte das Substantiv *leich* (m.) zur Bezeichnung des chorischen, von Musik geleiteten Reigen und einer Gedichtart, die aus der Wortbegleitung dieser Musik

¹⁾ Müllenhoff in den Festgaben für G. Homeyer, Berlin 1871, S. 109 ff., und in Haupts Z. f. d. A. XVIII, 9 ff. XX, 10 ff. Ferner J. Ammann, Z. f. d. A. XXXIV, 178—210. Bächtold, Gesch. der deutschen Litteratur in der Schweiz, 2. Abth., S. 64.

²⁾ altsl. *plęsati*, Miklosich rad. l. slov. 65. — slov.-böhm. *plesati*, poln. *pląsać* tanzen, springen. Umgekehrt hatten die Slaven *lik*, χορός, *likovati* χορεύειν dem Germanischen entlehnt.

entstanden war. Ausser leichan finden wir tûmôn, das ein kreisförmig sich bewegendes tanzen bezeichnete, sowie dinsan und dansôn das Hin- und Herziehen der Paare¹⁾. Denn aus dem Stamme dieser letzten Zeitworte ist das romanische danse (ital. danza) gebildet, welches die Deutschen seit Ende des 12. Jahrhunderts samt dem Zeitworte tanzen von den französischen Nachbarn zurücknahmen. Tanzen und reien (ein Wort, das althochdeutsch noch nicht erscheint) bezeichnen in der mittelhochdeutschen Periode die beiden Hauptarten des Tanzes: den ruhigen getretenen Tanz (frz. carole) und den lebhaften gesprungenen Reien (frz. espringale).

Bei der Unsicherheit und Dürftigkeit der andern Angaben wird die Beschreibung eines Tanzes in dem lateinischen Gedichte von Rudlieb wichtig, das in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts gehört. Ein Jüngling und ein Mädchen tanzen miteinander; er bewegt sich einem Falken gleich im Kreise und sie wie eine verfolgte Schwalbe. Nähern sie sich, so geschieht es nur, um rasch bei einander vorbei zu fahren; sie schwimmt gleichsam in der Luft, er bewegt sich rascher und heftiger, und mit Händen und Füßen begleiten sie die Melodie des Harfenspiels (Rudl. IX, 45—55). Ungefähr in gleicher Weise waren manche Arten der französischen Rundtänze. Im Roman von der Rose (763 ff.) wird eine carole beschrieben, welche zwei Mädchen tanzen, und die fast dem Rudliebschen Tanze gleich ist. Sie eilen sich zierlich entgegen, neigen sich, wenn sie einander nahe kommen, eng zusammen, fahren aber rasch wieder hinweg und entfernen sich dann um so weiter von einander. Auch die Bilder zu Heinrich von Stretelingen in der Manessischen und der Naglerschen Liederhandschrift weisen auf ein anmuthiges Geberdenspiel und einen Figurenreichthum bei dem Tanze hin.

Durch die Schilderungen in den epischen Gedichten, sowie durch die Tanzlieder und die höfische Dorfpoesie des

¹⁾ *die tenzer ziehent und tenent den tanz* Wackernagel, Altd. Predigten, S. 259. Das seltene ahd. salzôn, ags. sealtjan, ist Entlehnung aus lat. saltare.

13. Jahrhunderts wird uns auf den Tanz an der Höhe des Mittelalters ein ziemlich heller Blick gegönnt. Wir sehen daraus, dass der ruhigere, bloss getretene oder gegangene Tanz (in Art der Polonaise) der vorzugsweis höfische war. Es wurde eine Reihe gebildet, jeder Mann nahm eine Frau oder auch zwei bei der Hand¹⁾ und unter dem Saitenspiele des vorausschreitenden Spielmanns und unter Gesang hielten die Tänzer mit schleifenden leisen Schritten ihre Umgänge²⁾. Ein ander Mal ward ein Rundtanz gemacht; die Gesellschaft schloss einen Kreis und mit sanfter Bewegung gingen sie singend in der Runde herum, indem der Inhalt des Gesanges durch Mienenspiel und einfache Bewegungen äusserlich dargestellt wurde. Bei der Besprechung der Vermählungsfeierlichkeiten sind schon solche Kreistänze erwähnt worden, welche die Feier des Verlöbnisses nachbildeten. Gerade diese halbdramatische, vom Lied begleitete Gattung der Rundtänze oder Ringelreien war sehr mannigfach und hat sich im Volke und bei den Kindern selbst bis heute erhalten.

Am einfachsten waren Tänze, wie sie auf den Faeröern bis in die neueste Zeit von dem ganzen Volke getanz wurden. Männer und Frauen bildeten eine einzige lange Reihe; sie bewegten sich drei Schritte nach vorn oder drei Schritte zur Seite, blieben dann, sich hin- und herbiegend, eine kurze Weile stehn und machten wieder drei Schritte zurück. Die ganze

¹⁾ Pleier beschreibt im Garel 4865 ff. einen Tanz. Zwei Ritter werden von dem Wirt zu der vornehmsten Dame, seiner Schwester, geführt, sie nehmen sie in die Mitte und gehen den übrigen Paaren voran, in denen immer zwei Damen einen Ritter zwischen sich haben.

²⁾ *schöne umbeslifen* MSH. 1, 201^a. *dô man die tenze sleif* Nith. 52, 9. *uf den zehen slichents hin nâch dem niuwenhofesite* MSH. 3, 196^a. *swer niht tritel treten kan als zuo einer henne ein han — zippelzehen, schocken dar, strichen mit den versen*, MSH. 3, 383^b. *zippelzehen hüpfen nâch der gigen, wandelieren hin und her* MSH. 3, 280^b. — Vgl. Parz. 639, 23. Helmbr. 98. 940. Heinr. Trist. 618. Garel 4865. Tandareis 1095. MSH. 1, 141^b. Zu den ältesten Runkelsteiner Bildern gehört die Darstellung eines solchen Tanzes, Taf. 20 des Seelos-Zingerleschen Werkes. Vgl. auch das Bild zu Hildbold v. Schwangau in der Manessischen Liederhandschr., v. d. Hagen Bilders., Taf. 22.

Reihe singt dazu Lieder, welche von entsprechenden Geberden begleitet werden. Dieser Tanz scheint im ganzen Norden verbreitet gewesen zu sein; er war recht eigentlich ein getretener Tanz¹⁾. Die ruhigeren Tänze fehlten auch dem fröhlichen Leben der oberdeutschen Bauern des 13. Jahrhunderts nicht; sie wurden durch die Einwirkung der höfischen Rundtänze unterstützt und gegen die im ganzen bei dem Landvolke beliebteren wilderen Springtänze aufrecht gehalten. Sie sind aber mehr zur Winterszeit in den Stuben getanzt worden²⁾. Unter den umgehenden Tänzen der Bauern scheint die Stadelweise beliebt und von sanftem, sittigem Charakter³⁾; auch fremdländisch klingende Namen treten auf, wie der Ridewanz, der Firggandray⁴⁾, der Mürmum, der Trypotey. Die östlichen Nachbarn mögen ebenso auf die Tänze gewirkt haben als die westlichen⁵⁾; indessen wollen wir der Fremde auch keinen zu grossen Einfluss einräumen, da fremdklingende entstellte Namen noch kein sicheres Zeugniß des Fremdseins sind und wir aus heutiger Erfahrung wissen, wie reich einzelne germanische Stämme an volkstümlichen Tänzen sind.

1) Vgl. P. E. Müller bei Lyngbye faeröiske quaeder, pp. 8—10. 37.

2) v. Liliencron bei Haupt, Z. VI, 82.

3) MSH. I, 206^b. *diu vil süeze stadelwise kunde starken kumber krenken, eben trätens unde lise*. Dem Namen nach ward sie im Stadel (der Scheune) getanzt. In Unterfranken ist bei Hochzeiten unmittelbar nach der kirchlichen Trauung der Scheuertanz üblich. Von der Kirche begibt sich der Hochzeitzug in eine Scheuer, wo der Schulmeister dem Brautpaar Glück und Segen wünscht (die Scheuerpredigt), dann beginnt der Scheuertanz, den das Brautpaar mit drei Reihen eröffnet. Nach dem Tanz geht es zum Hochzeitmahl: Bavaria IV, 248.

4) *firggandray* Lassb., Ls. II, 385. Haupt, Neith., S. 228, findet darin das Wort *trei*, das als Tanzname in einem unechten Neithartliede (228, 45) vorkommt und wohl auch in den Tanznamen *treiros* und *troialdei* erscheint.

5) Der *ridewanz* (vgl. über ihn MSH. 3, 190^b. 289^b und Haupts Neithart, S. 144) ist nicht mit W. Wackernagel von franz. *rotuenge* (prov. *retroensa*) abzuleiten und mit höf. *rotrawange*, die nur eine Liederart bezeichnen, ohne Bezug auf Tanz, nicht zu vermengen. Wort und Sache scheint aus dem slavischen aufgenommen. *radowa*, *reydowačka* ist ein böhmischer Tanz.

Gerade der höfische Tanz des Mittelalters, der am meisten fremder Mode unterworfen sein konnte, zeigt eine grössere Einförmigkeit als der ländliche, obschon wir bei der Unkenntniss der mittelalterlichen Tanzmelodien kein ganz sicheres Urtheil fällen können. Unter den deutschen Ländern war Thüringen im Anfang des 13. Jahrhunderts als Quelle neuer Tanzweisen berühmt (Parz. 649, 12), was sich aus dem vielbewegten künstlerischen Leben am Hofe zu Eisenach erklärt. Ein seit Ende des 13. Jahrhunderts bis in neuerer Zeit oft genannter beliebter Tanz, der lobetanz, ist aus Hessen, Thüringen, Meissen bezeugt¹⁾.

Die umgehenden Tänze hiessen vorzugsweise Tänze, wogegen die Springtänze (*éspringales*, *éspringeries*) den Namen Reien führten²⁾. Der Tanz ward getreten, der Reie ward gesprungen; der Tanz bewegte sich vorzüglich in geschlossenen Räumen, der Reie ward in sommerlicher Lust meist auf Strassen und dem Anger von dem Landvolke aufgeführt. Instrumentalmusik und Gesang, letzterer als alte beliebte Begleitung, sind beiden gemeinsam; natürlich muss der Takt und die Weise des Reien lebendiger gewesen sein. Den umgehenden Tanz wie den Reien leitete gewöhnlich ein Vorsänger oder eine Vorsängerin, die zugleich die Vortänzer sein mochten. Die Frauen gingen rechts den Männern (Neith. 96, 21) und wurden entweder bei der Hand oder am Ärmel geführt³⁾; herumgetanzt ward nach links⁴⁾.

Bei den bäurischen Reigen wetteiferten die Paare in kunstreichen weiten und hohen Sprüngen. Allem nach zu urtheilen waren diese Springtänze nicht anmuthig: sie werden dem umspringen der Bären und Böcke verglichen⁵⁾, und

¹⁾ Lexer, Mhd. Wb. 1, 1948. Grimm, D. Wb. 6, 1084.

²⁾ Über die Bedeutungen von *tanz* und *reie*, wonach diese Worte verschiedene Tanzarten bezeichnen, zuweilen aber *reie* ohne Gegensatz eine Unterart des Tanzes bedeutet, *tanz* im besonderen endlich der höfische Tanz ist, vgl. v. Liliencron bei Haupt, Z. VI, 79—81.

³⁾ MSH. III, 198^b. 218^b. 256^a. II, 79^b.

⁴⁾ Wackernagel, Altd. Pred., S. 259.

⁵⁾ MSH. III, 198^b. 225^a.

die weibliche Zucht kann nicht gewahrt sein, wenn es dabei von den Frauen heisst, dass sie weiter als eine Klawter sprangen (MSH. 2, 122^b), oder wie ein Vogel in die Höhe flogen, oder höher als ein Hinde hüpfen¹⁾. Der houbetschote (Neith. XXII, 16), bei dem, nach seinem Namen zu schliessen, die Köpfe geschüttelt wurden, war ein solcher Reien. Auf Island hiesse ein ähnlicher Springtanz *faldafeykir*, Tücherschleuderer, weil die Kopftücher der Frauen (*faldar*) dabei herumflogen. Im 14. Jahrhundert wurden die Tänze in Deutschland immer wilder. Der Teichner sagt in einem seiner Gedichte²⁾, dass man früher so getanzt habe, dass man selbst im Reien ein volles Weinglas auf dem Haupte haben tragen können, ohne es zu verschütten. Jetzt sei aber ein so wildes hüpfen Brauch geworden, dass man Mantel, Rock und Gughut dabei verlieren könne. Er selbst erinnere sich noch der Zeit, dass man sanfter den Reien führte, als man jetzt tanzen sehe.

Es war begreiflich, dass die Sittenprediger die alte Abneigung asketischer Geistlicher gegen den Tanz nun stärker zum Ausdruck brachten. Der Tanz galt als Teufelserfindung und als besondere Veranstaltung des Bösen, die Seelen für die Hölle einzufangen. Zwischen dem ummegenden tanz und dem springenden tanz ward dabei kein Unterschied gemacht³⁾: der erste ward als ein Ring oder Cirkel erklärt, des Mittelpunkt der Teufel ist, und der Gesang der Frauenbilde wurde als sehr schädlich dabei ausgedeutet, „denn die bösen Geister helfen diese schamper lieder (schandbaren Lieder) stiften und tichten. Aus dem springenden Tanz kommen fast noch

¹⁾ Ebd. III, 196^a. 228^b.

²⁾ Lassberg, Liedersaal n. 211, 22 ff.

³⁾ Vgl. den Tractat des 15. Jahrh. Was schaden tantzen bringet, in den Altdeutschen Blättern von Haupt und Hoffmann I, 52 ff. Namentlich ward gegen den Tanz an heiligen Tagen geeifert und selbst durch Sagenbildung von der ewigen Bestrafung solch frevelnder Tänzer zu wirken gesucht. Man vergleiche die Sage von den verfluchten Tänzern von Kölbigk (in Grimms Deutschen Sagen, Nr. 232), die an einen wirklichen Vorfall, der sich um 1013 ereignet hat, angeknüpft ist (E. Schröder, Die Tänzer von Kölbigk, in d. Zeitschr. f. Kirchengeschichte XVII, 94—164).

mehr Schäden der Seele. Nur ein Fall sei sündlos: wenn eines in Einfältigkeit und Unschuld tanzt und nichts anders dabei sucht und meint, denn allein dass es spielt und fröhlich tanzt und nicht umsieht nach bösem Werk und Sünde für sich oder andere Leute, und darum nicht weiss, ob etwas böses vom tanzen kommen könne.“

Die städtische Sittenpolizei sah sich namentlich seit dem 15. Jahrhundert veranlasst, die Ausschreitungen bei den Tänzen durch wüstes schreien, schamlose Lieder, durch schwenken und herumwerfen der Weiber und andere rohe oder unzüchtige Geberden unter ihre Strafgewalt zu stellen¹⁾, und die Satiriker des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Brant und Fischart²⁾, fanden in den Springtänzen reichen Anlass zu scharfem Spott. Nicht minder haben die Maler und Zeichner des 15. und 16. Jahrhunderts in ihren zahlreichen Bauerntänzen das tolle, wüste Treiben ironisch behandelt.

Wie unter den umgehenden Tänzen, so treten auch unter den Reien verschiedene Arten auf. Eine Art war der krumme Reie; er wurde gesprungen und gehinkt und scheint sehr wild gewesen zu sein. In einem Tanzliede heisst es: „Da schrieen sie allzugleich nach einem Spielmann: „mach uns den krummen Reien, den man hinken muss. Das gefällt uns allen wohl, und Löchlein ist es, der ihn führen soll!“ Der Spielmann stimmt' die Pauken, die Reifen fest er wand, da nahm sich auch der Löchlein ein Mädchen an die Hand. „O du frecher Spielmann, mach uns den Reien lang! Ju heia, wie er sprang! Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang“³⁾. — Der Hoppaldei mag verwandt

¹⁾ Basler Rechtsqu. I, 130. Baader, Nürnberger Polizeiordnungen 91. Siebenkäs, Materialien I, 172 ff. Michelsen und Asmussen, Archiv I. 1, 108. Schmeller, Bayr. Wb. I², 612. A. Schultz, Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh., S. 492 ff.

²⁾ Brant, Narrenschiff, c. 61 (mit Zarnckes Anm.). Fischart, Gargantua, Cap. 7. 24. Vgl. den Bauerntanz in Wittenweilers Ring, S. 167 ff.

³⁾ MSH. III, 312^b. 249^a. 250^b. 256^a. Neith. 79. 90, 19.

gewesen sein; er war gewiss ein heimischer Tanz¹⁾, der mancherlei Umbildungen fähig war, da neue Hoppaldeiweisen erwähnt werden (MSH. 3, 223^a. 283^b). Aus dem Rufe: Heiähei und hei, der bei dem Hoppaldei ertönte (MSH. 3, 283^b), schliesse ich, dass der Heierleis eine Unterabtheilung des Hoppaldei war²⁾. So wenig man diese Tänze für fremde erklären mag, so wenig auch den Firlei, Firlefei oder Firlefan³⁾. Man muss überhaupt bei der Deutung dieser Tanznamen vorsichtig sein und sie nicht so rasch der Fremde zuschieben. Viele erklären sich durch mundartliche Ausdrücke⁴⁾, viele verdanken ihr

¹⁾ Über die Bildung *aldei* Haupt, Neithart, S. 186. Das Wort gehört zu *hopp* hüpfen. Hoppelrei, Hoppeltanz sind jüngere Namen desselben Reien, Deutsches Wb. IV. 2, 1799. Die Melodie eines Hupfau-Tanzes aus dem 16. Jahrh. bei Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland, Leipz. 1886, Nr. 76. Hoppich ist ein Tanz der Deutschböhmen am Riesengebirge: Schmalfuss, Die Deutschen in Böhmen, S. 77. Hoppelvogel heisst ein schwäbischer Tanz, wobei nach Art der Vögel gehüpft und nach Futter geschrien wird, vgl. auch den *kröenpein* Fastnachtsp. 584, 31. — Auf hüpfenden oder springenden Tanz deutet auch der Name Siebensprung, der im Mittelalter allerdings nicht vorkommt, aber später nicht bloss in Deutschland, sondern auch in Skandinavien und in Frankreich (Sept sauts) beliebt war (Böhme, Gesch. des Tanzes 155—157. Bolte, Jahrb. f. niederd. Sprachforschung XVIII, 16).

²⁾ Noch Geiler v. Kaisersberg kennt den Heigerleis, D. Wb. IV. 2, 814.

³⁾ Firlei, im Renner und Reuaus, Firlefei MSH. III, 252^b. Wolkenst. XIV. 4, 13. Kulmer Recht 86, 39. Tirlefey steht neben Tuteley und dem Spisinger bei Fischart, Geschichtkl., Cap. 8. Die Formen *tirle* und *firle* wechseln auch in dem schles. Namen eines Kinderspielwerkes: Firletanz und Tirletanz. Bei Oswald v. Wolkenstein XXX. 3, 1 und in dem Bergkreyen von der Kirmes der vollen Bauern N. 41 in: Bergkreyen. Zwickau 1533 (Uhland, Volksl. 245, 7) wird der Tanz Firlefan^z erwähnt: „*do pfiff er ihr den Firlefan^z wol nach der Dörffer sitten, do tanzten sie den hottostan*“. *fulafranz* MSH. III, 307^b ist verschrieben für *firlafranz*. Das Wort *firle* wird durch die schles. Mundart erklärt, in der *gefirle* und *gefirre* für hurtig, behende gebraucht wird.

⁴⁾ Es ist hier nicht meine Aufgabe, auf die volksthümlichen Tänze der folgenden Jahrhunderte, die zum Theil mit sehr alten Gebräuchen zusammenhängen, einzugehn. Ich verweise im allgemeinen auf Fr. M. Böhme, Gesch. des Tanzes in Deutschland, S. 150—211.

Entstehn kecker Bildungslust; die fremdklingenden Endungen sind aus dem halbkomischen Streben des Landvolkes der höfischen Zeit hervorgegangen, französische oder flämische Formen in seine Rede zu verflechten.

Stehende Begleitung des Tanzes war die Musik. Spielleute spielten dazu auf Harfen und Rotten, später auf Geigen, Pfeifen, Flöten, Zittern, Trommeln oder Tambourins¹⁾, oder, was sehr gewöhnlich war, die Tänzer begleiteten sich selbst durch Gesang²⁾. Wenn auch diese Lieder zuweilen von der ganzen Menge zugleich gesungen wurden, so geschah es doch auch oft, dass ein Vorsänger oder eine Vorsängerin das Lied vortrug und die Menge nur in den Kehrreim einstimmte oder die einzelnen Verse nachsang³⁾. Sehr lehrreich ist auch für den mittelalterlichen Tanz, was Neocorus über die ditmarsischen Tanzlieder mittheilte⁴⁾. Er unterscheidet drei Arten. Erstlich den Biparendanz, den zwei und zwei tanzen, der erst kurz vor 1559 von fremdher eingeführt sei⁵⁾. Auch zu ihm sind sonderliche

¹⁾ Es ist nicht Grosssprecherei des Tannhäusers, wie Wackernagel (Altfranz. Lieder 232) meinte, wenn er von *flöuten* und *sumbern*, von *tamburaeren* und *trumbunaeren* spricht (MSH. 2, 85^a, 89^a). Vgl. nämlich MSH. 1, 201^a, 2, 79^b, 3, 197^b, 269^a, 283^b, 312^b. Rom. de la Rose 748 ff. Auf Holzschnitten des 16. Jahrh. sieht man oft einen Spielmann, der gleichzeitig mit Pfeife und Handtrommel zum Tanze aufspielt.

²⁾ R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen. Nachtrag, S. 10.

³⁾ MSH. 2, 78^a. Rom. de la Rose 748 ff., vgl. F. Wolf Lais 185. Ein altes Beispiel gibt das Tanzlied der verfluchten Tänzer von Kölbigk, von dem die erste Strophe auf Grund des deutschen Berichts von Wilhelm von Malmesbury lateinisch so wiedergegeben wird: *Equitabat Bovo per silvam frondosam, Ducebat sibi Mersuinden formosam. Refr. Quid stamus? cur non imus?* (E. Schröder a. a. O. 127. 151.).

⁴⁾ Chronik des Landes Ditmarschen, herausg. von Dahlmann, I, 177 f.

⁵⁾ In Ulm kam es Ende des 14. Jahrh. auf, dass je zwei und zwei miteinander tanzten; der Rath verbot das 1406 und führte das aneinander (in der Reihe) tanzen wieder ein, bei Strafe von 5 Pfund Heller: Jäger, Ulm 527.

Lieder bräuchlich. Darnach den langen Tanz, worin sich alle Tänzer nach der Reihe anfassen. Er ist zweierlei: erstlich der Trimmekendanz¹⁾, der mit Treten und Handgeberden in besonderer Art getantz ward und nicht mehr sehr gebräuchlich zu Neocorus Zeit war. Bekannte Lieder hierzu waren: Herr Hinrich und sine Brüder alle dre etc. und: Mi boden dre hövische Medlin etc. Der andere lange Tanz ging in Sprüngen und Hüpfen, er war der gewöhnlichste Reigen und ward auf diese Art getantz: Der Vorsinger, der auch wohl einen zu Hilfe nimmt, hat ein Trinkgeschirr in der Hand und hebt den Gesang an. Wenn er einen Vers ausgesungen hat, singt er nicht weiter, sondern der ganze Haufe, der entweder das Lied auch weiss oder genau darauf gemerkt hat, wiederholt den Vers. Darnach hebt der Vorsinger wieder an und singt wieder einen Vers. Wenn solcher-gestalt ein oder zwei Verse gesungen sind, springt einer hervor, der vortanzen und den Tanz führen will, nimmt seinen Hut in die Hand und tanzt gemächlich in dem Zimmer herum und fordert sie damit zum Tanze auf. Danach fassen sie sich nach der Reihe an, indem dabei vornehmen Personen die hohe Hand gelassen wird. Wenn sich nun der Vortänzer nach dem Vorsinger und seinem Gesange richtet, so richten sich die Nachtänzer nach ihrem Führer, dergestalt, dass ein einziger Vortänzer an zweihundert Personen im Reien führen und regieren kann.

Der Inhalt der Tanzlieder war sehr verschieden; wir finden unter ihnen Liebeslieder, historische Gesänge, politische und Rügelieder, Scherz- und Lügenlieder. Die Liebeslieder beginnen meist mit dem Lobe des Frühlings oder Sommers; der Lenz im Herzen und der Lenz in der Welt schlugen zusammen in reizenden Tönen. Auch die Winterlieder, die zum Tanz in den Stuben gesungen wurden, leitet der Ausdruck der Liebesempfindung ein. In der höfischen Dorfpoesie knüpft sich im Sommer-, wie im Winterliede eine kurze Erzählung oder Schilderung an, die im Winterliede satirisch gegen das

¹⁾ Trommeltanz nach der Begleitung mit der Handtrommel.

Treiben der Bauern sich wendet¹⁾. Liebeslieder sind die häufigste und eine sehr begreifliche Begleitung der Tänze, welche eine Quelle so vieler Liebschaften waren. Sie sind natürlich in ihrem Tone sehr verschieden; von schüchternem halb verholnem Preise der Geliebten schreiten sie bis zur offenen Erklärung der Neigung und selbst bis zur kecken Äusserung der letzten Wünsche vor. Neben den lyrischen Ausdruck des Gefühls stellen sich epische Schilderungen einer Liebesbegebenheit, die sich bis zur dramatisch lebendigen Darstellung verschiedener Ereignisse des verliebten Lebens steigern. Ebenso reich ist die Gattung der geschichtlichen Tanzlieder gewesen. Germanische und romanische Völker haben bei den Reigen die alten theuern Erinnerungen an grosse Helden und Fürsten gern belebt und wach erhalten. Wir können daher annehmen, dass die Lieder von den Amelungen und Dietrich von Bern, von dem Drachentödter Siegfried und den Nibelungen und den andern germanischen Heroen in ältester Zeit zu den Tänzen gesungen wurden. Einen lebendigen Beweis dafür geben die alten faeröischen Tanzlieder, unter denen, soweit sie erhalten sind, drei der Siegfriedsage angehören, die noch in neuester Zeit gesungen wurden²⁾. Ebenso dürfen wir, auf andere faeröische Gesänge gestützt, behaupten, dass Lieder aus der Göttersage den Tanz begleiteten. Der Reigen hat, wie wir früher schon hervorhoben, oft zum Cultus gehört und das dazu gesungene Lied konnte je nach dem Zwecke des religiösen Festes den mannigfachsten Inhalt haben. Aber nicht bloss aus weiter Vergangenheit waren die Lieder ererbt. Was grosses oder auffallendes, ernstes oder heiteres sich ereignete, erweckte in der Vorzeit rasch ein Lied. Preis und Vorwurf, Lob und Schelte wurden in singbare Verse gesetzt und diese dort vor allem gesungen, wo die Menge der Hörer sich sammelte, das gehörte empfänglich nachsang und mit Geberdenspiel zum Reigen als Begleitung benutzte. Ein Tanzleich des Tann-

¹⁾ v. Liliencron in Haupts Z. f. d. A. VI, 79 ff. 94 ff.

²⁾ Lyngbye, Faeröiske quæder om Sigurd Fofnersbane og hans æt. Randers 1822. Sjurdar quædi ved Hammershaimb. Kjöbenhavn 1851. Faeröiske Quæder 1855.

häuser (MSH. II, 81) singt in seinem ersten Theil das Lob Herzog Friedrichs des Streitbaren von Österreich, anknüpfend an die Maienlust, und geht von dem Ruhme des Fürsten dann plötzlich in eine lebendige Aufforderung zum Tanze und zum Genuss des Lebens über.

Wir wissen, dass die Ditmarschen die Lieder, welche sie in ihren Fehden und Kriegen dichteten, zum Tanze sangen ¹⁾, und würden schon daraus folgern müssen, dass wo sonst in Deutschland historische Gesänge erklangen, sie bei der grössten Lustbarkeit des Volkes, in der sich alles, was die Gemüther bewegte, laut machte, beim Tanze gesungen wurden. An diese geschichtlichen Lieder haben sich diejenigen gereiht, welche ein sagenhaft gewordenes Ereigniss besingen, eine Liebesgeschichte meist, die tragisch endet, oder eine blutig ausgehende Begebenheit voll Kampf und Raub, eine That, in der sich der Mensch über das gewöhnliche erhebt. Der romanische Name der Tanzlieder ²⁾, ballata, Ballade, ist in der englischen Poesie der Gattungsname dieser epischen Volkslieder sagenhaften Stoffes geworden, wegen der alten germanischen und romanischen Verwendung solcher Gesänge zum Tanz.

Mit dem häufig epischen Inhalte des Tanzliedes hängt die Darstellung der Gegenwart und ihrer Sitten, die Schilderung der Ereignisse und Persönlichkeiten des gewöhnlichen Lebens im Tanzliede zusammen, wie dieses namentlich in der höfischen Dorfpoesie zu bemerken ist. Daran knüpft sich die Kritik der bestehenden Zustände, das Klage- und Rügelied. Ein Tanzlied Konrads von Würzburg beklagt den Verfall des geselligen Lebens (MSH. 2, 312—314); Rüge und Spott drang in das Tanzlied tief ein. Noch heute werden auf den Faeröern Spottlieder zum Reigen gedichtet und der Gegenstand derselben muss sie mittanzen. Er wird von zwei starken Männern an den Händen gefasst und ist gezwungen, in dem Reigen

¹⁾ Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. XXXVI.

²⁾ Ferd. Wolf, Über die Lais Leiche und Sequenzen 233.

zu bleiben, bis das Lied zu Ende ist. Hat sich dasselbe des Beifalls erfreut, so wird es in den allgemeinen Gesangsschatz aufgenommen¹⁾. Manch anderer Inhalt noch zeigt sich in diesen Gesängen; auf den Faeröern wurden sogar geistliche Lieder zum Tanze gesungen und noch in unserem Jahrhundert hielten es dort ältere Geistliche nicht unter ihrer Würde, in der Amtstracht an diesen sehr anständigen und ehrbaren Tänzen theilzunehmen. Wir erinnern uns dabei daran, dass in Deutschland gerade die beliebtesten Volkslieder im 14. und 15. Jahrhunderte mit geistlichen Texten versehen wurden und dass ihre Melodien dadurch sich erhalten haben²⁾.

Die Form der Tanzlieder war gleich ihrem Inhalte mannigfach. Ihre alte Benennung Leich (gotisch laiks), die eine Vereinigung von Harfenspiel, Gesang und Tanz begreift, gibt kund, dass die Worte (der Text) in ihnen in einem untergeordneten Verhältnisse zur Weise (Melodie) und zur Körperbewegung stunden³⁾. Während das Lied aus strenggebauten Versen und gleichmässigen Strophen bestund, bewegte sich der Leich freier, ganz in der Weise der lateinischen kirchlichen Sequenzen⁴⁾. Das Steigen und Fallen der Harfenmelodie, die Bewegungen der durch sie geleiteten tanzenden Menge bedingen die verschiedene Länge und Kürze und den wechselnden Rythmus der Verse wie der Strophen. Die Worte waren nur Begleitung der Weise, um diese dem Munde gerechter zu machen, und sie schmiegt sich derselben an. Die Geschichte des Leiches als poetischer Form gehört nicht hierher; es mag nur erwähnt werden, dass die Kunstdichtung, von der lateinischen Kirchenpoesie zunächst dazu veranlasst, die Form des volkmässigen Leiches aufnahm. Neben religiösen deut-

1) Lyngbye, Faeröiske Quaeder, S. 14.

2) Vgl. das Verzeichniss der weltlichen Melodien, die zu geistlichen Liedern benutzt wurden, bei Fr. Böhme, Altd. Liederbuch, S. 810—820.

3) Über die Leiche Ferd. Wolf, Über die Lais Sequenzen und Leiche, Heidelb. 1841. W. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche, Basel 1846, S. 225 ff. Müllenhoff, De poesi chorica, Kiel 1847.

4) K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters in musikalischer und rhythmischer Beziehung. Rostock 1868.

schen Leichen erscheinen im 9. Jahrhunderte bereits solche mit historischem Inhalt, sowie volksthümliche Schwänke, die nach Art der Sequenzen lateinisch abgefasst wurden. Im 12. Jahrhundert bildeten die ritterlichen Lyriker die Leiche kunstgemäss aus. Sie blieben dem alten Charakter entsprechend Gesänge ohne gleichförmige strophische Abtheilung, ohne gleiche Länge der Verse, in dem Strophen- und Versbau lebhaft abwechselnd. Das Hüpfen und Springen, das bald weite, bald kurze Umherschleifen und Wenden der Tanzenden, das Zaudern und wieder das rasche Bewegen spiegelt sich in dem Baue ab, der seinerseits auf den Inhalt der gesungenen und mit Geberden und Minen begleiteten Sätze wirkte. Der unruhvolle Wechsel in den Leichen der höfischen Lyriker des 13. Jahrhunderts ward durch die Nachbildung der französischen Descorts gesteigert. Der Leich ist die naturgemässe Begleitung der Springtänze. Die ruhigeren umgehenden Tänze verlangten auch ruhigeren Gesang. Sie bewegten sich in Wiederholung derselben Gänge, der Tritt war gleichmässig, sie forderten also auch die Wiederkehr derselben Strophenart und die Gleichmässigkeit des Versbaues. Das Lied gehörte recht eigentlich zu dem Tanze, der Leich zu dem Reigen.

Mit dem Tanze verbanden sich oft noch Spiele. In den Ringelreihen der Kinder haben sich diese vom Liede begleiteten alten Spieltänze bis heute erhalten¹⁾. Gern wurde das Ballspiel in den Tanz eingeflochten. Das Ball- und Kugelspiel war eine im Mittelalter sehr beliebte Unterhaltung; es übte die körperliche Gewandtheit, forderte Sicherheit des Auges und der Hand und hielt mit seinem jagd- und kriegsähnlichen Treiben alle Kräfte angespannt. Auf Island war es Sitte, grosse Kugelspiele (knattleikar) anzusetzen, welche weit und

¹⁾ Rochholz, Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel, S. 368 bis 382. Simrock, Deutsches Kinderbuch 200. E. Meier, Kinderreime aus Schwaben 97. Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, S. 43. Eskuche, Hessische Kinderliedchen, S. 80 ff. Peter, Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien 1, 150 ff. Fiedler, Volksreime und Volkslieder aus Anhalt-Dessau 61 ff. Wegener, Volksthümliche Lieder aus Norddeutschland 271 ff. Frischbier, Preussische Volksreime, S. 157–165.

breit besucht wurden¹⁾. Für Deutschland kann ich das Kugelspiel, in welchem mit Kugeln nach einem Ziel geworfen ward, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts aus Reinfried (v. 1210) nachweisen. Lebendig beschreibt Hug von Trimberg im Renner (11364 ff.) das Kugelscheiben und schildert die Geberden der Spielenden, wie man sie heute noch auf Kegelbahnen sehen kann. Noch heute sind in nieder- und oberdeutschen Gegenden allerlei Spiele mit Kugeln, Scheiben und Klötzen auf Bahnen oder auf gewöhnlichem Boden und auf dem Eise beliebt.

Das eigentliche Ballspiel finde ich erst seit dem 12. Jahrhundert genannt. Der Ball ward mit der Hand geworfen oder mit einem Stecken oder Scheit geschlagen oder getrieben²⁾. In dem Gedicht des 12. Jahrhunderts von Athis und Prophillas (C* 83—95) wird ein Brautzug geschildert, wie die jungen Frauen und Mädchen hüpfend und springend, von der Braut singend, einander den Ball zuwerfen. Derselbe ist von weichem Leder gemacht, mit Haaren gefüllt, und wie eine Kugel gross: „dit spil was geheizen bal in römischer zungen“. Es ist also ein Brautleichen mit Ballspiel verbunden. Auch sonst wird ausdrücklich erwähnt, dass bei dem von Liedern begleiteten Tanz Ball geschlagen ward³⁾.

Das Ballspiel wurde mit besonderem Eifer von der Jugend im Freien getrieben. In einem unechten Neithart-

¹⁾ Mein Altnord. Leben 293.

²⁾ den bal werfen Walth. 39, 4. MSH. 2, 113². Neith. XL, 25. Wilh. v. Oesterr. 13^a u. ö. — den bal slahen Krone 692. Mantel 11, 2. Altd. Bl. 2, 54. bal umbeslahen M. Frühl. 131, 23. — den bal triben Krone 10410, umbetriben Trist. 1028. 11367. Engelh. 780. — mit dem klöße spiln Kaiserkr. 13104. den klöz slahen 13106, ein spil, daz was ein linde hüt ubir ein weich hâr gesût, als ein küle alsö gröz; disin handweichin klöz den wurfin sie einandir Athis C.* 85—89. (küle 87 ist md. = Kugel). — Dass das spil mit schaggün (Buch d. Rügen 505 und in der Deutschordensvisitat. bei Voigt, Gesch. Preuss. 6, 504) nicht ein Schlagballspiel ist, sondern ein dem Schach ähnliches Spiel, ergibt der Zusammenhang jener Stellen.

³⁾ Altd. Bl. 1, 54.

liede¹⁾ finden wir eine lebhaftes Schilderung des Ballwerfens; des Sommers erstes Spiel wird es genannt²⁾. Die Burschen und die Dirnen toben durcheinander; der den Ball werfen soll, versteht zu fliehen und zu jagen und mit dem Balle zu täuschen. Er wählt die, welcher er den Ball zuwerfen soll, und die Mädchen bieten die Hände entgegen und rufen: „Nu du bist mein Gevatterlein, wirf mir den Ball hierher!“ Die den Ball dann erjagt, wird gelobt, aber es geht bunt dabei zu und manches Dirnlein thut beim stossen und drängen der Haschenden einen bedenklichen Fall. Die den Ball dann ergriffen hat, wirft ihn wieder in die Höhe, während alle schreien: fang fang!

Das Ballspielen oder Ballen³⁾ war vorzüglich eine Lust der Mädchen und Frauen⁴⁾. Aber die jungen Männer mischten sich gern darunter und das Spiel erhielt erst dadurch einen besonderen Reiz für entzündliche Herzen. Durch das Zuwerfen des Balles konnte man seine Neigung andeuten⁵⁾, und wie bei allen Frühlingsspielen blühte auch in diesem das verliebte Leben üppig auf. Von der Mannigfaltigkeit der Ballspiele können die in der Kinderwelt erhaltenen, aus ferner Zeit fortgepflanzten eine Vorstellung erwecken⁶⁾. Das Ballen galt übrigens auch als eine Leibesübung der ritterlichen Jünglinge⁷⁾, und dadurch wird genügend bezeugt, dass es auch ein hoffähiges Spiel war und nicht bloss von der Dorfjugend getrieben ward. In dem heil. Wilhelm des Ulrich von Türlheim (S. 148) ebenso im Wilhelm von Österreich Johanns

1) MSH. II, 113^b. Haupts Neith. XL ff.

2) Walth. 39, 4 *sähe ich die mäge an der sträze den bal werfen so käme uns der vogele schal.*

3) *des balles spiln* Alex. 1466. Neith. 19, 25. J. Tit. 2214, 4 Altd. Bl. 1, 54. *ballen* Joh. v. Würzb. Wilh. v. Österr. 13^a 14^a.

4) Walth. 39, 4. Braunsch. Reimchr. 8252.

5) Joh. v. Würzb. Wilh. v. Österr. 13^a und die Schilderung des Poggius über das Ballspiel, das er im Argauischen Baden sah, vgl. Rochholz, Kinderlied 385.

6) Rochholz, Alemannisches Kinderlied 383—401.

7) Krone 692. Mantel 11, 2 und die ganz zustimmende Schilderung des Ballspiels Basler Jünglinge durch Aeneas Sylvius.

von Würzburg spielt die ganze vornehme Gesellschaft Ball¹⁾. Und so schauen wir denn auch auf einem der ältesten Runkelsteiner Wandbilder ein höfisches Ballspiel: die Spielenden sind in zwei Parteien getheilt, Damen und Herren gemischt. Zwei Fräulein der einen Seite erheben eben ihre Bälle zum Wurf, während die Damen und ein Herr der Gegenseite die Hände entgegenstrecken, um ihn zu fangen²⁾.

Aus den Schilderungen der Italiener Poggio und Aeneas Sylvius von den Ballspielen, welche sie im argauischen Badeorte Baden und in Basel spielen sahen, erhalten wir Zeugnisse von der Beliebtheit des Ballspiels in dem 15. Jahrhundert. In den süddeutschen Städten wurden im 16. Jahrhundert saalartige Häuser gebaut, in denen die Männer das Ballspiel bei jedem Wetter üben konnten; sie dauerten noch im 17. Jahrhundert fort; aber auch sie wurden durch die traurigen Veränderungen, welche der dreissigjährige Krieg über das ganze deutsche Leben brachte, ausser Brauch gesetzt. In dem Bericht des Aeneas Sylvius über das von ihm 1438 auf den grünen Spielplätzen von Basel gesehene Ballspiel der Jünglinge ist namentlich für uns wichtig, dass die zuschauende Menge Lieder zu dem Spiel singt und den Siegern Kränze windet. Das Spiel bestand darin, dass ein Ball mit dem Scheit durch einen aufgehängten Ring getrieben werden musste.

Diese Spiele, wie der mit ihnen eng zusammenhängende Tanz wurden, wie sich gezeigt hat, am eifrigsten vom Frühling bis Herbst im Freien getrieben: auf Plätzen, Strassen, auf dem Anger, auf den Wiesen (an der heide). Jedes Dorf hatte auch seine Linde auf dem Plane, um welche sich der Reigen drehte (MSH. 3, 199^b, 187^b) oder seinen Tanzhügel (MSH. 3, 298^a), wie das noch heute in manchen Landschaften zu finden ist. Im Winter flüchtete man in die Stuben, welche zu grösserer Geräumigkeit von allem Geräthe geräumt wurden

¹⁾ Belege bei Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter 36.

²⁾ Fresken-Cyklus des Schlosses Runkelstein, Taf. 19.

oder manchmal auch in die Scheuern¹⁾. Aber auch die Kirchen, ihre Vorhallen und die Kirchhöfe waren seit alter Zeit ein beliebter Platz zum tanzen und die Geistlichkeit hat auf Synoden und auf der Kanzel vergebens dagegen geeifert. Bis zum Ende des Mittelalters hielt diese Unsitte an²⁾.

Die höfische und vornehme Gesellschaft hielt ihre Tänze in den Sälen oder den grösseren Gemächern des Palas, mitunter auch im Freien. In den Städten ward es seit dem 14. Jahrhundert Brauch, dass die Geschlechter und die Zünfte in ihren besonderen Versammlungshäusern ihre geselligen Zusammenkünfte, daher auch ihre Bälle, wie wir jetzt sagen, feierten. Es gab ferner öffentliche Tanzsäle, auf denen auch die grossen Hochzeitstänze stattfanden, und die zuweilen in dem Rathhause lagen. Im bayrischen Oberlande stehn noch bei vielen Dorfwirtshäusern besondere Tanzhäuser, die freilich jetzt nur ein Tanzboden über dem Wagenschuppen sind³⁾. Auch die grösseren Judengemeinden in den deutschen Städten hatten im 14. und 15. Jahrhundert ihre Tanzhäuser, auf denen sie alle geselligen Feste begingen⁴⁾.

Zu jeder Zeit, wenn sich eine dazu gestimmte Gesellschaft zusammenfand, begann man den Tanz; der Lenz lockte aber vor allem, und wenn die Feierstunde* Abends nahte, schmückten sich Dirnen und Weiber und eilten ins Freie zum Reigen. Ganze Tage wurden in dieser fröhlichen Zeit vertanzt; eine Hauptklage gegen den Winter war, dass nun das heitere Leben auf dem Anger enden müsse. Der Tanz fehlte zwar auch den winterlichen Gesellschaften (den govenanzen) nicht, allein er war beschränkter; zur Entwicklung der vollen Tanzeslust und der damit verbundenen Spiele

¹⁾ MSH. 1, 201^a. 2, 108^b. 109^b. 111^a. 123. 3, 249^a. 275^a. 282^b. 288^b. — ebd. 1, 206.

²⁾ Regin. can. 1, 70. Synod. dioec. Herbipol. 1298. c. 3. (Hartzh. 4, 26). concil. Vesontin. 1480. c. 7. (Hartzh. 5, 509). Vgl. Altd. Bl. 1, 62. Fauriel, Hist. de la poesie provenç. 1, 167 ff.

³⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 612.

⁴⁾ Berliner, Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter, S. 8.

fehlte der Raum. Die Wintertänze sind die ruhigen getretenen oder umgehenden. Da in den höheren Gesellschaften der Tanz gewöhnlich in den Sälen aufgeführt ward, machte Sommer oder Winter hier wenig Unterschied; aber in der Tageszeit herrschte Abwechslung. Im allgemeinen richtete man sich, wie es scheint, nach den vorhandenen Unterhaltungsmitteln. Indem der Morgen und die Zeit nach dem Hauptessen meist anderweitig ausgefüllt war, hub der Tanz oft erst gegen Abend an, wenn der Buhurt (das Turnier) zu Ende gegangen und das Abendessen eingenommen war; er dauerte dann bis gegen die gewöhnliche Zeit des Schlafengehns¹⁾. Indessen scheint der Tanz auch manchmal bald nach dem Morgenimbiss begonnen worden zu sein²⁾.

Dem grossen Haufen des Volkes waren wie heute die Sonn- und Feiertage³⁾ die bequemste Zeit zu ihren Lustbarkeiten. Da ruhen die Arbeiten des Hauses und Feldes und von weit und breit strömten die Schaaren zu beliebten Tanzplätzen. Die Kirche eiferte wohl gegen diese Sabbathenthellung, allein was half es? Das Predigen war vergebens und Bruder Berthold von Regensburg (Pred. I, 224, 15 ff. 268, 30 ff. 269, 25 ff.) ergoss seine Beredsamkeit umsonst dagegen. Trotz aller Berufung auf den heiligen Augustinus, trotz aller Vorhaltung, wie die Feldarbeit am Sabbath immer noch eine geringere Todsünde als Tanzen sei, liess sich das Volk seine Lust nicht nehmen, die es für eine Woche voll schwerer Mühe entschädigen musste.

Was war natürlicher, als dass sich die Frauen zum Tanze besonders schmückten? In den grossen Gesellschaften der vornehmen Welt war es sogar Sitte, dass die Frauen vor dem Tanze neue Toilette machten⁴⁾. Die Mädchen und

¹⁾ Ath. C.* 153. Erech 2141. Parz. 639, 3. Lanzel. 657. Helmbr. 939. Heinr. Trist. 618. Garel 4861. Ernst D. 2863. Lohengr. 961. 977.

²⁾ Kl. Hätzlerin 130^b.

³⁾ *immer an dem viretage sost ir samenunge. swaz der dörper ist in einem witen umbesweife koment mit einander dar*, Neith. 90, 6. *von Atzenbrucke dâ hât er gesungen vor vil manegen viretac* 96, 26.

⁴⁾ Lohengr. 975.

Weiber der Bauern aber legten, wenn es zum Reigen ging, ihre Werktagskleider ab und nahmen das schönste Gewand aus den Falten und den Schreinen. Wie oft schildern nicht die höfischen Dorfpoeten des 13. Jahrhunderts den Streit zwischen einer tanzlustigen Tochter und einer besorgten oder neidischen Mutter, welche die Kleiderkammer oder den Kasten nicht öffnen will¹⁾. Das Haar mit Seidenborten umwunden, im Kleide mit modischer Schleppe, in der Hand oder auch an einer seidenen Schnur, welche vom Halse hing, einen kleinen Spiegel²⁾, vor allem aber mit einem Blumenkränzlein auf dem Haupte, so eilten in der fröhlichen Frühlings- und Sommerzeit die ländlichen Schönen, die Töchter und Frauen der freien Bauern auf den Tanzplatz. Der Kranz war nicht bloss ein Schmuck der Frauen und Männer beim Tanze und in Gesellschaften, er diente auch zur Auszeichnung, wie er auch in der antiken Welt eine Ehrengabe war, denn er ward von den Tänzerinnen ihren Lieblingen, von den Tänzern ihren Schönen gegeben³⁾, gerade wie heute Schleifen, Orden und anderer Flitter bei den Ballfesten gespendet werden. Einem seiner schönsten Lieder legt Walther v. d. Vogelweide (74, 20 — 75, 24) das Motiv der Kranzspende unter.

Der Kranz war aber auch der Preis, um den bei dem Ringeltanz von den Gesellen gesungen ward. Ein verbreitetes Kranzlied des 16. Jahrhunderts, das, wie manche andere, in ein Rätselspiel übergeht, beginnt also⁴⁾:

*Ich kumm' aus frembden landen her
und bring euch vil der newen mâr,
der newen mâr bring ich so vil,
mer dann ich euch hie sagen wil.
Die frembden land die seind so weit,
darin wechst uns gut summerzeit,*

¹⁾ z. B. Neith. 3. 4. 6—8. 17. 18. 20—22. 24. 27. 45. XIV f. XXXVI. XLVI. L. LII f. MSH. I, 151. 204^b.

²⁾ Neithart 70, 38. 78, 9. 93, 7. MSH. II, 78^a. III, 200^a. 209^b. 277^b. Kl. Hätzl. 263^a.

³⁾ Walther 74, 20. Neith. 80, 38. XIV, 10. MSH. III, 281^b.

⁴⁾ Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, n. 3. Böhme, Altdeutsches Liederb. n. 271. Vgl. auch Uhland, Volksl. n. 2.

*darin wachsen blümlein rot und weiss,
die brechend jungfrauen mit ganzem fleiss
Und machen daraus einen kranz
und tragen ihn an den abendanz
und lönd die gsellen darumb singen,
bis einer das krenzlin tuot gewinnen.*

Ein sehr verbreiteter schwedischer Rundtanz gibt uns von dem Kranzsingen auch in Skandinavien bis in die neueste Zeit Zeugniß. In dem Kreise der Tanzenden steht ein junger Mann oder ein Mädchen und windet einen Kranz. Die tanzenden singen:

Das Mägdlein (der Bursche) steht hier mitten im Tanz
Und pflückt sich Rosen wunderfein,
Es windet draus den schönsten Kranz
Wohl für den Herzgeliebten sein.

Das Mädchen setzt darauf einem Burschen den Kranz auf und die andern singen:

Komm du mein geliebter her
Den ich mir hier ausersah,
Willst du dies und wohl noch mehr
Reich die Hand und sprich ein Ja.

Das Paar tanzt in dem Kreise herum und das Spiel beginnt dann von neuem¹⁾.

Wie der Handspiegel den Frauen beim Tanz ein lieber Schmuck war, so entbehrten die Männer, wenigstens die reichen Bauern in Bayern und Österreich, die gern den Ritter spielten, beim Reien nicht leicht des Schwertes. Es war lang und breit und hatte einen runden, verzierten Knopf²⁾. Die Folge war, dass blutige Schlägereien beim Tanze entstanden, denn der leicht entzündeten Eifersucht war das Werkzeug der Rache nur zu bald zur Hand. So blieben einmal — wenigstens nach dem Dichter — um eines Rosenkränzleins willen zweiunddreissig österreichische Bauern auf dem Kampfplatze todt; ein andermal sechsunddreissig³⁾. Aber das hin-

¹⁾ Dybeck, Runa 4, 66 (1842).

²⁾ MSH. 2, 80^a. 3, 246^b. — MSH. 3, 188^a. 225^a. — MSH. 3, 271^a. Nith. 52, 8.

³⁾ MSH. 3, 221^a. 260^b. Vgl. noch MSH. 3, 188. 200. 212^b. 277. Wittenweilers Ring, p. 172 ff.

derte nicht, das nächste Mal mit der alten Fröhlichkeit zum Reigen zu eilen; dem bajuwarischen Burschen erscheint ja noch heute das Fest am schönsten, wo es zum blutigen Raufen kommt.

Das Leben der Landleute war in den reicheren süd-deutschen Gegenden im 13. Jahrhundert noch so frisch und genussvoll, dass die vornehmeren Kreise sie wohl darum beneiden mochten. Freude an der sommerlichen Schönheit der Natur, Tanz, Spiel und Liebe flochten sich zu einem Feste zusammen, weit bunter und wärmer als das Vergnügen im Palas.

Einen gewissen Ersatz für die volle Lust auf Heide und Anger gaben der vornehmeren Gesellschaft die Baumgärten, welche sich im umfriedeten Burgraum befanden¹⁾ oder doch in der Nähe des Schlosses gelegen waren²⁾. Dorthin zog man sich aus den Sälen, wenn man eine freiere Lust haben wollte. Die Männer nahmen hier ihre Leibesübungen vor, es ward gefochten, mit dem Ger geschossen, mit dem schweren Stein geworfen und weit und hoch gesprungen; man liess Falken und andere Stossvögel steigen, auch wilde Thiere miteinander kämpfen, Fiedler und Sänger wurden vorgelassen und Tanz und Spiel mancher Art begonnen³⁾. Wie umfangreich diese Baumgärten zuweilen waren, ergibt sich daraus, dass grosse Feste darin gefeiert und Gerichtsversammlungen gehalten wurden⁴⁾. Sie dienten überhaupt zu Vereinigungsorten und lagen oft so, dass sie die Frauen als sichere Schauplätze bei Turnieren benutzen konnten⁵⁾.

¹⁾ Wigal. 668. Engelh. 2927. Vgl. Joncbloet, Beatrijs, p. 69.

²⁾ z. B. Ereke 7890. 8468. Flore 4391. Wigal. 668. Mei und Beafloer 87, 23.

³⁾ Rolandsl. 21, 5—22, 9. Flore 161—167. 221—227. 4391. MSH. 2, 116^a. 299^b. Mel. Stoke 2, 184 (Huydekoper).

⁴⁾ Mei und Beafloer 87, 27. Ereke 8698 ff. — Flore 6541. Grimm, RA. 795.

⁵⁾ Als ein leicht aufzuschlagendes Gerüst oder ein von Tribünen umgebener Platz scheint die wurmläge genommen werden zu müssen, die in den Burgen oder in ihrer nächsten Nähe von den Dichtern zuweilen genannt wird, vgl. J. Meier in Zeitschr. f. deutsche

Übrigens pflegten auch die Landleute gesellige Zusammenkünfte in den nachbarlichen Hausgärten¹⁾. Noch heute sind die Heimgärten, dieser sommerliche Ersatz der winterlichen Spinnstuben, in Oberdeutschland und der Schweiz viel beliebt; man nennt so die traulichen Besuche bei den Nachbarn, und sie gewähren mit ihren Scherzen, Spässen und kurzen Liedchen, mit dem Plaudern und Tanzen ein frisches Bild von der geselligen Lust der Dörfler²⁾. Bruder Berthold predigte auch gegen sie, weil sie gleich den Tänzern die stärkste Gelegenheit zu ruhmredigem und lustigem Geschwätz, vor allem aber zu verliebtem Getändel boten und die Seelen in den Strick des nachstellenden Teufels führten (Pred. I. 481, 27).

Wenn wir die Frage nach dem Stoff der Unterhaltung und dem Ton derselben aufwerfen, so lässt sich für die älteste Zeit nur durch Muthmassung die Antwort geben. Aber wenn uns die Römer von den Liedern der Germanen bei ihren Gelagen berichten, so wissen wir dadurch, dass der reiche Inhalt volksthümlicher Sage und Geschichte in guten Stunden die Männer unterhielt; eigene Waffenthaten, Geschichten von wunderbaren Begebenheiten in Krieg und Jagd, allerlei Schwänke kamen dann von selbst hinzu. Wenn der Frauen gedacht ward, geschah es jedenfalls ohne alle

Philol. XXIV, 379. Sie ist von dem Wurmgarten, der Wurmau, dem Wurmlösch durchaus zu trennen. — Mit dem Namen Rosengarten wurden im Mittelalter (besonders am Ober- und Mittelrhein) freie, zu sommerlicher Lust bestimmte Plätze benannt, von deren Bestimmung aus die Redensart entsprang „im Rosengarten sein“ = in sorgenloser Lust leben; vgl. W. Grimm, Der Rosengarten, Göttingen 1836, S. LXXV ff. u. L. Uhland in Germania VI, 321. Übertragen wurde der Name auf die Kirchhöfe, die Stätten der sorgenlosen Todten: Röchholz, Deutscher Glaube I, 200. Pfannenschmid, Das Weihwasser 50–78. Böckel, Oberhess. Volkslieder, S. XVIII.

¹⁾ *compitum est locus ubi rustici diebus festivis conveniunt ad jocandum, vulgariter heingarte*: Reichenauer Gl. bei Mone, Anzeiger 8, 396.

²⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 938. Lexer, Kärntn. Wb. 109. Schöpf, Tirol. Idiot. 235. Schmid, Schwäb. Wb. 221. Schweizer. Idiot. II, 434. f. D. Wb. IV. 2, 871.

Schwärmerei, vielleicht nicht ohne Derbheit. So ist es bis zum 12. Jahrhundert im wesentlichen geblieben. Bei jenen Lagerplaudereien der römischen Herren vor Biternum, welche die Kaiserchronik (4415 ff.) erwähnt, heisst es: „Da begannen sie zu reden von trefflichen Knechten, die im Reiche voll Muth waren zu fechten; über andre aber zu schelten, die ihrer Feigheit da mussten entgelten. Sie redeten dann von schönen Rossen und guten Hunden, sie redeten von der Stossvögel Spiel und von andrer Kurzweil viel; sie redeten auch von schönen Frauen, die sie gerne möchten schauen, an denen keinerhand Tadel war“. Hier sind es edle Männer, die sich unterhalten. In rohen Kreisen der Ritter des 12. Jahrhunderts aber ward, wie der scharfe Satiriker seiner Zeit, der Österreicher Heinrich, der selbst ein Ritter gewesen, rügt, der Frauen im schlimmsten gedacht; das Gespräch betraf nur, wie viel Weiber jeder verführt und wie viel Männer er im Kampfe erschlagen habe¹⁾.

In der Burg des Priamus sitzen nach Herborts von Fritslar Bearbeitung des französischen Aeneasromans²⁾ Helena, Ekuba und die andern Frauen, Troilus dann und Aeneas, Antenor und Polidamas zusammen und sie reden von der Minne und von der Frauen Wesen mit schönen Geschichten, auch von Frieden und von Streit, von Ehren und von Schanden. Das sind die Stoffe des Gesprächs in der guten Gesellschaft, die uns überall in den Gedichten sich verrathen, hier und da auch etwas mannigfacher angegeben werden, z. B. in der Erzählung vom Mantel (11, 8—18), wo es heisst: da redeten diese von Ritterschaft, die andern von den Frauen, jene von zerhauenen Schilden, die von Thorheit, die von Weisheit, die von Kühnheit, die von Liebe, von der Welt in mancher Weise, die von preislichem Minnelohne, andere von der Sommerzeit, sie sangen auch im Liederstreit.

Berthold von Holle (in seinem Crane 4062 und in dem Demantin 4005) schildert eine Gesellschaft von Rittern und

¹⁾ Heinrich v. d. Todes Erinnerung 354 ff.

²⁾ Liet von Troie 7299 ff.

Frauen: hier sassen einige, dort stunden andere, sie sangen Lieder, sie erzählten, manche sprachen von der Jagd, andre von der Minne, wie man in höfischem Werben sie gewinnen könne.

Das unerschöpfliche Thema der Liebe bot in der guten Zeit den Hauptstoff der Gespräche; weniger indem spitzfindige Fälle und Fragen der Beziehung zwischen der Dame und ihrem Verehrer dialectisch behandelt wurden, obgleich wir auch dafür Zeugnisse haben anführen können¹⁾, als durch Erzählung von Liebesgeschichten. Dabei lag freilich die Gefahr nahe, dass die Unterhaltung sich in das verfängliche verirrete. In dem 13. Jahrhundert flogen die leichten und leichtfertigen Liebesnovellen vom Westen her über die deutschen Grenzen, welche, grösstentheils dem Morgenlande entstammt, in lateinisches, französisches und italienisches Gewand gekleidet, die abendländischen Ohren umschwirrten und die auch in Deutschland willige Verbreiter und Hörer fanden. Es sind unmoralische Geschichtchen und Gedichtchen, manchmal witzig, immer frivol, nicht selten schmutzig, die wahrlich nicht zur Verbesserung und Veredelung des gesellschaftlichen Tones beitragen konnten. In den gern gehörten Artusromanen fehlt es zwar auch nicht an recht verfänglichen Abenteuern, aber im ganzen ist die Moral gewahrt, und über berühmte Liebespaare der bekannten Dichtungen liess sich in aller Wohlanständigkeit eine Wechselrede führen.

Wenn die Tafel aufgehoben ward und die Männer ihre Scherzreden (diu schimpflichen wort) anhuben, so räumten, wo es gut deutsch gehalten ward, die Frauen den Saal (Gudr. 337, 2). Wir wollen dabei nicht die erwähnten bedenklichen Geschichten als Grund annehmen, sondern nur ein derbes Reckengespräch beim Becher. Wir finden anderseits auch gerade im nationalen Epos erwähnt, dass die Frauen und Jungfrauen des Hofes nach beendigter Tafel, an der nur die Wirtin theilnahm, erschienen und sich über die lustigen Sprüche ergötzen, welche die Herren führten²⁾. Gegenseitiges

¹⁾ Vgl. I, S. 247 f.

²⁾ *gemelicher sprüche wart dô niht verdeit: der reite vil dô Volkêr ein degen küene und gemeit* Nibel. 1612.

Aufziehen, Neckerei reckenhafter Gesellen mit ihrer Unbehilflichkeit vor Frauen scheint dabei namentlich gespielt zu haben¹⁾.

Einen Überblick über das gesellige Leben der höfischen Zeit gewähren die Schilderungen der grossen Festlichkeiten an Fürstenhöfen. Da rollt sich zwischen Morgen und Abend das Bild von den Vergnügungen der höheren Stände auf.

Wenn ein reicher, hoher Herr ein Fest feiern wollte, schickte er zuerst Boten in das Land, um die Vettern, Freunde, Nachbarn und alle hoffähigen, mit denen er in Verbindung stand, einzuladen. Es ward alles bestens gerüstet; der Schenk und der Truchsess musterten Küche und Keller, und der Marschalk mit seinen Beamten und Dienern trafen Anstalten für die Beherbergung der Gäste. War keine Möglichkeit, sie in der Pfalz oder Burg, mit Einlagerung in dem Burgflecken unterzubringen, so wurden draussen auf freiem Felde hölzerne Hütten und Zelte aus Leinwand, Leder oder auch aus kostbaren Stoffen aufgeschlagen. Ausserdem wurden Tische und Bänke mit Zeltdächern²⁾ gezimmert, die ebenfalls unter dem blauen Himmel errichtet wurden, denn drinnen in den Burgen war selten für grössere Gelage genug des Raumes. Die Hausfrau war unterdessen inmitten ihres weiblichen Hofstaates und der Arbeiterinnen des Frauenhauses sehr thätig. Da gab es nicht nur für die Frauen neue Gewänder zu fertigen, sondern auch die Männer vom Hausherrn bis zum letzten Knechte waren neu zu kleiden, dabei musste auf öfteren Wechsel Rücksicht genommen werden, und endlich sollte ein Vorrath an Kleidern zu Geschenken bereit sein. Die Wände der Säle und Kemenaten wurden mit schönen Teppichen³⁾ und Waffen behängt, die bettartigen Sitze mit den Rück-

¹⁾ Gudr. 343. Biterolf 12572.

²⁾ *ein gestüele geworht mit meisterlichen witzzen dâ die fürsten solten sitzen und ouch die fürstinne — nâch iegliches werdekeit was der sitze dâ bereit und richiu rückelachen geheftet zuo den dachen* Ulrichs v. Eschenbach Wilh. v. Wenden 115 ff.

³⁾ Bei fürstlichen Festen schmückten auch die Bürger die Aussenseite ihrer Häuser mit Teppichen, Krone 578 f.

lachen die Wände entlang gelegt, der Boden mit Decken überbreitet oder mit frischen Blumen und Gras bestreut, und Tische und Bänke sauber geputzt. Die Gäste nahten; der Wirt mit seiner Frau und mit reichem Gefolge gingen gewöhnlich bis vor die Burg hinaus, oder ritten ihnen ein Stück Weges entgegen und empfingen sie freundlich mit Gruss und Kuss. Nachdem sie in das Haus geleitet waren, reichte man ihnen einen Willkommmentrunk.

Jeder Fest- und Gesellschaftstag ward mit dem Besuche der Messe begonnen, die im Mittelalter gewöhnlich um 9 Uhr des Morgens gehalten wurde¹⁾. Der Zug zur Kirche gab Gelegenheit, Pracht und ritterliche Gewandtheit zu entwickeln. Die Frauen gingen oder ritten bei festlichen Aufzügen überhaupt, je eine zwischen zwei Rittern, welche nicht selten das Schwert gezogen hatten als eine Ehrenwache und sich die Unterhaltung der Damen angelegen sein liessen²⁾. Die jüngeren Ritter hielten unterwegs ein Lanzenreiten³⁾ und weltliche Musik vermehrte den Lärm und die Zerstreuung. Die Reihenfolge in dem Kirchgange wie überhaupt bei öffentlichen Aufzügen unterlag festen Regeln, die jedoch nicht zu allen Zeiten und Orten gleich waren. An einer Stelle des Otfridischen Evangeliengedichtes wird beschrieben, wie die Frauen den Zug eröffnen⁴⁾, dann die Männer kommen und die Kinder zuletzt gehn (I. 22, 13). Angilbert beschreibt einen Jagdzug Karls des Grossen. An der Spitze reitet der Kaiser, nach ihm seine Gemahlin Lutgart, dann seine Söhne Karl und Pippin und hierauf die Töchter Rodtrud, Berta, Gisela,

¹⁾ Rettberg, Kirchengesch. Deutschlands 2, 786.

²⁾ Ermold. Nig. eleg. I, 33 (Pertz II, 516). Nib. 298. Salm. u. Mor. Str. 10—12. Walth. 111, 17—21. Eracl. 2865. Ulrich Trist. 1172. — Nib. 277. 397. 537. 543. 547. 1290. Gudr. 481. Wigal. 8869.

³⁾ Nib. 557. 750—756. Frauend. 175—180. Mei und Beaf. 7, 7. 33.

⁴⁾ In manchen süddeutschen und schweizerischen Orten haben die Frauen das Recht des Vortrittes bei kirchlichen und öffentlichen bürgerlichen Gelegenheiten. Die Erklärung wird in ehrenvollen Thaten gesucht: Rochholz, Deutscher Glaube und deutscher Brauch 2, 298 ff.

Rodheid, Theodrada und Hilttrud. Jedes Glied der kaiserlichen Familie ist von seinem Hofstaate umgeben; hinter ihnen folgen die Räthe¹⁾. Auch sonst sehen wir die Frauen im zweiten Theile des Zuges²⁾. Im allgemeinen scheint jedoch in der mittleren Zeit die Reihenfolge so gewesen zu sein: zuerst die unverheirateten Frauen, dann die verheirateten und im besonderen die Hausfrau oder die vornehmste der Gesellschaft, dann die Männer und hinter ihnen die Jünglinge³⁾.

So wenig dieser Zug zur Kirche⁴⁾ Gelegenheit für fromme Sammlung bot, da er vor allem von den Männern zur Musterrung der Mädchen und Frauen benutzt ward (Mantel 12, 7 bis 13, 5), ebensowenig bemühte man sich, die Andacht in der Kirche zu gewinnen. Die Lobredner der mittelalterlichen Frömmigkeit mögen auf die Stimmen der Prediger jener Zeit achten, welche ein arges Bild von der Theilnahmslosigkeit namentlich der Weiber bei dem Gottesdienste entwerfen. Die Kirche galt als Gesellschaftsort, in dem man Neuigkeiten austauschte, über Kinder und Gesinde schwatzte und mit Männern liebäugelte⁵⁾. Die vornehmeren besuchten für gewöhnlich die Pfarrkirchen nicht, sondern nur ihre Hauskapellen, wo der Gottesdienst mit einer Messe abgethan war. Schon früh, auf der Mainzer Synode von 855, sah man sich daher genöthigt, ihnen den öffentlichen Kirchenbesuch anzubefehlen, damit nicht immer den Armen und Betrübten gepredigt werde, ihr Leid geduldig zu ertragen, sondern auch den Reichen und Mächtigen ihre Härte und Gewaltthat vorgehalten und sie gestraft und ermahnt werden könnten (Pertz, leg. I, 431).

¹⁾ Angilb. carm. de Karolo M. lib. III (Pertz II, 396–398).

²⁾ Wigal. 7396. Wittenweilers Ring 33^a.

³⁾ Grimm, Rechtsalterth. 409. Wigam. 4449.

⁴⁾ R. Hildebrand hat German. X, 143 auf das geradezu als höfische Sitte erscheinende stürmische Andrängen an die Fürsten und Frauen, das dringen, aufmerksam gemacht.

⁵⁾ Berthold, Pr. I. 102, 6. 448, 31 ff. Konr. v. Haslau, Jüngl. 939. Chastoieim. des dames 390.

Nach der Rückkunft von der Messe setzte man sich zum Morgenimbiss¹⁾; wir finden also den altgermanischen Brauch, bald nach dem Aufstehn vom Lager eine förmliche Mahlzeit zu halten (Tacit. Germ. c. 22) in dem höfischen Leben bewahrt, wie er sich auch hier und da bis heute unter dem Landvolke erhalten hat²⁾. Diese Zeit nach der Messe war zugleich die Stunde, in der Besuche gemacht wurden und die Fürsten Gehör gaben; Gesandte wurden dann vorgelassen und die wichtigsten Geschäfte verhandelt³⁾. Nach dem Imbiss verabschiedeten sich auch gewöhnlich die Gäste von den Wirten. Wurde das Frühstück nicht zur förmlichen Hauptmahlzeit erweitert, sondern von dieser getrennt, so ging man hiernach zu allerlei gesellschaftlicher Unterhaltung. Es wurde getanzt, oder die waffenfähigen Männer hielten ein kurzes Turnier, dem die Frauen zuschauten. Sobald die Zeit des Hauptessens herankam, die nicht fest bestimmt gewesen scheint⁴⁾, ward ein Zeichen gegeben⁵⁾; nach französischem Brauche wurde meist zu Tisch geblasen⁶⁾. In den Kreisen, welche die deutsche Sitte festhielten, trennten sich bei grossen Gesellschaften die Geschlechter: Männer und Frauen speisten in verschiedenen Räumen und höchstens die Wirtin ass mit den Männern, um den Gästen gegenüber ihre Pflichten wahr-

¹⁾ Erek 668. 2947. 8646. Parz. 169, 22. Otto 38. Meleranz 1527. Mystiker I. 10, 11. — Fornmannas. 4, 150. 7, 147. Du Cange s. v. accubitus.

²⁾ In Frankreich galt noch im 17. Jahrh. die Regel: lever à six, diner à dix, souper à six, coucher à dix fait vivre l'homme dix fois dix.

³⁾ Nib. 1164. 1191. Dietr. Flucht 7642. Fornmannas. 4, 113. 7, 145. — Erek 5274. Nibel. 1626. Egilss. c. 77.

⁴⁾ *wenne was des ezgens worden zit? ich hört ie swenne ez der wirt hât unde gît* Lohengr. 3191.

⁵⁾ Es wird laut gerufen Wolfdiet. B. 436.

⁶⁾ Wolfdiet. D. 700, 1. — Heelu 8862, vgl. Joncbloet Beatrijs, p. 56. A. Schultz, Höf. Leben I², 415. f. — In Frankreich war nach Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 310 das corner l'eau ein Vorrecht der vornehmsten.

zunehmen¹⁾. In Frankreich dagegen sassen die beiden Geschlechter in der höfischen Zeit gemeinschaftlich und paarweise zu Tische, so dass sie von einem Teller assen, aus einem Becher tranken und die Frau dem Manne sogar die Speisen vorschnitt²⁾. Französischer Einfluss führte diesen Brauch auch in Deutschland ein³⁾. Zu bemerken ist dabei, dass im Norden dieses Gepaartsein bei Tische (*tvimennigr*) alte Sitte war; nur die Wikinger verschmähten es aus Grundsatz. Um eine anscheinend parteiiche Vertheilung der Frauen zu vermeiden, wurden hier die Paare zuweilen zusammen gelost⁴⁾; auch hier tranken die Zusammensitzenden aus einem Becher oder Horne. Als eine Vermittelung des paarweise Sitzens und des völligen getrenntseins erscheint im Norden und auch in Deutschland die Einrichtung, dass die Geschlechter zwar in einem Saale, aber an verschiedenen Tischen Platz nahmen⁵⁾. Zu Tacitus Zeiten sassen die Deutschen beim Essen jeder Mann für sich an einem besonderen Tischchen (*Germ. c. 22*). Der Pleier schildert in seinem Epos *Garel* (4748—73), wie der Wirt sich mit auserwählten Gästen an eine Wand des Saales zu Tisch setzt, die Frauen und ein auserkorner Herr kommen an die andere, die gefangenen Ritter an die dritte und die übrigen Ritter an die vierte. Ganz ähnlich wird die Tischordnung im *Tandareis* (2595 f.)

¹⁾ Nib. 1610 f. Etzels Hofhalt. Str. 9. Trist. 13169. Vgl. auch Nib. 608. 744. — Fornmannas. 10, 107.

²⁾ Manger à la mémé ceuelle. — Chev. au cygne 4469. Durmars 9965 ff. Chastoïem. des dames 501.

³⁾ Georg 2504 wird er ausdrücklich als „der Franzoysære site“ bezeichnet und sein Vorkommen der franz. Geburt der Wirtin zugeschrieben. — Vgl. auch Ath. C.* 20. 138. Iwein 363. Parz. 550, 15. 762, 6. Wilh. 251, 1. Krone 29301. Mei u. Beaf. 8, 28. 89, 37. Crane 2045. Heinr. Trist. 893. Garel 915. Tandareis 7427. 11645. 13471. Meler. 5330. Lohengr. 947. Wilh. v. Wenden 1522. — Die Frauen setzten sich die von ihnen besonders begünstigten sehr nahe, Parz. 84, 3; vgl. dazu Parz. 88, 9. Wilh. 291, 4.

⁴⁾ Egilss. c. 7. 48 *pár var hlutadr tvimennigr sem sidvenja var til*.

⁵⁾ Gunnlaugs Ormst. s. c. 11. vgl. not. 93 der Kopenhagener Ausg. — Parz. 636, 19.

beschrieben. Und ebenda (7426) wird berichtet, dass jeder Ritter seine Hausfrau als Tischdame hat. Nur die Wandseite ward von den Essenden besetzt.

Wenn das gepaart sitzen beliebt ward, so führten die Herren ihre Damen an den vom Kämmerer angewiesenen Platz¹⁾. War nur eine Tafel, so sass der Wirt obenan und neben ihm der Gast, den er besonders ehren wollte (Parz. 176, 15. Flore 3002. Wolfdiet. D. V, 116, 4. VI, 56, 3. Virgin. 277, 11).

Ehe man sich setzte, kamen die Kämmerer²⁾ mit Becken, Wasserkanne und Handtüchern und die Hände wurden gewaschen; die Frauen wuschen sich zuerst, die Männer folgten nach ihrem Range³⁾. Dieses Waschen der Hände ist eine gute altgermanische Sitte, die sich bei dem Mangel der Gabeln und Servietten gewissermassen von selbst verstand⁴⁾. Bei Tische machten in den ritterlichen Kreisen die Knappen die Bedienung oder die edlen Knechte, welche auch die Aufgabe hatten, die Gäste auf gute Bissen aufmerksam zu machen, sie zum essen und trinken zu nöthigen und ihnen, namentlich den Damen, Fleisch und Brot in Bissen zu schneiden (Tandar. 1049). Da die Tische gewöhnlich niedrig waren, knieten sie hierbei. Nach der Schilderung einer reichen Tafel in der Kindheit Jesu Konrads von Fussesbrunn (eines österreichischen Dichters aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jahr-

¹⁾ Athis C.* 138. Lohengr. 917.

²⁾ Nib. 560. Parz. 236, 25. 809, 16. Ernst B. 3178. Lohengr. 1961. Wilh. v. Wenden 1456.

³⁾ Heinr. Trist. 605.

⁴⁾ Im mnl. Walewein 46 wird das Handwaschen als Brauch *hogher liede* erwähnt. In Deutschland war es von Alters üblich, ebenso in Skandinavien (Hávam. 4). Freidank 89, 12 kann daher sagen: *die boesen ezen ungetwagen, solt ir laster nieman sagen*. Des Handwaschens vor und nach Tische wird häufig in den Gedichten gedacht; es genüge zu verweisen auf Dietrich bei Haupt, Z. 3, 389. Joncbloet Beatrijs 56. Le Grand et Roquefort, Vie privée 3, 312. 337. In späterer Zeit galt es für ein ritterliches Recht, dass Wasser und Handtuch nach dem Essen gereicht werde, J. Rothes Ritterspiegel 2065 ff.

hundreds) waren je zwei Gästen drei dieser Jünglinge zugeordnet, was hier als dichterisches Mittel dient, um die Fülle der Haushaltung zu erweisen. Bei grossen königlichen Festen waren aus der ritterlichen Dienstmansschaft Schenken und Truchsessens besonders bestellt¹⁾, um die gewöhnlichen Verwalter dieser Hofämter zu unterstützen. Auch von der Tischbedienung durch Mädchen wird erzählt (Parziv. 424, 1. Virginal 216, 9).

Die Zeit bei Tische wurde durch Gespräch verkürzt, Spielleute wurden vorgelassen und ergötzt durch Saitenspiel, Gesang und Pantomimen²⁾. Älterer Brauch aber war, dass die Tischgenossen der Reihe nach Lieder anstimmten. Bereits Tacitus berichtet dieses von den Germanen (Annal. 1, 63), ebenso wird es von den Angelsachsen durch Beda (hist. eccl. 4, 24) erzählt. In Frankreich musste in höfischer Zeit zuweilen jeder bei Tische ein Liedchen singen oder eine Geschichte erzählen³⁾. So ging das Essen nicht klang- und geistlos vorüber. Nach dem letzten Gerichte wurde wieder Wasser zum Händewaschen gereicht, das Tischtuch abgenommen⁴⁾ und dann entweder aufgestanden oder es ging nun zum eigentlichen Trinken⁵⁾, wobei es, wenigstens Ende des 11. Jahrhunderts, deutsche Sitte war, Hasel- und Walnüsse zum besten Weine zu geniessen⁶⁾. In gemischten Gesellschaften war indessen das letztere weniger Brauch.

Ein jeder Gast suchte nach aufgehobener Tafel den ihm gefälligen Zeitvertreib. Die einen setzten sich an das Schach-

¹⁾ Crane 2054.

²⁾ Priscus 45. Sidon. Apoll. ep. 1, 2. Thegan. vit. Ludov., c. 19. Nib. 1900. Wolfdiet. B. 439, 5. Dietr. Flucht 750. 5321. Virginal 217. Wigam. 4592. Lohengr. 3196. Wilh. v. Wenden 1540.

³⁾ Le Grand et Roquefort 3, 361. A. Schultz, Höf. Leben I², 422.

⁴⁾ Rother 1259. Welsch. Gast 519. Roseng. C. 93. Dietr. Gesellen (v. d. Hagen) 75. Lohengr. 967. Lorengel 137, 1. Wilh. v. Wenden 1553. — *den tisch heben erheben úfheben, abenemen úfnemen, úfziehen, hindan nemen; diu tischlachen úfheben, dan nemen, zusamene slahen.*

⁵⁾ Priscus 45. Greg. Tur. 10, 27. Walew. 1133. 3135. 10278. — A. Schultz, Höf. Leben I², 432.

⁶⁾ Landulf., Hist. Mediol. II, c. 22 (Script. VIII, 59).

bret, zum Bretspiel oder zu einem Glücksspiele mit Würfeln, andere warfen mit Kugeln, wieder andere schossen die Gere, warfen die Steine und sprangen oder rangen, andere gingen lustwandeln, noch andere unterhielten sich mit den Frauen, gaben Rätsel auf (Virginal 655, 12) oder sangen (Virginal 970) oder machten einen Tanz¹⁾. Unterdessen wurden die Rosse bereit gehalten, die Waffen und Rüstungen zur Hand gebracht und dann brach die ganze Gesellschaft auf, um theils den Buhurt zu reiten, theils ihm zuzuschauen. Diese ritterlichen Übungen, die nicht selten einen blutigen traurigen Verlauf hatten, weshalb sie die Kirche mehrmals verbot²⁾, währten entweder bis zur Vesperzeit, wenn die Frauen zum Segen in die Kirche gingen, oder bis zur anbrechenden Dämmerung. Männer und Frauen vereinigten sich hierauf zu abermaligem fröhlichem Beisammensein. Die Abendmahlzeit ging unter denselben Verhältnissen vor sich wie die Hauptmahlzeit. Auf sie folgte zuweilen noch allerlei Unterhaltung: entweder Tanz oder Bretspiel oder Unterredung; gewöhnlich aber ging man bald zu Bette³⁾.

Wir haben festliche Tage des höfischen Lebens hier vor Augen gehabt, die durch Einladungen vorbereitet worden waren.

Aber auch unvorhergesehen und unvorbereitet konnte durch die Einkehr angesehener Gäste die Eintönigkeit der Tage unterbrochen werden.

Eine liebe Unterhaltung der Frauen auf den Burgen und Schlössern war, in den Fenstern oder in den Lauben und Zinnen zu stehen und in die Weite zu schauen, ob auf den Strassen jemand nahe, der ihnen einen Wechsel in das all-

¹⁾ Eine Sammlung von allerlei Unterhaltungsmitteln nach dem Essen gibt Reinfried 2900 ff. vgl. auch Wilh. v. Wenden 1556 ff.

²⁾ Concil. Lateran. a. 1139, c. 14. conc. Rhen., c. 13 a. 1148. synod. Halens. 1175 (Hartzheim 3. 409). Den im Turnier gefallenen ward daher das kirchliche Begräbniss versagt, Waitz, Verfassungsgeschichte V, 401. Anm. 4. Gesamttabent. III. n. 73 v. 27. Keller, Altdeutsche Erzähl. 54, 18.

³⁾ Eneide 11020. Herbort 944. Troj. Kr. 28117.

tägliche Grau der häuslichen Geschäfte schaffe. Ein Gast bringt stets besondere Bewegung in das Haus, wo er einkehrt, und Gäste nahten dem Schlosse wie der Hütte. Die germanische Gastfreundlichkeit war altberühmt; schon Cäsar und Tacitus hatten sie der Welt verkündet. Cäsar (b. g. VI, 23) erzählt, wie heilig die Deutschen das Gastrecht hielten, wie sie die Fremden für unverletzlich erklärten, wie alle Häuser diesen offen stünden und ihnen geboten würde, was an Speise und Trank vorhanden sei. Tacitus (Germ. c. 21) sagt aus, dass sich kein anderes Volk mit den Germanen in jener Tugend messen könne; kein Gast, wer er auch sei, werde von einem Dache abgewiesen, es werde ihm das beste vorgesetzt, was das Haus biete, und sei alles aufgezehrt, dann gehe der Wirt mit dem Gaste zu dem nächsten Hofe, wo beide gleich freundlich aufgenommen würden. Zwischen Fremden und Bekannten werde kein Unterschied gemacht. Beim Abschiede würden erbetene Geschenke gern gewährt.

Was die Römer hier rühmen, wird uns viele Jahrhunderte später von Chronisten und in Gedichten und Erzählungen über die Isländer, die Angelsachsen und die deutschen Stämme berichtet. Wie die Sprüche¹⁾ bezeugen, hatte sich eine feste Sitte in der Aufnahme des Gastes gebildet, die ebenso zart und rücksichtsvoll als edelsinnig und voll Vertrauens war. Die Sitte war sogar zum Gesetz geworden und es wurde von einem jeden gefordert, mochte er arm oder reich sein, dass er keinen, wer er auch sei, von Haus und Herd weise, denn die Gastfreundschaft sei etwas geziemendes und heiliges²⁾. Von dem Gaste forderte man dagegen, dass er die Gastlichkeit nicht missbrauche und nicht zu lange unter einem und demselben Dache verweile. Drei Nächte waren in Skandinavien die angenommene längste Frist und in England galt der gleiche Grundsatz, denn mit der dritten Nacht hörte der Fremde auf, Gast zu sein und trat in ein näheres Verhältniss zu seinem

¹⁾ Vgl. unter andern die hierher gehörigen Theile von Hávamál und Loddfáfnismál.

²⁾ L. Burgund. 38, 1. capit. Karoli 802. 803. vgl. Grimm, Rechtsalterth. 400.

Wirte¹⁾. Auch in Deutschland galt die dreitägige Gastfrist, wie die Sprichwörter beweisen (Simrock, Deutsche Sprichw. 3041 f. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1, 1348 f.) und wie aus einem Satz im Amstetter Pantaiding von 1543 (Archiv f. österr. Geschichtsqu. 25, 86) erhellt: „es ist auch unser recht, dass niemand kain gast lenger pehalten sol dann pis an den dritten tag, er wiss dann dass land und leut vor ime versorgt sein.“

Eine Erweiterung jener Frist ergab sich auf Island bei dem Winteraufenthalte der Ausländer von selbst; die nordische Gastlichkeit bewährte sich zugleich dabei auf das schönste. Ganz unbekannte wurden samt ihrem Schiffsgefolge von den Isländern in das Haus aufgenommen und den langen Winter hindurch wie Glieder des Hauses gehalten²⁾. Selbst unangenehme Entdeckungen an den Gästen änderten im wesentlichen nichts; der Wirt zog sich wohl von dem Verkehre mit ihnen zurück, liess ihnen indessen nach wie vor Obdach und was sie bedurften zukommen. Eine schöne formelhafte nordische Rede war, dass sich bei der Ankunft eines lieben und ersehnten Gastes die Hunde freuen und das Haus von selbst öffne (Fiölsvinnsnámál 44). In manchen isländischen Häusern, die an der Landstrasse lagen, stund stets ein Tisch für Gäste bereit und die Hausfrau sass draussen vor der Thür, um jeden Wanderer einzuladen, unter ihr Dach zu treten und sich drin wohl sein zu lassen³⁾. Es war auch deutscher Brauch noch in höfischer Zeit, dass der Wirt des Hauses, wenn er einen Gast kommen sah, ihm entgegenging, ihn bewillkommnete und einzutreten bat⁴⁾. Die Wirtin ging oft mit, von ihren Jungfrauen begleitet⁵⁾, und fügte dem

¹⁾ Altnord. Leben 447. l. Eduard. conf. c. 27. — Ein alter englischer Spruch war: die erste Nacht fremd (*uncūd*), die zweite Nacht Gast, die dritte Hausgenosse (*āgeninne*).

²⁾ Altnord. Leben 450.

³⁾ Landnámab. II, 6. 13. III, 8. Eyrbyggjas. c. 8.

⁴⁾ Nib. 103, 4. Gudr. 334, 1. Erek 3617. 8173.

⁵⁾ Nibel. 1601 ff. Parz. 44, 2. Frauend. 279, 18. Meler. 7579.

Grüsse den Kuss hinzu¹⁾. In den vornehmen Kreisen wurde der Willkommenkuss indessen nur dem ebenbürtigen oder in seiner Stellung ausgezeichneten Manne zu theil²⁾. Der Gast ward bei der Hand oder auch am Rockzipfel (dem gären) in die Wohnung geführt (Walewein 826). Der ersten Begrüssung folgte bald der Willkommentrunk³⁾.

Es mögen hier die alten Begrüßungsformeln eingeschaltet werden:

Willkommengrüsse.

Got. hails piudan Iudaiê Marc. 15, 18. Joh. 19, 3. — altnord. heill þu! heill ver þu! komþu heill! — alts. hêl wes! hêl wis thu! — ags. hâl beô, vâs hâl! — ahd. heil herro! heil magad! heil wis! wis heil! heile weset! — mhd. heil wis tu! wis heil! heil sistu! heil (überall ist in diesen Grüßen heil Adjectiv). got grûeze iuch! got grûez dich! (deus vos sal!) ich grûeze iuch frouwe! got halde iuch! got mûeze iuch gehalten! got minne dich! got tuo dir aller sorgen buoz! willekomen hêr Sifrit! hêr keiser sit ir willekomen! gotwilkomen liebiu frowe! got unde mir willekomen! willicumo Heinrich bêthiu goda ende mi! wis mir unde ouch gote wilkomen! got solt ir willekomen sin, iurem lande unde mir! du solt willekomen sin dem richen gote unde mir! sit mir gote willekomen! nu wis mir got wilkomen! nu sit mir grôze willekomen und al den friunden mîn!

guoten tac! guoten morgen! guoten morgen gebe dir got! schoenen morgen, guoten tac und sûeze zit mûezet ir hân! guoten morgen guote stunde gebe iu got hiute und alle tage!

Abschiedsgrüsse.

Altnord. fared heilir! far vel! — Mhd. faret guoter heile! ze sælden mûezestu gevarn! got gebe iu heil! got gebe iu guot heil! got vûege iu heil und êre! got phlege iuwer; got mûeze iuwer êren phlegen! nu mûez dich got bewarn! got mûez iuch

¹⁾ fylgja skal kvedju koss, Flösvinnsm. 48. — cas. S. Galli a. 914. (Pertz 2, 86). vgl. Priscus, p. 39.

²⁾ Parz. 22, 15. 46, 1. 48, 5. 175, 26. Nib. 1288. vgl. auch Lancel. 615 ff. Wigal. 9609. Parz. 310, 26. Krone 6951. Tandareis 2430. Meler. 7580.

³⁾ Nib. 125, 4. 392, 1. 1127, 3. 1256 1. Gudr. 697, 1. 767, 1. Biter. 6111. Parz. 228, 25. 406, 21. Lancel. 3494. 6345. — Altnord. Leben 445.

bewarn und gebe iu saelde und ère! got dir lip und ère bewar!
 daz iuch got bewar! got hüete din! got hüete iur! got behüete
 dich! sine mäge bevalh er gote. got mūezet ir bevolhen sīn!
 got segene dich! got gesegene iuch alle! so ergib ich iuch in gotes
 segen! den ritter ergāben sie in gotes segen (davon: einen gesegenen,
 von ihm Abschied nehmen). got lāze iuch immer saelic sīn! weset
 iemer saelic unde gesunt! belip gesunt! got lāz dich sīn gesunt!
 fāder ālwalda mid ārstafum eōwic gehealde sīða gesunde (Beow. 316).

Beim Aufbruch geht man zu dem Wirt oder der Wirtin, bittet
 um die Erlaubniß (urloup) sich zu entfernen und um etwaige Be-
 fehle (gebietet mir) und spricht den Abschiedswunsch, so z. B. Gottfr.
 Trist. 1420. 2779. 14495. 18289. Parz. 223, 17. Iwein 394. Nibel. 834, 3.
 Frauendienst 284, 1—6. Walther 89, 31.

Ging die Wirtin nicht dem Gast vor das Haus entgegen,
 so musste sie doch, wenn derselbe in das Zimmer trat, auf-
 stehn und ihn willkommen heissen¹⁾. Freilich fehlte es auch
 damals nicht an eigensinnigen und ungezogenen Damen,
 welche ihre Pflicht vergassen und den Gast mieden. Sie
 wurden indessen dafür in der öffentlichen Meinung gestraft.
 Thomasin von Zirklare, der Dichter des welschen Gastes
 (aus dem Jahre 1215/16), sagt in diesem Sittenbuche (v. 377 ff.):
 „Frauen und Herren müssen fremde Leute ehren. Ist das
 ein fremder Mann nicht werth, sie haben sich doch selbst
 geehrt. Ist er es aber wirklich werth, so haben beide sich
 geehrt. Man weiss nicht wer der Fremde ist, drum ehre man
 ihn alle Frist. Wenn zu Hof ein Fremder kommt, die Knappen
 solln ihm dienen als wār ihr Herre selbst gekommen: so
 wird der feinen Sitt' es frommen. Die Fraue soll sich sehen
 lān, kommt zu ihr ein fremder Mann. Die sich verlāugnet,
 būsst es bald: ihr Name nirgends wird genannt.“

Ausnahmen von dem gastfreundlichen Wesen der alten
 Zeit gab es natürlich. Konrad von Fussesbrunn schildert in
 seiner Kindheit Jesu (94, 43 ff.) einen guten Empfang mit
 den Worten: der Hausherr floh nicht zur Hinterthür hinaus,
 wie jetzt der Brauch manches Wirtes beim nahen eines
 Gastes ist. Und ein älterer, aus dem 12. Jahrhundert, Hein-

¹⁾ z. B. Nibel. 1166. Gudr. 334. Lancel. 608. Biter. 1201. Dietr.
 Fl. 7411.

rich, der Dichter des Pfaffenlebens (v. 69 ff.), beschreibt lebendig, wie mancher wegmüder Mann vergebens selbst am Pfarrhause anklopfe. Da ist der Herr entweder nicht daheim oder er ist siech oder er hat zur Ader gelassen und der Gast muss weiter wandern, während der Wirt sich in seinem innersten Kämmerlein sehr wohl sein lässt¹⁾.

Freundlich und aufmerksam war die Aufnahme in dem bauerlichen Hause Norwegens und Islands. Dem Gaste, der über die kalten Gebirge und durch feuchte Nebelluft kam, that vor allem Wärme und trockene Kleidung noth. Darum war es das erste, ihn an den Herd zu führen, ihm seine Kleider auszuziehen und warme, trockene Gewänder zu reichen. Dann brachte man ihm Speise und Trank²⁾. Die Aufnahme auf den Ritterburgen der höfischen Zeit in Deutschland stimmt damit überein. Dem ritterlichen Fremden wurde von der Frau oder der Tochter des Hauses seine Rüstung abgenommen³⁾, ihm frische reinliche Kleidung gereicht⁴⁾, und nachdem er sich an Speise und Trank erquickt hatte⁵⁾, ein Bad geboten, das für die Ritter eine grosse Erquickung war, die oft lange in der schweren, schmutzenden Rüstung gesteckt hatten⁶⁾. Nach dem Bade legte sich der Gast entweder für kurze Zeit zu Bette oder er begab sich, mit den Kleidern des Wirtes angethan, wenn er nicht aus seinem Gepäck eigene frische Gewänder genommen hatte, wobei ihm ein Kammermädchen behilflich war (Wigal. 699), zu seinem Wirt. Hier erhielt er

¹⁾ Die ungastliche Aufnahme Walthers v. d. Vogelweide in dem durch Gastlichkeit berühmten oberbayrischen Kloster Tegernsee (Walth. 104, 23) mag einen besonderen Grund in Walthers Parteilstellung gehabt haben.

²⁾ Altnord. Leben 445; vgl. auch die Schilderung von dem Empfang des heimkehrenden Seefahrers Cod. Exon. 339, 17 ff. und die Erzählung aus ritterlicher Zeit bei v. d. Hagen, Gesamtabent. n. 69.

³⁾ Parz. 44, 4. 549, 15. Iwein 317. Krone 7638. Meleranz 5302. Crane 4426.

⁴⁾ Krone 8049. 18807. Meleranz 5307.

⁵⁾ Mei 73, 11. Frauend. 539, 26. Meleranz 5321.

⁶⁾ Pertz, Script. 2, 86. Parz. 167, 2. Wigal. 5974. Wigam. 1226.

den Ehrensitz (daz gegensidele) dem Wirt gegenüber¹⁾, und wann es zu Tisch ging, setzte sich zur besonderen Auszeichnung die Wirtin oder die Tochter des Hauses neben ihn, um ihm vorzuschneiden und den Becher zu credenzen²⁾.

Nachdem der Gast aufgenommen, in den Frieden des Hauses gestellt und Speise und Trank empfangen, gestattete es alte Sitte, ihn zu fragen, wie er heisse, woher er komme, welches sein Gewerbe sei³⁾. Fürst Gurnemanz de Graharz, das Muster ritterlicher Zucht, hat den jungen Parzival trotz seines bedenklichen Aussehens auf das höflichste aufgenommen, ihm Nachtherberge gewährt und ihn trotz anzüglicher Reden seines Hofstaates auf das artigste behandelt. Er spricht zu ihm erst nach der folgenden Morgenmahlzeit: „Herr, nehmt es nicht übel, wenn ich Euch nun frage, von wannen Ihr gekommen seid?“ (Parz. 169, 26). Eine zarte Behandlung des Gastrechtes, wonach jeder, der an den Herd des Hauses voll Vertrauen gekommen war, auch der Treue geniessen sollte, ward mit der eigenen Sicherung gegen etwaige Folgen der Aufnahme der Fremden verbunden.

Wenn die Nacht herangekommen war und es nahte die Schlafenszeit, so beredete der Gast das Bett, d. h. er fragte danach, wo ihm sein Lager bereitet wurde⁴⁾. In der vornehmen Gesellschaft brachten gewöhnlich die Kämmerer oder edele Knechte und Knaben⁵⁾ die Herren in ihre Schlafkemenate. Höflicher noch war es und zugleich alterthümlicher,

¹⁾ Alexander 3099. Gr. Rud. A^a, 4. Nib. 571, 2. Myst. I. 10, 15. — Fornmannas. 3, 153. 4, 78. Ynglingas. c. 41.

²⁾ Parz. 33, 11. 176, 18. 279, 11. 551, 3. Mei 229, 15. Heinr. Trist. 5278. Meleranz 5330. Wolfdieter. B. 76. Eine Schilderung der Aufnahme eines Bischofs auf der schwäbischen Herzogsburg in Eckehards IV. Casus S. Galli (Ausg. von Meyer v. Knonau, S. 71 f.).

³⁾ Diod. Sic. V, 28 von den Galliern: καλοῦσι δὲ καὶ τοὺς ξένους ἐπὶ τὰς εὐωχίας καὶ μετὰ τὸ δεῖπνον ἐπερωτῶσι τίνας εἰς καὶ τίνων χρεῖαν ἔχουσιν. — Altnord. Leben 446.

⁴⁾ Nib. 1756, 4. Morant 127 (Lachmanns Kl. Schr., S. 535). Walewein 2587 ff.

⁵⁾ Nib. 581. Parz. 242, 24. 243, 14. Lohengr. 3117. — Walewein 2587 ff. *knappen oder kint* als Kammerdiener beim zubettgehn Kindh. Jesu 96, 19. Meler. 5633.

wenn der Wirt selbst den Gast zu Bette geleitete und nachsah, ob für ihn gehörig gesorgt sei ¹⁾; noch ältere Sitte verlangte, dass die Wirtin den Gast zu seinem Bette führte. So geleitet nach der Kaiserchronik (4520) Lucretia den Tarquinius als Gast ihres Hauses „unz er an daz bette kom släfen“, und verabschiedet sich dann von ihm mit artiger Verbeugung.

In höherem Alterthum theilte der Gast das eheliche Lager seines Wirts. In der Rígsthula, jenem merkwürdigen Stück der poetischen Edda, wird vom Gott Heimdall erzählt, dass er einmal auf der Erde wandelte und den Unfreien (Thræll), den freien Bauer (Karl) und den Edlen (Jarl) besuchte. Bei jedem schlief er drei Nächte mit dem Wirtspaare zusammen und nach neun Monden gebar die Hausfrau einen Sohn, den Stammvater aller Unfreien, aller Gemeinfreien und aller Edlen.

Die sehr alte und weit verbreitete Sitte erscheint hier, dem Gaste die eigene Frau in der Nacht zu überlassen, oder auch ein anderes verheiratetes Weib der Familie, seltener jungfräuliche Mädchen.²⁾ Ausser der Rígsthula beweisen einige isländische Sagas, dass der Wirt zuweilen dem Gaste seine Stelle im Ehebett abtrat oder ihn in das Bett der Tochter wies³⁾. Aus Deutschland fehlen ältere Zeugnisse für diesen sehr primitiven Brauch. Aber er muss hier bestanden haben, denn Thomas Murner erzählt in der Gäuchmatt (Geschwor. Art. 9): „es ist in dem Niderlande auch der Brauch, so der Wirt ein lieben gast hat, dass er im sin frouw zulegt auf guten glauben.“⁴⁾ Und in einem Briefe an J. G. Forster vom 20. Juni 1788 erzählt der in Bern wohnende, aus Biel gebürtige Höpfner, dass es im Berner Oberlande verbürgter Brauch sei, dass ein Vater seine Tochter, ein Bruder seine Schwester, ein Mann

¹⁾ Kindh. Jesu 96, 17. Meler. 5601.

²⁾ W. Hertz, Die Sage vom Giftmädchen 32 ff. 36. Ploss-Bartels, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 1³, 337. Cuno, Über die Verwandtschaftsorganisation der Australneger, S. 162. Liebrecht, Über die Zimmerische Chronik, S. 41 ff. (Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. 1872).

³⁾ Altnord. Leben 447.

⁴⁾ Über dieses auf Treue und Glauben beiliegen Bd. I, S. 314.

seine Frau dem fremden Gast in aller Höflichkeit zur Nacht anbiete, und sich eine grosse Ehre daraus mache, wenn man es annehme¹⁾.

Unverfänglicher war natürlich der Brauch, dem Gast an das Bett noch einen Schlaftrunk zu bringen, selbst wenn dies durch Mädchen geschah²⁾. Zuweilen kam auch die Tochter des Hauses im Auftrage der Eltern an das Lager des fremden Ritters, um sich zu erkundigen, wie er gebettet sei. Dass dabei der Gast sich mitunter Freiheiten herausnahm, mit ringen und sogar mit betwingen, ergibt sich aus Wolframs Parzival (555, 17. 552, 27). Auf Island ist bis in unsere Zeiten üblich gewesen, dass die Tochter des Hauses den Gast entkleidete, ihm ins Bett half und sich mit einem Kusse verabschiedete, sowie dass sie ihn am Morgen weckte. So erzählte der den Lord Dufferin begleitende Arzt³⁾ und so war es auch bei uns im Mittelalter.

Die freundliche Sorgfalt, welche den Gast zu Bett geleitet hatte, suchte ihn am Morgen wieder auf. Vor seinem Bette fand er frische Wäsche⁴⁾, und wollte er bald weiter reisen, so übernahm es die Hausfrau oder ihre Tochter, ihm die Rüstung anzulegen⁵⁾. Nur das Schwert empfing mancher nicht gern aus Frauenhand (Wigal. 6194); er mochte meinen, dass seine Männlichkeit hiermit gelähmt und durch geheime Künste das Schwert gestumpft werden könne. Altnordischer Glaube sprach wenigstens von Weibern, die an den Strassen sitzen und die Schwerter zum Kampfe unfähig machen (Sigrdrífumál 27).

1) Fünf Briefe der Gebrüder v. Humboldt an J. R. Forster. Herausg. von Fr. Jonas, Berlin 1889, S. 33.

2) Eneide 1306. Parz. 244, 11. 552, 26. Krone 7361. 8469. Meler. 5621. Tandareis 2631. Wigam. 4567. Wolfdiet. D. V, 122.

3) Ploss-Bartels, Das Weib 1³, 295.

4) Parz. 168, 2. Helmbr. 1044.

5) Parz. 560, 17. Wigal. 2968. 6130. 6175. Meler. 5706. Crane 2391. Es war auch Brauch, dass die Männer von ihren Frauen gewappnet wurden: Alphart. 105. Ortnit 550. Wolfdiet. B. 447. Etzels Hofh. 128.

So wie auch bei einem kürzeren Besuche bei Tage dem Gast zuletzt ein Trunk gereicht ward, unter Umständen auch ein Zeichen, dass es Zeit zum Abschiede sei¹⁾, so ward auch dem Nachtgast, ehe er aufbrach, noch Imbiss und Trunk gespendet²⁾ und in der christlichen Zeit sehr oft S. Johannis oder S. Gertrudis Minne oder Segen getrunken. In den Schutz dieser Heiligen ward er damit empfohlen³⁾. Alte Sitte wollte, dass der Wirt dem Scheidenden ein Gastgeschenk gab, das dieser wohl auch forderte⁴⁾. Auch ein Austausch von Geschenken zwischen Gast und Wirt und der Abschluss eines dauernden Freundschaftsbundes lässt sich nachweisen; das erinnert an die althellenische Sitte. Bei dem Aufbruche ward der Gast ein Stück Weges begleitet⁵⁾ und er dann mit einem Segensspruche und unter Kreuzeszeichen verabschiedet.

Neben der herzlichen und zwanglosen Behandlung zeigt sich auch eine gemessenere, welche freilich durch die Umstände gefordert werden konnte. Der Gast ward von Knappen oder Rittern empfangen und musste zuvor angemeldet werden, ehe er bei einem fürstlichen Wirt vorgelassen ward⁶⁾; er musste seinen Mantel ablegen, ehe er eintrat⁷⁾, und durfte nicht bewaffnet in die Burg oder den Saal, sondern musste an der Thür sein Schwert abgeben⁸⁾. Diese steiferen Formen erscheinen indessen im Mittelalter nur in sehr vornehmer Gesellschaft und unter bestimmten Verhältnissen; man wusste

¹⁾ Parz. 29, 9 f. Meleranz 8698. Garel 4908. Lohengrin Nr. 184 f. In Tirol ist noch Brauch, am Schluss der Unterredung mit dem Besuch einen Trunk zu bieten: Osw. v. Zingerle, Z. f. deutsche Philol. XVIII, 487.

²⁾ Nib. 1265. 1626. Gudr. 773. Ereke 5274. Egilss. c. 67. 77. Fornmannas. 3, 191.

³⁾ Grimm, Mythol. 53 f. Benecke-Zarncke, Mhd. Wb. II. 1, 177.

⁴⁾ Tacit. Germ. 21. — Priscus 38. — Nib. 1633 ff. Gudr. 433. Mei 95, 34. Altnord. Leben 448.

⁵⁾ Gudr. 1688. Parz. 177, 11. Mai 96, 8. Altnord. Leben 447.

⁶⁾ Beow. 356. Nib. 513. 516. Parz. 183, 28. 186, 11. Lohengr. 3445. 6181.

⁷⁾ Ereke 297. 3725. Konrad v. Haslau, Jüngl. 720.

⁸⁾ Nib. 391. 1583. 1683. Parz. 437, 13. Konrad v. Haslau, Jüngl. 712. 724.

sonst Würde und ungezwungene Freundlichkeit dem fremdesten Gaste gegenüber sehr wohl zu vereinigen.

Wie heute die Frau des Hauses es vorzüglich ist, welche den Gästen die Luft leicht oder schwer, den Tag golden oder grau macht, so war es auch in den Zeiten des Mittelalters in den Kreisen, welche unter dem Stern der Frauen stunden. Manche Wirtin war übrigens wohl selbst in fremdem Hause eingekehrt und hatte die Wohlthat gastlicher Aufnahme empfunden. Gab es damals auch keine Vergnügungs-, Oster- und Sommerreisen für die Damen, so nöthigten sie doch Familienangelegenheiten zuweilen zu einer Reise, wenn sie nicht gar eine Pilgerfahrt nach Rom machten, und wir wissen ja, wie langwierig und beschwerlich noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ein Ausflug von wenig Stunden auf schlechten Wegen und in schwerfälligen, unbequemen Wagen war.

Herbergen waren wenigstens schon in der Ottonenzeit¹⁾ auf den besuchten Handelswegen und den uralten Strassen nach Welschland über den Septimer und den Brenner vorhanden, und wurden allmählich häufiger. In den Städten nahmen die wohlhabenderen Bürger auch durchreisende vornehmere Fremde auf. In Ulrichs von Eschenbach Wilhelm v. Wenden (2127) hält eine Witwe eine „gemeinliche herberge“, aber ist nicht immer dazu bereit.

In den früheren Jahrhunderten des Mittelalters war es möglich gewesen, dass die Frauen allein, ohne männliche Begleitung, sicher durch das Land reisen konnten. Zur Zeit König Edwins von Northumberland hatte nach der Überlieferung solcher Friede gewaltet, dass eine Frau mit ihrem kleinen Kinde ohne Gefahr von einer Küste Englands zur andern quer durch das Land gehn konnte (Beda, Hist. eccl. 2, 16). Aber im Anfang des 13. Jahrhunderts erzählte man in Deutschland von der Zeit, da eine Jungfrau ohne üble Nachrede und unbeleidigt reiten durfte, wohin sie wollte²⁾, als einer ver-

¹⁾ Sass, Zur Kulturgeschichte der sächsischen Zeit, S. 55.

²⁾ Wigal. 2358. Wigamur 1565.

gangenen. Einer solchen Reisenden ward nun übles nachgesprochen und sie war Gefahren ausgesetzt. Wirnt von Gravenberg sagt, jetzt könne eine Frau nicht vor ihr Haus treten, ohne dass ihr etwas angehängt werde, und Reinmar von Zweter klagt einige Jahrzehnte später, die Weiber könnten nicht über Feld gehn, ohne von Räubern „durh schatz und niht durh rehter minne gelt“ angefallen zu werden¹⁾. Die Männer zürnten daher mit Recht, wenn ihre Frauen es wagten, allein oder selbender in die Welt hinaus zu reiten (Lanzel. 2326). Leute und Land waren ohne Meisterschaft, wie Wirnt an jener Stelle seines Wigalois klagt, und man denkt der fast gleichzeitigen Klage Walthers von der Vogelweide in seinem Spruche *Ich saz uf ime steine:*

*untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert uf der strâze:
fride unde reht sint sêre wunt. —*

Die germanischen Frauen reisten gewöhnlich zu Pferde. Von mancher Nordländerin wird berichtet, wie tüchtig sie ihr Ross tummele, und noch heute reiten die Isländerinnen fast bei allen ihren Ausflügen. In Deutschland war es bei fürstlichen und adelichen Frauen nicht anders und noch im 16. Jahrhundert war das Reiten unter den vornehmen deutschen Frauen allgemeine Sitte. In französischen Gedichten wird das Maulthier öfter als Reitthier der Damen erwähnt; aus deutschen weiss ich nur aus Wolframs Parzival 312, 7 (noch dazu nach dem französischen Perceval 5990) eine Dame (Cundrie) auf einem mûl nachzuweisen.

Die Weiber sassen ihrem Geschlechte gemäss seitwärts zu Ross; die höfische Regel verlangte, dass sie dabei das Haupt gegen den Kopf des Thieres kehrten²⁾. Auffallend ist daher, dass auf einem Siegel der Gemahlin Wilhelms I. von Holland von 1223 diese Fürstin schrittlings wie ein Mann

¹⁾ Wigal. 2367. MSH. 2, 217^b (Reinmar v. Zweter, bei Roethe Nr. 221).

²⁾ Welsch. Gast 421—424.

zu Pferde sitzt¹⁾. Die Sättel waren zu dem Querreiten besonders eingerichtet. Zur Sicherheit wurden oft die Pferde der vornehmen Frauen von dazu bestimmten Knappen geführt²⁾, welche zugleich, wenn nicht zuvorkommende Ritter sich nach diesem Dienste drängten³⁾, das Amt hatten, die Frauen auf und von den Rossen zu heben. Dabei dienten sogenannte Hebeeisen⁴⁾, wie es scheint, kleine eiserne Bügel, welche in die Höhe gehalten wurden und in welche die Frauen traten. Ausserdem werden auch Schemel zu diesem Zwecke erwähnt, die mit Zeug belegt wurden (Nib. 531, 3). Die Füße ruhten beim reiten entweder auf breiten Bretchen⁵⁾, oder in Stegreifen, welche von Metall, Holz, Leder oder kostbaren Borten waren. Die metallenen waren zuweilen sehr kunstvoll gearbeitet; im Erek (7669) wird uns ein Paar beschrieben, das aus zwei Goldreifen in Drachengestalt besteht, die sich in den Schwanz beissen. Nicht selten waren sie wie die Vorderblätter der Schuhe gestaltet⁶⁾. Das Reitzeug war bei den Vornehmen und Reichen prächtig mit Gold, Edelsteinen und Stickereien verziert. Die beste Stelle dazu bot das Satteltuch, das bis auf die Hufe der Pferde reichte⁷⁾. Hartmann von Aue beschreibt uns im Erek weitläufig eine reiche Stickerei, welche alle vier Elemente mit Göttern, Thieren und Menschen auf diesem seidenen Tuche versammelte (Erek 7591—7666). Allein auch der Sattel, der zuweilen

¹⁾ Joncbloet Beatrijs, S. 53. Wenn Veldeke der zur Jagd ausreitenden Dido twène goldine sporen anschnallen lässt (Eneide 1740), so weist das auch auf Sitz nach Männerart.

²⁾ Nib. 537, 2.

³⁾ Eneide 1764. Athis C. 10. Parziv. 891. Tandareis 517.

⁴⁾ staphæ, stapedes, saltatoria, σωτήρια. Sie waren gewöhnlich von Eisen. Vgl. Du Cange s. v. staffa. — Frauendienst 37, 5.

⁵⁾ Engelhardt zu Herrads von Landsberg Hortus deliciarum, S. 95. Vgl. denselben zum Ritter von Staufenberg, S. 81.

⁶⁾ Friedr. Pfeiffer, Das Ross im Altdeutschen, S. 21. A. Schultz, Höf. Leben 1², 497.

⁷⁾ decke, covertiure, sateldecke, satelkleit, sateltuoch, phertkleit. Fr. Pfeiffer a. O. 21 ff. v. Sava in den Quellen und Forschungen (Wien 1849) 339 f. A. Schultz a. a. O. 1², 491, 494.

mit reichen Elfenbeinschnitzereien bedeckt war¹⁾, der Zaum, das Fürbüege (der Brustriemen), der Darmgürtel und die Steigleder waren theils gestickt, theils mit kostbaren Rinken und Steinen besetzt. Schellenbesatz des ganzen Reitzeuges (gereite) war im ganzen Mittelalter beliebt.

Ebenso war das Netz, das über dem Rücken des Pferdes lag (die vassen), oft verschwenderisch geschmückt²⁾. Wie gern die Frauen mit ihrem Reitzeug prunkten, ergeht aus einer Bestimmung der Trierischen Synode von 1227 c. 16, wo sogar den Nonnen verboten werden musste, vergoldete Sättel und Zäume zu haben³⁾. Zur Anfeuerung des Pferdes führten die Frauen eine Geisel, aus mehreren Riemen an einem Stabe bestehend⁴⁾.

Das gewöhnliche Reisekleid der Frauen war der Mantel oder die Kappe⁵⁾, ein mantelartiges Gewand, das zugleich den Kopf verhüllte und gegen Regen, Sonne und Staub den besten Schutz gab. Auch hieran wurde allerlei Verschwendung getrieben; auf der erwähnten Trierer Synode wurde den Nonnen geboten, keine allzu langen und gefältelten Überwürfe anzuziehen. Es ward auch ein breiter Hut auf Reisen getragen und der Kopf mit einem Tuch verhüllt, das auf einer Seite lang herniederfiel⁶⁾.

Die Frauen reisten nicht bloss zu Rosse, sondern auch zu Wagen. Auf den Wanderzügen hatten sie in dieser Weise ihre Männer begleitet; für die Königin der Wandalen war der Wagen das herkömmliche Reisemittel⁷⁾, Odin und Hermodr reiten in die Unterwelt, Brynhild fährt im Wagen zur

¹⁾ A. Schultz a. a. O. 1², 489.

²⁾ Die Beschreibung eines prächtigen vrouwengereites Erek 7526 ff. Vgl. noch Rudolf A^b. Nibel. 530 f. 741. Gudr. 1701. Krone 7755. Wigam. 1550.

³⁾ Hartzheim 3, 535.

⁴⁾ Parz. 314, 2 hier statt der Riemen seidene Schnüre.

⁵⁾ Parz. 313, 7. 778, 19. Wigal. 2408. Krone 7719. Frauend. 176, 18. — Eneide 1719. Lanzel. 5933. — reitlachen Wigam. 1546. reiselachen Parz. 216, 21.

⁶⁾ v. Hefner-Altenneck, Trachten II. Taf. 52.

⁷⁾ Procop. b. vand. 2, 9.

Hel. Schon die skandinavischen Felsbilder aus der Bronzezeit zeigen, dass den Germanen vierrädrige Wagen bekannt waren, und die Gesichturnen vom Ende der Bronzezeit beweisen es ebenfalls. Die grosse Erdgöttin Nerthus fuhr nach Tacitus zu Wagen durch das Land und auch sonst wissen wir, dass die Götterbilder an den grossen Festen, von den Priestern geleitet, durch das Volk gefahren wurden. Im Norden ward der Wagen für die Reisen der Frauen neben dem Reitpferd gebraucht¹⁾. Grosse Bequemlichkeiten boten diese alten, gewöhnlich von Rindern gezogenen Wagen nicht; es waren viereckige Kasten auf niedrigen Rädern, die für Reiche mit Schnitzwerk und Farben und Gold wohl verziert waren, aber keinen angenehmen Sitz gewährten. Zum Schutze gegen das Wetter wurden Tücher darüber gebreitet, die auf Bogenreifen lagen, wie das an den noch heute im Osten namentlich üblichen Plauwagen zu sehen ist²⁾. Ein solcher gedeckter Wagen hiess ein Kobelwagen, der auch mit einem Korbe oder Kasten (kobel) versehen war. Diese Wagendecken werden in den Gedichten natürlich von Seide geschildert³⁾. Je nach der Grösse waren die Wagen zwei- oder vierrädrig. Geringere solche Fahrzeuge hatten Flechtwerk als Seiten- und Rückenwände.

Wir haben in dem Vorhergehenden, worin wir die geselligen Freuden mit namentlicher Berücksichtigung der Theilnahme der Frauen zu schildern versuchten, ganz besonders die Blütezeit des höfischen und ritterlichen Lebens im Auge gehabt. Was vor dem zur Lust des Tages gedient hatte, suchten wir ebenfalls zu berichten; es war zum Theil dasselbe, zum grossen Theil war es einfacher und volksthümlicher. Ausserdem bestund in den vorangehenden Jahrhunderten

¹⁾ Engelstoft, Quindekjønnetskaar, S. 60.

²⁾ Altnord. Leben 367. A. Schultz, Höf. Leben 1², 487.

³⁾ kobellachen, Ottokars Reimchr. 73292. — Virginal 659, 2. 800, 2. Wolfdieterich (Holtzmann) — 2077, 2. Über Kobelwagen K. Hildebrand im D. Wb. V, 1541.

keine solche Scheidung zwischen gebildeten und ungebildeten Laien, wie sich allmählich einstellte. Die Trennung in verschiedene Stände war freilich schon seit langer Zeit durchgeführt. Die Sitten aber waren gemeinsamer, und, ausgenommen die bessere Geistlichkeit und wenige Weltliche, stand das Volk fast auf der gleichen Stufe geistiger Bildung.

Sitte und Sittlichkeit stehn in nächster Beziehung, diese muss sich in jener spiegeln. Über die sittlichen Zustände der Germanen und besonders der deutschen Völker haben wir bereits an verschiedenen Stellen dieses Buches die lebendigsten Zeugnisse niedergelegt. Das Weib und das Verhalten des Mannes zu ihm ist der Tugendmesser eines Volkes. Wir haben gesehen, wie die Germanen zwar rauh und hart erschienen, aber die Weiblichkeit ehrten und die Zucht und Scham hüteten. Spuren aus der Zeit roher Natur, als das Weib noch für eine Sache galt, waren jedoch nicht ganz verschwunden. Aus dem Lastersumpfe, in den die spätrömische Welt versunken war, ragen die Germanen lange noch als tröstende Eilande hervor. Die kriegerischen Stürme, welche dann die germanische Welt im Inneren aufwühlten, die Vernichtungskämpfe eines Stammes gegen den andern, der Umsturz der alten Staatsverfassung und des ureigenen Glaubens, die Umwälzungen in den gesellschaftlichen Verhältnissen, die Vermischungen mit fremden Völkern konnten nicht ohne die grösste Einwirkung auf Sitte und Sittlichkeit bleiben. Mehr als ein germanisches Volk ist in dem Romanenthum untergegangen oder ward in blutigen Kriegen aufgerieben. In den Kämpfen von Deutschen gegen Deutsche, von Christenthum gegen Heidenthum, von rücksichtsloser Fürstengewalt gegen die Selbständigkeit und die alten Rechte der einzelnen deutschen Stämme, der Herren gegen die kleineren Freien, wurden die finsternen Mächte des menschlichen Wesens entfesselt. Die Zeiten des stürmischen Überganges räumten allmählich ruhigeren den Platz, der neue Geist gewann an innerer Herrschaft und die Sitte ward von ihm befruchtet. Das fränkische Königthum war fest begründet, der Glanz des Kaiserthums trat hinzu. Die Kirche stieg an Macht, die hohen Reichs-

beamten wurden durch die Erbllichkeit der Würde zu mächtigen Reichsfürsten, das Ritterwesen verschob die alten Standesverhältnisse, die gemeinfreien Bauern schmolzen zusammen und eine neue Erscheinung, das Städtewesen, erhob sich. Die verschiedensten Bestrebungen kreuzten sich in dem Volke, die Zustände wurden zusammengesetzter, Licht und Schatten vertheilten sich schroffer als vorher. Das Vermögen und die Bildung schieden sich schärfer, neue gesellschaftliche Verhältnisse bereiteten sich vor. Ein höheres Leben entstand, das nur bevorzugten zugänglich war; jene geistige Republik, an welcher König und Bauer gleiche Theile besaßen, wurde von der Geistlichkeit, der Gelehrsamkeit und der Poesie fremder Völker gestürzt; in ihren Trümmern sassen die Blinden und die Armen; alles andere zog in den aristokratischen Staat der modernen Cultur. Die höheren Stände gewannen durch das Ritterthum und die höfische Sitte auf eine Spanne Zeit an äusserem Glanze; mit dem Glanze griff aber auch der Schein um sich und bald genug verschwand er wie ein trügerischer Traum in düsterer Nacht.

Ein volles kräftiges Leben flutete durch die vornehmen Kreise Deutschlands zur Zeit des grossen Kaisers Friedrich des Rothbart; der Abglanz spiegelt sich in der Schilderung unseres Nibelungenliedes von dem burgundischen Königshofe zu Worms. Geselliges Gesetz und innere Tugend bündigt die trotzige Lebensfülle der jungen Siegfriede; in häuslicher Zurückgezogenheit, in edler Züchtigkeit wachsen die Jungfrauen heran. Die Blicke der Männer schweifen weit über die Marken der Heimat. Kriegsthaten und Waidlust, Werbung um schöne Frauen und seltene, aber prächtige Feste bewegen die Tage. Hagens Mannentreue, die alles für den Herrn wagt; Kriemhilds unverlöschende Minne zu dem Geliebten der Jugend; des ritterlichen Volker Sängerkunst; Rüdigers edle Heldengestalt vertreten bestimmende Grundzüge jenes Lebens. Der gesellige Ton ist einfach, rein und heiter, mitunter derb, aber die Lüsternheit der gallischen Welt hat keinen Zutritt.

Die gereimten Romane, welche aus Frankreich kamen und von den ritterlichen Dichtern verdeutscht wurden, stellten

der Gesellschaft ein anderes Vorbild hin: Artus Tafelrunde mit der buhlerischen Königin und mit den Rittern, die um phantastische Ehren und sinnlichen Genuss abenteuernd. Die Franzosen zur Zeit des Benoit de S. More und Chrestiens de Troies waren keine anderen als die zur Zeit Voltaires und Crebillons, zur Zeit Paul de Kocks und Alex. Dumas. Die Leidenschaft der geschlechtlichen Liebe wird als Aufgabe des Weibes, der Ruhmesschimmer als Lebensziel des Mannes behandelt. Ein sophistisches Gesetzbuch gesellschaftlicher Sitte bildet sich, das von dem Geiste der Sittlichkeit keinen Buchstaben enthält.

Nun kommt es allein auf Glanz und Schall an. Zählen die täglichen Gäste einer Fürstenburg nur recht hoch, so kümmert der Wirt sich nicht, ob sie böse oder gut sind; ihm genügt das weittönende Lob der in alle Welt hinausziehenden gesättigten Burschen. Was kümmert Treue und Ehre, wenn alles nach Gewinn und raschem Reichthum hascht? In Liebe verschmachten ist thöricht, wenn der volle Besitz durch gewaltsames Werben oder durch Geschenke rasch gewonnen werden kann. Solche Begünstigte werfen die Verschwiegenheit spöttisch bei Seite, und auf der Jagd und bei dem Wein wird mit den Gunstbezeugungen der Damen geprahlt. Rohheit, Frivolität, die Leidenschaften der Partekämpfe versengen den kurzen Sommer eines guten geselligen Lebens.

Es ist auffallend, wie rasch dieser Verfall eintrat. Die Klagen der Dichter in Frankreich und in Deutschland bezeugen, dass er schon im 12. Jahrhundert empfunden ward. Einstimmig geben die Troubadours dem Adel die Schuld, welcher durch die Kreuzzüge und die inneren Kriege verarmte und verwilderte und die ritterlichen Ideale mit Füßen trat. Sitte und Sinn wurden auch durch die leichtfertigen gereimten Erzählungen verdorben, die überdies den Geschmack gegen ein gutes Lied von reiner Liebe abstumpften.

Bei uns verschulden ebenfalls die Kreuzzüge, weit mehr aber die unseligen staufischen Kämpfe in Deutschland und

Italien den Verfall des Adels und die Erschütterung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung. Wir wollen auf die Vorwürfe der geistlichen Dichter des 12. Jahrhunderts, vornehmlich Heinrichs, des Dichters vom gemeinen und vom geistlichen Leben, gegen Ritter, Frauen, Pfaffen, Bauern und Kaufleute weniger Gewicht legen, da der Ton der Bussprediger aller Zeiten darin erklingen könnte. Ein trübes Licht auf das eheliche Leben im 12. Jahrhunderte werfen die Sermonen der Elisabeth von Schönau und der fünfte Sermon Ekberts von Schönau¹⁾. Vorurtheilsfreier sind die Stimmen weltlicher Dichter, die sonst von Lust und Liebe singen.

Schon Heinrich von Veldeke klagte (M. Frühl. 61, 13):

Als man der rechten Minne pflag,
Da pflag man auch der Ehren.
Jetzt aber sieht man Nacht und Tag
Gemeine Sitte lehren.
Wer diess nun sieht und jenes sah,
O weh, wie laut der klagen mag;
Die Tugend will sich jetzt verkehren.

Heinrich von Rucke, der auch noch im 12. Jahrhundert lebte, rügt (MFr. 108, 22), wie verdrossen und sauer die Zeit sei. Über ein fröhliches Gesicht ergiesse sich der Spott; Juden und Christen sännen nur auf Gelderwerb; rechter Frauen dienst werde ohne Schuld der Frauen vergessen, die bis auf wenige höfisch und gut seien. Dagegen sieht sich Reinmar von Hagenau durch herbe Erfahrung zu dem bittersten Vorwurf, welchen er gegen die Frauen erhub, gedrängt, dass tolles, rohes Wesen bei ihnen in grösserer Gunst stehe als sittiges (M. Fr. 162, 30). Er spricht (164, 30) von „böesen ungetriuwen tagen“.

Wirnt von Gravenberg klagt, dass die wahre und auf richtige Liebe verspottet werde; listige Hintergedanken beherrschen die Minneverhältnisse, Gewalt gehe vor Recht, die Treue sei verletzt, Habgier gebiete, alle Freude kranke durch

¹⁾ Die Visionen der h. Elisabeth und die Schriften der Äbte Ekbert und Emecho von Schönau, herausg. von Roth, Brünn 1884, S. 100 f. Migne Patr. CXCv, 26 ff.

Todsünden (Wigal. 10246 ff. 2344 ff.). Wolfram v. Eschenbach (Parz. 291, 19) wirft der Frau Minne, hier der sinnlichen Begier, vor, wie verderblich sie alle Verhältnisse störe, die Ehe, wie die Treue des Herrn gegen den Vasallen und die Freundschaften.

Vor allem aber zeugt Walther von der Vogelweide für die Verschlechterung der inneren gesellschaftlichen Zustände unter den Nachfolgern Friedrichs I. Durch den Kampf um die Krone, durch die trugvolle päpstliche Politik, durch den ehrlosen Schacher der Reichsfürsten um ihre Stimme und Hilfe wurden des Reiches Grundfesten erschüttert, die Länder verwüstet, der Glaube an die Kirche und an das Sittengesetz vernichtet. Treue, Recht und Ehre betrauert Walther als todt, und nicht einmal Erben und Nachkommen seien von ihnen geblieben. Wie immer tritt solcher Verfall in dem Verhältniss der Geschlechter zu einander sichtlich hervor. Die Frauen unterscheiden nicht mehr zwischen guten und schlechten, sondern schenken ihre Gunst auch gemeinen Gesellen und ziehen nicht selten die rohen in anstössiger Weise vor. Da sie Zucht und Scham verleugnen, wird ihnen auch ihr Lohn in böser Lüge und prahlendem Geschwätz der Männer. Alles Leben ist verdüstert. Trübe blicken die Frauen, und die Männer kümmern sich nicht mehr um reinen Minnedienst. Nur Frechheit und trotziges Fordern findet noch bei vornehmen Herren und edlen Frauen Gehör. Alles habe sich mit den geschwundenen Jahren geändert, klagt Walther am Abend seines Lebens. Die Jugend ist vergrämt, niemand pflegt mehr heiteren Sang und Tanz, Weiber und Männer vernachlässigen sich selbst in der Tracht¹⁾.

Neithart von Reuenthal klagt ganz ähnlich, wie es sich von Jahr zu Jahr schlimmer wende. Niemand könne mehr froh sein, die hohe Minne sei verschwunden und arge Erniedrigung mit bösem Laster trübe das Spiegelglas der Frauenaugen, welches die Männer sind²⁾.

1) Walther 31, 16. 32, 7. 48, 25. 90, 31. 124, 1 ff.

2) Neithart v. R., herausg. von Haupt 32, 18—29. 36 ff.

Die Verdüsterung und Verschlechterung der Zeit, die Frömmerei, Sünde, Rohheit und alles Unheil, das mehr und mehr nach der Mitte des 13. Jahrhunderts sich kundgab, mag statt aller andern Erzeugnisse durch den steirischen Ritter Ulrich von Lichtenstein geschildert werden, der uns bereits durch seinen phantastischen Minnedienst bekannt ist. Er handelt in seinem Frauenbuche¹⁾, das er 1257 dichtete, in Gestalt eines Gespräches zwischen einem Ritter und einer Dame über den Verfall der Gesellschaft. Jene zwei streiten, welcher Theil das Unheil verschulde, ob die Männer oder die Frauen. Es ist eine Frage, die auch sonst erhoben ward (Walth. 44, 35 und in Gedichten des 14. Jahrhunderts). Der Ritter wirft den Frauen vor, sie trügen die Schuld an dem Zurückziehen und der Verwilderung der Männer, denn sie stiessen dieselben von sich zurück. Kaum dankten sie auf ihren Gruss; wolle man ein Gespräch anspinnen, so verstumme ihre Zunge, sie antworteten nicht einmal Ja und Nein. Da sei es wohl begreiflich, dass sich die Männer andere Unterhaltung aufsuchten. Die Frau entgegnet hierauf, dass die Männer diese Schweigsamkeit hervorriefen. Wie könnten die Frauen freundlich und unbefangen antworten, wenn sie wüssten, wie übel das gedeutet würde und welche schlimme Folgerungen man daraus zöge, denn auf ein Lächeln hin schneide man einem Weibe die Ehre ab (S. 599, 600). Der Ritter wendet sich nun zu einer andern Angriffsseite; er spricht über den Anzug der Frauen und wie schon dieser die Männer abschrecke. Gleich Klosterschwestern verhüllen sie jetzt mit Schleier und Binde Wangen, Mund und Stirn bis auf die Augen, und wenn sich eine weltlich und heiter kleide, so trage sie wenigstens ein Paternoster als Brustspange, damit die Männer überall an das Frömmeln erinnert würden. Sei das Herz geistlich, was habe der Mund davon zu reden und der Rosenkranz damit zu prahlen? Keine sei jetzt heiter; Gast und Wirt, Freund und Gemahl müssten unter den

¹⁾ Ulrich von Lichtenstein, herausg. von Lachmann, S. 594 bis 600.

Betübungen leiden, die Tag und Nacht getrieben würden (S. 601, 602). Die Frau wendet auch diesen Vorwurf auf die Männer zurück. Ein Weib müsse sich kleiden wie der Mann wolle; die düsteren Gewänder seien ihnen durch die Männer aufgedrungen. Wozu solle sich denn eine in heiteres Gewand hüllen? Die Zeit sei längst vorüber, da die Wirtin den Gast bei Tische mit freundlichem Grusse und Kusse empfing und sich in den Tanz mischen durfte. Heiterer Sinn werde falsch ausgelegt, darum hätten sie ihn verbannt. Wiesen nicht die Männer ihre eigenen Frauen ab, wenn sie mit freundlicher Liebkosung ihnen nahten? Grämlich spricht er: lass sein, es ist zu viel! Und wie vernachlässige nicht mancher sein Weib! Kaum graut der Tag, so verlässt er das Lager, ruft die Hunde und eilt in den Wald. Den ganzen Tag liegt er auf der Jagd, spät abends kehrt er heim. Dann wirft er sich breit auf einen Tisch und verlangt das Brettspiel. Bis Mitternacht spielt er, dann erst sucht er das Bett. Freundlich heisst ihn die Frau in der Kammer willkommen, höflich steht sie auf, er antwortet ihr nicht und eilt einzuschlafen. Wenn solle die Frau da heiter sein, wenn der Freude pflegen, wenn und warum gute Kleider anthun? Und sind die Männer nicht auf der Jagd, so sitzen sie beim Weine¹⁾ und schneiden den Frauen die Ehre ab. Jeder rühmt sich dessen, das ihm von einer zu Liebe geschah und nennt die schwach befundenen Weiber bei Namen. Das war vor diesem nicht; wer Minnegunst erungen hatte, der wusste verschwiegen zu bleiben (S. 603 bis 611). Der Ritter antwortet dem Vorwurfe mit andern Vorwürfen. Wenn die Liebe nicht in alter Reinheit bestehe, so trage auch dieses die Schuld, dass sehr viele Frauen sie um Geschenke oder gar um Geld verkauften, und welche ihre Gunst nicht feil gebe, die werfe sie an einen gemeinen Knecht weg (S. 611—614). Die Frau schleudert nun sehr schwere Beschuldigungen gegen die vornehmeren Männer. Wie könne sich ein Weib ihnen ergeben, da man wisse,

¹⁾ Vgl. auch Helmb. 990: *ê vant man werde liute bi den schoenen vrouwen, nu muoz man si schouwen bi dem veilen wine.*

welche unnatürliche Laster¹⁾ unter ihnen wucherten. Der reinen und züchtigen Frauen gebe es noch genug, die ihre Gunst weder feil hielten noch verschleuderten, aber die Männer wüssten solche Perlen nicht zu schätzen (S. 614–616). Die Rede ist damit auf so schlimme Dinge gerathen, dass der Ritter sie zu enden beschliesst. Er legt nun noch einmal seine Ansicht dar, wie sich die Männer den Frauen freudig und dienstwillig nahen würden, wenn diese heiter wären, ihr Äusseres nicht vernachlässigten und das frömmelnde Kopfhängen liessen. Habe ein Weib einen wüsten oder mürrischen Mann, so schenke sie ihre Liebe einem, der sie zu schätzen wisse. Unsittlichkeit gegen Unsittlichkeit ist also das Heilmittel des Sittenpredigers, dem es um eine ernste, tiefe Besserung nicht zu thun ist, sondern nur um die Aufheiterung des geselligen Verkehrs. Bei solcher Gesinnung und bei den gewaltigen Schäden, die sich uns hier aufdeckten, konnte es nicht anders kommen, als dass die Männer in Rohheit weiter versanken und die Frauen entweder in Frömmelei oder in Liederlichkeit oder in beides sich verloren.

Am Schlusse des 13. Jahrhunderts schildert Hug von Trimberg im Renner (6243 ff.) seine Zeit also:

Wilde Kurzweil hält man werth,
der frommen Lehr' niemand begehrt.
Die Welt wird jetzt von Tag zu Tage,
böser und toller, ist mein' Klage.
Die Schüler wollen nichts mehr lernen,
die Pfaffen gehn zur Kirch' ungerne,
Viel Mönche brechen ihren Orden,
die Nonnen sind trotz müthig worden.
Witwen, Waisen, arme Leute
leiden von Herrn und Rittern heute,
die jene tapfer schirmen sollten,
ob sie das Recht beachten wollten.

¹⁾ E. Dümmler bei Haupt, Z. f. d. A. XXII, 256 ff. Neues Archiv XIII, 358 ff. Wattenbach, Z. f. d. A. XVIII, 127. Traube in d. Abh. d. Bayr. Akad. XIX. 2, 301 f. Neithart 32, 18. Stricker, Kl. Ged. 12, 417. Hagen, Gesamtabent. 1, 475. A. Schultz, Höf. Leben 1², 585. A. Dresdner, Kultur- und Sittengeschichte der ital. Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrh. (1890), S. 324.

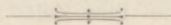
Auch sehn wir oft die hohen Fürsten
 nach Gold mehr als nach Gotte dürsten.
 Die Kaufleut' führen schlimmen Wandel,
 voll Trug und Falsch ist aller Handel.
 Die Mädchen schlechter Sitten walten,
 böß Beispiel geben auch die Alten.
 Mägd' und Knechte sind nichts nutz,
 die Kinder fürlaut und voll Trutz.
 Man findet reich' und edle Leute,
 die voller Sünden wurden heute.
 Falschheit, Unzucht tritt nun vor,
 Treu und Zucht flohn aus dem Thor.

Bei allen Sittenpredigern, bei allen Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts, welche ihre Zeit aus ernstem Sinne betrachteten, begegnen wir den gleichen Vorwürfen. Der Österreicher Heinrich Teichner, der von 1335—1375 dichtete, tadelt an seinen Zeitgenossen den Mangel an jedem höheren Sinne. Wissenschaft und Poesie seien allen gleichgiltig, nur das Geld regiere. Das blossе Manneswort gelte nichts mehr, um den Glauben stehe es schlecht, Gewaltthat und Mord seien nie so häufig gewesen, denn die Richter seien bestechlich und der Rechtsgang schleppend und faul. Der Arme könne nimmer zu seinem Rechte kommen. Alles sei voll Lüge und voll Eitelkeit. Die Frauen treiben Aufwand über ihren Stand und über das Vermögen ihrer Männer. Habe ein Mann zwölf Mark Einkommen, so verlange das Weib einen Schleier von dreissig Fach und zehn Mäntel in den Schrank. Keine wolle sich mehr an einer Magd begnügen, vier Dirnen müssen hinter ihr hertreten, wenn sie zur Kirche gehe, gleich als zöge sie in ein Gefecht. Das Gesinde thue es im Putz der Herrschaft zuvor und die Tracht sei auch bei den Männern weibisch und toll¹⁾.

Über das neumodische Kleiderwesen, über manche Schamlosigkeit, die sich dabei einfand, über Rohheit und Gemeinheit des geselligen Tons, über den Verfall anständiger, ehrbarer Sitte, über Genussucht und Geiz hören wir in über-

¹⁾ Th. G. v. Karajan, Über Heinrich den Teichner, Wien 1855, S. 88—91.

einstimmendem Tone auch ferner die Klagen. Die Gegenwart wird gescholten, die Vergangenheit gelobt. Und die gescholtene Gegenwart wird bald genug eine gelobte Vergangenheit! — Darin liegt für uns die Mahnung, jeder Zeit auch ihr Gutes, ihren festen Bestand an menschlicher Zucht und Ehre zu geben, mag auch in der einen Periode der Maasstab für das sittlich erlaubte ein niederer sein, als in der andern.



Zehnter Abschnitt.

Die Tracht.

Unsere Darstellung würde unvollständig sein, wenn wir Kleidung und Schmuck der Frauen nicht zu schildern versuchten. Freilich müssen wir uns dabei an dem Worte begnügen und der erläuternden Bilder ent Rathen, welche mehr wirken als Beschreibungen¹⁾.

Wir stellen für die älteste Zeit die schriftlichen Zeugnisse römischer und griechischer Autoren voran, und können dabei über die männliche Tracht nicht hinweggehen.

Cäsar (gall. IV, 1. VI, 21) gibt an, die Germanen trügen nur ein kurzes Gewand von Thierfellen, eine Art Wamms, das einen grossen Theil des Körpers unbedeckt lasse. Pomponius Mela (III, 1) berichtet, sie gingen als Knaben auch bei der grössten Kälte nackt (nudi); nachdem sie erwachsen seien, decken sie sich nur mit einem wollenen viereckigen Schulterumhang (sagum) oder einer bastgeflochtenen Decke. Tacitus

¹⁾ Für bildliche Erläuterung verweise ich auf J. H. v. Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters. Nach gleichzeitigen Kunstdenkmälern. Frankf. u. Darmstadt 1840–1854. 3 Bde. Text u. 3 Bde. Tafeln. Die 2. Ausg. unter dem Titel: Trachten, Kunstwerke u. Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrh. Frankf. a. M. — Herm. Weiss, Costümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräts. 2. Aufl. Stuttg. 1881–1883. Bd. 2 Mittelalter. — A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Ausg. Leipz. 1889. Bd. 1, 230–356. Deutsches Leben im 14. u. 15. Jahrh., Prag u. Wien 1892, S. 284–397.

(Germ. 17. 20) ist ausführlicher. Alle Männer tragen nach ihm den viereckigen Umhang (sagum), welcher durch eine Spange oder bei Armen durch einen Dorn oben festgehalten wird. Nur mit diesem Mantel angethan, liegen sie zu Hause am Herde und dem Feuer. Die Vermögenden haben ausser dem sagum einen Rock, der eng anliegt. Sie tragen auch Pelz. Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von derjenigen der Männer nur darin, dass ihr Gewand häufiger als bei den Männern von Leinwand ist; sie besetzen es mit rothen Streifen und ihr Rock hat keine Ärmel. Daher bleiben bei ihnen die Arme und der obere Theil der Brust nackt. Es ergibt sich daraus, dass der Männerrock Ärmel hatte.

Abbildungen der Frauentracht, die hierzu stimmen, geben die Wiener Camee, Augusts pannonischer Triumph, und die Pariser, des Germanicus Triumph¹⁾. Die gefangenen barbarischen Frauen haben linnene lange Gewänder; die eine auf der Wiener Camee trägt auch einen Mantel, dessen einer Zipfel über die linke Schulter nach vorne fällt. Ober- und Unterarm und der obere Theil der Brust sind unbedeckt. Die eine sitzende Frau, mitten im unteren Theil der Pariser Camee, welche ein nacktes Kind in den Armen hält, trägt um den von langen Haaren umwallten Kopf ein reifenartiges Band, das sich auch an dem hinter ihr stehnden Weibe erkennen lässt.

Aus der Übereinstimmung dieser Bildwerke mit der taciteischen Beschreibung der Tracht der germanischen Weiber dürfen wir wohl schliessen, dass die Künstler, welche die Cameen schnitten, dabei deutsche Kleidung im Auge hatten, mochten sie auch andere Barbarinnen darstellen sollen, und wir werden darin durch das Äussere der männlichen Gefangenen bestärkt. Ihr Oberkörper ist nackt, von den Hüften abwärts sind sie mit langen Beinkleidern angethan, die Füsse scheinen in Socken zu stecken, welche mit den Hosen zu-

¹⁾ Jos. Arneth, Die antiken Cameen im k. k. Antikencabinet, Wien 1849, Taf. 1. Jos. Aschbach, Livia (Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XIII, Taf. 2).

sammenhängen. Die germanischen Söldner auf der Trajanssäule in Rom erscheinen entweder mit einem kurzen Wamms oder bis zum Gürtel nackt. Ohne Helm, aber einen Schild tragend, Unterleib und die Beine in langen Hosen, die Füße in Schuhen oder Strümpfen, schreiten sie einher¹⁾. Von der rechten Schulter nach links hängt ein gerades Schwert am Riemen herab, manche führen eine Keule als Waffe. In dieser Weise ist auch die Nacktheit der deutschen Söldner zu verstehen, welche unter Cæcina für Vitellius kämpften und bei der Belagerung von Placentia unter lautem Schlachtgesange, die Schilde über die Schultern schwingend, in den Kampf gingen²⁾. Cæcina selbst trug deutsche Tracht, nämlich einen naturfarbenen Wollenmantel und Hosen³⁾. Die Deutschen, welche am Herde nur mit dem Umhang bedeckt liegen, wie Tacitus angibt, werden hiernach nur am Oberkörper unbekleidet gewesen sein.

Zur Ergänzung der Angaben des Tacitus (Germ. 17) über die Kleidung der deutschen Frauen dient Strabos Schilderung (VII. 2, 3) der kimbrischen Weissagerinnen. Sie trugen weisse Röcke, die ein eherner Gürtel umschloss, und Mäntel von feiner Leinwand. Die Füße waren nackt, letzteres wahrscheinlich, weil sie in priesterlichem Amt waren⁴⁾.

Es ergibt sich, wenn diese Angaben zusammengehalten werden, dass die Deutschen keineswegs in unanständiger Blöße sich gefielen, sondern dass Männer wie Frauen ihre Körper in Röcke und Mäntel kleideten, die Männer ausserdem in Hosen. In der Schlacht, um leichter beweglich zu sein im Schleudern der Spiesse, gingen die Männer sehr oft am Oberkörper ohne Wams, daher auch die Darstellung der Gefangenen auf den Cameen. Auch die Füße waren bekleidet.

¹⁾ La colonne Trajane, par Arosa, texte par Fröhner, Paris 1872, Taf. 49. 60. 67. 141.

²⁾ Tacit. hist. II, 22.

³⁾ Ebd. 20. *versicolori sagulo braccas barbarum tegmen indutus*. Die Hosen sind also das eigentlich Deutsche an seiner Kleidung.

⁴⁾ Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, Berlin 1896, S. 5.

Hierzu stimmen nun die bis in das erste Jahrtausend v. Chr. und wahrscheinlich noch weiter zurückreichenden Funde von Gewändern germanischer Leute in den Baumsärgen aus Jütland und Schleswig, die in die Bronzezeit gehören, und die im Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer Jeder besichtigen kann¹⁾. Danach bestand die Männertracht jener Zeit aus einem ärmellosen Rock von Wollengewebe, der durch ein schmales Band um den Leib geschlossen war. Von einem Beinkleid ist nichts erhalten; dagegen lagen Stücke von feinerem Zeuge und von vermodertem Leder in der Nähe der Füße, also Reste von Socken und Schuhen. Um die Schultern ward ein mit Fransen besetzter Mantel getragen, aus einem viereckigen Stück Zeug von dickerem, filzartigem Stoff gemacht. Den Kopf bedeckte eine dicke runde Wollkappe; eine zweite von jenem dickeren Zeug lag in dem Treenhügel von Wamdrup bei Kolding in einer Schachtel von Baumrinde²⁾. Wenn man die schönen bronzenen Schwerter und Dolche, den ehernen und goldenen Schmuck, die zierlich gedrehten, mit Zinnstiften verzierten Holzschalen hinzuhält, begreift man, dass dort eine Bevölkerung germanischen Stammes (nach den blonden Haarresten) schon dreitausend Jahre v. Chr. gewohnt hat, von hoher Cultur und in behaglichem Leben. Ärmere scheinen — nach Moorfunden zu urtheilen — statt der kostbareren Wollkleider³⁾ Röcke von zum Theil ungegerbten Fellen getragen zu haben, die durch Lederriemen zusammengehalten wurden⁴⁾.

Von Frauenkleidung hat ein einziger Sarg deutliche Reste enthalten. Darnach bestand sie aus einem über den

1) V. Boye hat ein Werk über die Funde von Eichensärgen in Dänemark, Schweden, England und Deutschland veröffentlicht: Fund af Egekister fra Bronzealderen. Köbenhavn 1894—95.

2) Engelhardt, Museet for der Nordiske Oldsager, 1870, S. 12 f. Worsaae, Sleswigs eller Sønderjyllands Oldtidsminder, Kopenh. 1865, S. 35 f. Abbildung eines nach jenen Funden gekleideten Mannes bei Soph. Müller, Nordische Alterthumskunde. Deutsche Ausgabe. Strassburg 1896. Figur 104. S. 217. 269. ff.

3) Über diese Stoffe ist gehandelt Bd. I, S. 162.

4) Worsaae a. a. O., S. 35.

Hüften gegürteten faltenreichen langen wollenen Unterrock, einer Art Jacke mit kurzen Ärmeln, die aus einem einzigen Stück Wollenzeug geschnitten war und durch das Kopfloch angezogen werden musste; das Haar war mit einem Hornkamme aufgesteckt und hinten in einem feinen Netz zusammengehalten, das mit zwei Schnüren über dem Scheitel befestigt war ¹⁾. Knöpfe, Nadeln, Spangen, Halsschmuck, Gürtelplättchen haben sich in den Särgen öfter gefunden als Zeichen des weiblichen Geschlechts der Bestatteten.

Sehr wichtig zur Kenntniss der germanischen Tracht in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt sind die im Süderbraruper Moor in Angeln und im Nydammoor bei Sattrup, der Insel Alsen gegenüber gefundenen, durch das Moorwasser erhaltenen männlichen Gewandstücke ²⁾. Im ersteren fanden sich zwei Mäntel (saga) aus einem viereckigen Stück feinen Wollenzeuges, an der einen Seite mit Fransen, an den übrigen mit Borten besetzt. Die Farbe des einen war ursprünglich grün. Ausserdem fand sich ein Rock aus Wollstoff, dessen Ärmel und Handbesätze von stärkerem Zeuge als der andere Theil sind.

Ebenso sind die zwei Paar langen Beinkleider von derberem Wollengewebe als Mäntel und Rock gemacht. Strümpfe sind angenäht. An den Hüftenbund sind Strüppen befestigt, durch welche der Gürtel gezogen sein wird, welcher die Hosen festhielt. Endlich fanden sich Ledersandalen, theilweise von zierlicher Arbeit. Ein Stück davon ist mit Nägeln geschmückt, welche silberbelegte Köpfe haben.

Die Sachen des Süderbraruper Moorfundes sind wahrscheinlich als Weihgeschenke an den siegspendenden Kriegsgott ³⁾ um 300 n. Chr. in das Wasser gesenkt worden. Jene Kleider legen also die Männertracht der ersten geschichtlichen Jahrhunderte vor unsere Augen, und sie

¹⁾ Soph. Müller a. a. O., Fig. 131, 133. S. 270. f.

²⁾ Beschrieben von Engelhardt Thorsbjergen Mosefundet, S. 10 f. Jetzt aufbewahrt im Museum vaterländischer Alterthümer in Kiel.

³⁾ Meine Beiträge zu den deutschen Kriegsalterthümern, S. 564 der Berliner Sitz.-Berichte 1891.

können vor allem dazu dienen, die Tracht der reicheren Männer deutlich zu machen. Sie zeigen als Stoff ein treffliches Wollengewebe von verschiedener Stärke und sind gut gearbeitet.

Die verschiedenen Funde von Leichen in alten Torfmooren Norddeutschlands lassen sich nicht genauer nach der Zeit bestimmen, aber die Tracht weist in die Nachbarschaft der soeben beschriebenen. Röcke oder Mäntel von grobem Wollen- und Haargeweben, aus einem Stück Leder gefertigte Schuhe, auch ein Wams aus Rindshaut waren die Kleidung dieser im Sumpf umgekommenen Männer.

Fassen wir alles zusammen, das uns die Gräber der Bronzezeit und der älteren Eisenperiode über Kleidung und Schmuck der Frauen, natürlich aus wohlhabenderen Familien, verrathen, so können wir sagen:

Ein langer ärmelloser Rock, der durch den Gürtel um den Leib befestigt war, ein mantelartiger Umhang, beide gern von Leinwand gewählt, sonst von Wollenzeug, der Mantel durch eine Spange festgehalten, die Füße in ein zugeschnittenes Stück Leder gehüllt, das über dem Rist zusammengebunden ward und zuweilen, im Winter namentlich, nach aussen noch die Thierhaare trug, bildete damals die weibliche Bekleidung. Am Gürtel hingen ein Messer und Nadelbüchsen, später die Schlüssel. Ober- und Unterarme schmückten Ringe von Erz oder Gold, später auch von Silber. Um den Hals lag ein grösserer Ring oder hing eine Schnur, an welche Bernstein- oder Glasperlen oder kleine Ringe gereiht waren. Die Gewandnadel, welche den Mantel hielt, war samt den Gürtelbeschlagen ein kostbarer Schmuck.

Die Grundzüge dieser Tracht sind durch Jahrhunderte dieselben geblieben.

Bestimmte Nachrichten besitzen wir nur über die männliche. Die Schilderung, die Agathias von den Franken (II, 5) gibt, stimmt durchaus zu dem gewonnenen Bilde. Dieselben gingen in den Kampf ohne Harnisch und Beinschienen (wie römische Rüstung war), wenige nur von einem Helme ge-

schützt, am Oberleibe bis zu den Hüften bloss, von da mit Beinkleidern angethan, die von Leinwand oder Leder waren.

Wir haben dann für Burgunder und Franken, auch für die Langobarden Schilderungen oder kürzere Angaben über die Männertracht¹⁾; für die Frauen fehlen sie; aber die gewöhnliche Kleidung derselben ist leicht zu erschliessen aus dem, was wir über die älteste Zeit fanden und was wir dann später wiederfinden: ein längerer Rock, der Ober- und Unterleib deckte, ein Mantel, Schuhe, Gürtel und Spange.

Auf das Staatskleid der fränkischen Könige hatte der byzantinische Kaiserornat vorbildlich gewirkt. Das Staatskleid der Gemahlinnen der Herrscher wird dem sich angepasst haben.

Kostbare Stoffe, Schmuck von edlem Metall und Edelsteinen kamen bei den Vornehmen in häufigen Gebrauch. Wie Karl der Grosse, der seine fränkische Tracht fast immer trug (Einhard, V. Karol. 23), doch der Anwendung von Prunk bei festlichen Gelegenheiten, namentlich an den Frauen, nicht abgeneigt war, bezeugt die höfische Beschreibung des kaiserlichen Jagdzuges in Angilberts *Carmen de Carolo Magno* (III, 185 ff.).

Die Königin Lutigardis und die Töchter Karls des Grossen, Roddrudis, Bertha, Gisela, Rodhaidis und Theodrada, strahlen da in Gold und Edelsteinen. Die Königin trägt purpurne Binden um die Schläfe und ein goldenes Diadem; das Kleid ist von feiner, doppelt in Purpur gefärbter Leinwand, den Mantel hält eine goldene Schnur zusammen. An dem Hals funkeln köstliche Steine. Die Purpurbinde legt sich auch um die Stirn der Roddrudis, während Berthas blonde Haare von Goldschnüren durchschlungen sind, und auf Giselas Haupt ein feiner Schleier von Purpurgewebe liegt. Berthas Hals ist von köstlichem Marder umschlossen und der Mantel der Theodrada mit dunklem Rauchwerk verbrämt. Rodhaidis Umhang

¹⁾ Sidon. Apollin. ep. IV, 20. carm. 5, 238 ff. 7, 349. 454 ff. Claudian, b. got. 481. Venant. 9, 5. Paul. Diac. hist. Langob. 4, 23. Einhard, Vita Karol. M. c. 23.

ist von Seide, reich mit Gemmen besetzt und durch goldene Nadeln zusammengeheftet ¹⁾).

Zu dieser kostbaren Tracht stimmt das Patengeschenk, welches Judith, die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, der Gattin des dänischen Königs Harald bei ihrer Taufe gab: ein Kleid, von Gold- und Edelsteinstickerei starrend, goldene Binden mit Steinbesatz als Zier des Hauptes, ein kostbarer Brustschmuck, eine goldene Halskette, Armspangen, ein goldener, steinbesetzter Gürtel und ein Schleier mit Goldstickerei, welcher den Rücken herabfällt ²⁾).

Eine bildliche Darstellung dieser reichen Frauenkleidung gewährt eine Bibelhandschrift der Kirche S. Calisto in Rom, worin Kaiser Karl der Kahle thronend und umgeben von Männern und Frauen seines Hofes abgemalt ist ³⁾. Von den zwei Frauen, die links des Thrones stehn, trägt die erste, wahrscheinlich die Kaiserin, ein zinnoberrothes Oberkleid, das mit Goldborten an den Rändern und mitten hinunter besetzt und mit goldigem Blumenmuster gestickt ist. Aus den am Ellbogen endenden weiten Ärmeln kommen erst weitere ⁴⁾, dann enge weisse Ärmel eines Unterkleides, die am Handgelenk einen Goldbesatz haben. Ein weisser, goldverzierter Schleier bedeckt den Kopf und fällt mantelartig um den Körper herab. Die Ohren sind durch ein langes kettenartiges Gehänge geschmückt. Die sehr spitzen Schuhe sind mit Gold gemalt. Die zweite Dame trägt ein hellrothes Kleid mit blauer Blumenstickerei und Goldbortenbesatz. Ihr Schleier ist hellblau.

Die Frauenbilder im Stuttgarter Psalter ⁵⁾ aus dem 10. Jahrhundert zeigen denselben Stil. Das am Halse schliessende, bis auf die Füße reichende weite und doch faltenlose Kleid ist ungegürtet und hat auch keinen an der Taille

¹⁾ Übertriebenen Putz bei unrechter Gelegenheit wusste der grosse Kaiser mit Humor zu strafen, wie der Mönch von S. Gallen II, 17 erzählt.

²⁾ Ermold. Nigell. carm. in Ludov. IV, 370 ff.

³⁾ v. Hefner-Alteneck, Trachten, Text I, 55. Taf. 37.

⁴⁾ Über die langen Ärmel des 10. Jahrh. Richer, Hist. III, 37.

⁵⁾ v. Hefner a. a. O., Text I, 68 f. 72. 92 ff. Taf. 50. 53. 74. 75.

engeren Schnitt. Es zeigt unten einen breiten gestickten Saum, auf welchen von dem Halsbesatze sich mitten herunter ein breiter Streifen zieht. Die Ärmel liegen eng an. Nur selten sieht man einen weiter herabfallenden Oberärmel, aus dem der enge Unterärmel hervorkommt. Der Mantel, welchen mehrere Frauen tragen, wird mitten auf der Brust durch eine rosettenartige Brosche gehalten. Er ist aussen und innen mit einem Randstreifen verziert¹⁾. Die spitzen Schuhe haben eine Reihe Knöpfe auf dem Rücken des Fusses bis zur Spitze hin. Durch das Haar einiger Frauen sind weisse Bänder geflochten. Dieser Haarputz ist am Kopfe der h. Maria durch drei Nadeln mit Steinknöpfen festgesteckt. Bei den gekrönten Frauen fallen die Locken frei über den Nacken. Bei einer Frau ist der Mantel mit einer Art Kapuze versehen, welche über den Kopf gezogen ist (v. Hefner I, Taf. 74, 2). Die Farben der Kleider sind violett, roth, grün, die des Bortenbesatzes roth, violett oder gelb, des Mantels weiss, violett, blau. Die Schuhe sind schwarz, roth oder blau. Besatz mit Borten und edlen Steinen auf denselben ist auch hier reichlich zu schauen.

In dem 11. Jahrhundert trat im Anfang ein enger Schnitt des Kleides auf, welcher die Körperformen weit genauer erkennen liess als der bisherige taillenlose. Er erregte auch Anstoss²⁾ und ward von den Geistlichen als leichtfertig und schamlos gerügt. Zeugnisse desselben geben Miniaturen in einer Leipziger Handschrift des Gregorschen Commentars zum hohen Liede³⁾. Der Rock schliesst sich an der Taille eng an, besonders auffallend aber ist die Tracht des einen Mädchens. Es trägt ein dunkelblaues, mit rothem Ringornament gewirktes Oberkleid, das bis auf die Oberschenkel reicht. Das weisse Unterkleid ist von hier an ausgeschnitten und

¹⁾ Dieselbe Tracht der Frauen zeigt sich an manchen Bildern des Codex Egberti der Trierer Stadtbibliothek, in F. X. Kraus Ausgabe, Taf. 36. 37.

²⁾ Thietmar. chron. IV, c. 41.

³⁾ v. Hefner I. 120, Taf. 90.

fällt zurück. Man sieht daher die mit rothen Langstrümpfen bekleideten Beine, an denen eine Reihe weisser Knöpfe hinunterläuft. Das Oberkleid hat um die Taille und am unteren Ende einen breiten goldenen Bortenbesatz, am Halse einen mennigfarbenen. Die Ärmel sind eng. Auf dem langgelockten Kopf trägt das Mädchen eine weisse phrygische Mütze mit rothem Saume. An andern Frauenbildern jener Handschrift erscheinen die langen Hängeärmel, welche für das 11. Jahrhundert bezeichnend werden. Sie sind bei dem Bilde der Braut weissgefütert. Das blaue Oberkleid derselben, welches mit rothblauweissen Ringornamenten bedeckt ist, reicht etwa zwei Handbreit über die Knöchel; hier kommt das weisse Unterkleid hervor. Der Mantel ist mit weiss- und blaugeschupptem Pelzwerk (Feh) gefüttert. Auch der grüne Mantel der Königin in jenem Manuscript hat Fehfutter (v. Hefner I, Tafel 89).

Ausser den weiten Oberärmeln und dem engeren Schnitt der Taille ist die Tragweise des Schleiers für die Frauentracht des 11. Jahrhunderts charakteristisch. Derselbe wird oft turbanartig um den Kopf gewunden und fällt entweder frei den Nacken hinab, oder wird um den Hals gelegt und hängt dann nur an der linken Schulter herunter¹⁾. Der Rock schloss zuweilen mit einem Besatz unterhalb des Knies ab, so dass das Unterkleid ziemlich weit sichtbar war²⁾. Diese Tracht des 11. Jahrhunderts ging in das 12. Jahrhundert über. Sie bestund also bei vollständigem Anzuge aus dem Unterkleide oder dem Hemde, aus dem Rocke, welcher unten und an dem Unterarme, zuweilen auch am Halse das Hemde frei liess, aus dem Mantel und dem Schleier. Rock und Hemde waren enger geworden als früher.

In dem 12. Jahrhundert ward der sich anschmiegende Schnitt nicht nur beibehalten, sondern es kam sogar das Schnüren auf, wogegen ebenso wie gegen die Menge des zur Kleidung verbrauchten Gewandstoffes die h. Elisabeth von

¹⁾ v. Hefner I, Taf. 35. 43. 75.

²⁾ Ebd. Taf. 35. 42. 43 u. ein Beispiel vom Ende des 12. Jahrh. ebd. Taf. 25.

Schönau¹⁾ strenge Ermahnungen ausgehn liess (1156/57). Der Rock erweiterte sich nach unten und fiel faltenreich und mit einer Schleppe um die Füsse. Ebenso ward der Mantel nun weiter und faltiger und umgab den ganzen Körper in vollem reichem Fall. Diese Änderung, welche für lange Zeit Mode blieb, scheint um die Mitte des 12. Jahrhundert vollzogen²⁾. Die langen Oberärmel des Rockes, ebenso der turbanartige, mit seinen Zipfeln fliegende Schleier erhielten sich bis zum Ende jenes Jahrhunderts; das schöne Bild der reitenden, die Lanze schwingenden Superbia in dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg³⁾ zeigt jene Tracht üppig entwickelt.

Die Schuhe gingen spitz zu und hatten am Knöchel einen Seiteneinschnitt. Sie wurden zugeschnürt.

Ärmere und die Dienstboten trugen nach den Bildern gewöhnlich nur einen hemdartigen Rock, der von einem Gürtel umfangen ward.

Im 13. Jahrhundert kam der Bortenbesatz, der schon im 12. Jahrhundert weniger vorgeherrscht hatte als früher, mehr und mehr in Abnahme. Die weiten Ärmel verloren sich⁴⁾; das Obergewand ward zuweilen ärmellos getragen

¹⁾ Die Visionen der h. Elisabeth von Schönau, herausg. von F. W. E. Roth, Brünn 1884, S. 102. — Wenn Ivo v. Chartres (Anfang des 12. Jahrh. — Ivon. Epist., S. 538) den Französinen seiner Zeit *virilium vestimentorum imitatio* vorwirft, so wird der enge Schnitt gemeint sein.

²⁾ Vgl. v. Hefner I, 84, Taf. 64. — Als französische Mode wird von Dichtern des 12. und 13. Jahrh. der engere Schnitt um die Weichen bezeichnet: Athis C^o. 63. D. 160. Erech 1551. Lanzel. 5800. Trist. 10908. Engelh. 3042.

³⁾ Engelhardt, Taf. 6. Auch gegen die *arrogantia crinalis operimenti* eiferte Elisabeth von Schönau, als eine Erfindung *venalium mulierum* (feiler Weiber), die für ehrbare Frauen sich nicht zieme.

⁴⁾ Wenn Brünhild bei dem Wettkampfe mit Günther-Siegfried, um die Arme frei zum Wurfe zu haben, die Ärmel um dieselben schlägt (Nib. 427, 1), so verräth sich darin die Tracht aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., die freilich in das 13. Jahrh. hinein dauerte, wie das Siegel der h. Hedwig, Herzogin von Schlesien († 1242), beweist: A. Schultz, Schles. Siegel II, 8.

und wegen seiner faltigen Schleppe im Gehn auf der einen Seite aufgenommen.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts kam wieder ein etwas weiterer Schnitt um den Oberkörper in Aufnahme.

Die Dichter seit dem letzten Drittel des 12. Jahrhunderts geben in ihren Dichtungen nicht selten Schilderungen der modischen Tracht. Wir wollen einige dieser zeitgenössischen Zeugen hier vernehmen.

Heinrich von Veldeke¹⁾ beschreibt Didos Anzug also: sie trug ein feines, weisses, schön genähtes Hemde mit Goldstickerei, das sich eng an ihren Körper legte; darüber einen weiten Rock von grünem Sammt, mit Perlen und Borten besetzt und mit weissem Hermelin und rothen Kehlstücken gefüttert. Die Ärmel waren eng. Eine kunstvolle Borte, aus Gold und Seide gewebt, umgürtete den Rock. Ihr Mantel war von grasgrünem Sammt und mit weissem Hermelin gefüttert und breit mit braunem Zobel besetzt. Weil sie zur Jagd ritt, war der Mantel nicht lang. Ihr Haar war mit einem Seidenbande umwunden; sie trug darüber einen grünen Sammthut, den eine Borte umschloss.

Nach Hartmann von Aue²⁾ erhielt Ereks junge Gattin Enite von der Königin Ginover statt ihres ärmlichen Gewandes folgende Kleider: ein weisseidenes Hemde, darüber einen Rock von grünem Sammt, nach französischer Mode nicht zu enge noch zu weit geschnitten, mit spannbreitem Besatz und an beiden Seiten mit Goldfäden tief hinunter geschnürt. Ihre Taille umschloss ein modischer irischer Riemen. Vor der Brust trug sie eine handbreite Spange mit einem Rubin. Der lange Mantel von prächtigem Sigelat war mit Hermelin gefüttert und mit Zobel vorgestossen. Kreuzweise war eine Borte über ihr Haar gewunden.

In Wirnts von Gravenberg Wigalois wird der prächtige Anzug des schönen Fräuleins beschrieben³⁾, mit der sich Gawein verbindet. Über einem weisseidenen, goldgestickten,

¹⁾ Eneide 1687—1733.

²⁾ Ereke 1541—1578.

³⁾ Wigal. 749—847, vgl. auch ebd. 10531—10566.

oben gefältelten Hemde trägt sie einen weiten Rock, der aus grünem und aus rothem Sammt zu gleichen Theilen geschnitten ist, goldgestickt und mit Hermelin durch und durch gefüttert. Eine prächtige, steinbesetzte Borte, deren Rinken ein Smaragd bildete, worüber in Gold getrieben ein Adler liegt, während die Spangen perlenbesetzte goldene Thierbilder sind, umschliesst sie als Gürtel. Der weite und lange Mantel ist aus goldgesticktem Sigelat und mit Hermelin gefüttert; auf das Futter sind Mond- und Sternbilder aus irischem bläulichem Seethierfell gelegt. Schwarzer und grauer Zobel war vorgestossen. Die Mantelhafte waren golden und mit Edelstein besetzt. Vor dem Busen trug sie nach französischem Brauche eine Spange, darin ein Karfunkel leuchtete mit dem Amorбилde. Aus Golddraht und bunten Seidenfäden war das Schapel gearbeitet, das auf ihrem lockigen blonden Haare lag. Lange, mit Gold durchflochtene Zöpfe hingen vom Haupt hernieder. Den weissen Hals umschloss ein breiter Zobelstreifen.

Es wird an diesen drei Schilderungen, die aus den letzten Jahrzehnten des 12. und dem ersten des 13. Jahrhunderts stammen, genügen können, da andere für den ganzen Anzug keine neuen Züge ergeben und wir die einzelnen Kleidungsstücke im besonderen nachher durchmustern werden. Die erhaltenen Abbildungen in Handschriften des 13. und des anfangenden 14. Jahrhunderts, die plastischen Denkmale und die Siegelbilder erläutern die dichterischen Worte¹⁾.

Bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts blieb die weibliche Tracht dieselbe. Das Hemde oder Unterkleid, der

¹⁾ Ich verweise auf v. Hefner-Alteneck, Trachten I.; Weiss, Kostümkunde II, 2.; v. d. Hagen, Bildersaal altdeutscher Dichter, oder F. X. Kraus, Die Miniaturen der Manessischen Handschrift, Strassb. 1887. Camesina, Die ältesten Glasgemälde des Stiftes Klosterneuburg und die Bildnisse der Babenberger in Heiligenkreuz (Jahrb. der k. k. Centralcommiss. IV, Wien 1850); C. P. Lepsius, Über die Stifter des Domes zu Naumburg und ihre Statuen, Naumburg-Halle 1822; Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Mittelalterliche Frauensiegel; A. Schultz, Höf. Leben I², 244 ff. und Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. 284 ff.

Rock und der Mantel sind ihre vollen Theile. Gegen die Mitte des Jahrhunderts kam die französische Mode mehr zur Geltung. Obgleich der Mantel auch jetzt noch ein Hauptstück blieb, ward Unter- und Oberkleid oft ohne denselben getragen.

Das Unterkleid ward in Frankreich am Oberkörper enger geschnürt und am Halse tiefer ausgeschnitten. Der Oberrock richtete sich ganz darnach, und was oben gekürzt ward, setzte man unten zu: die Schleppe machte man weiter und länger. Über den Oberrock ward zuweilen, wenigstens am Rhein, noch ein eng anschliessendes Leibchen getragen¹⁾.

Hiernach richteten sich auch die deutschen Frauen. In den unteren Classen freilich blieb die gewöhnliche Hauskleidung das lange weite, vom Hals bis über die Füße fallende Hemde²⁾, aus Wollenstoff gewöhnlich gefertigt, das zuweilen eine Handbreite unter der Brust gegürtet wurde. Der Kopf war bei den Mädchen unbedeckt, Frauen trugen das Schleiertuch, das auch den Hals verhüllte, oder die Kopf- und Kinnbinde. Lange Strümpfe und spitze Schuhe deckten Unterschenkel und Fuss. Die Constanzer Fresken aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts³⁾, ebenso Bilder in Handschriften aus jener Zeit bezeugen diese ältere deutsche Frauentracht.

Zu Hofe und in Gesellschaft aber trugen vor 1350, wie der Limburger Chronist Tilmann Elhen erzählt⁴⁾, die Frauen einen Unterrock mit engen Ärmeln und ein Oberkleid oder Surkot, das an den Seiten aufgeschlitzt und im Winter mit Buntwerk, im Sommer mit Zindel gefüttert war. Die Bürge-

1) Weiss, Kostümkunde. Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrh. bis auf die Gegenwart, S. 76 ff.

2) v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. II, 31. 43. v. Hefner II, Taf. 149.

3) Herausg. von L. Ettmüller, Zürich 1866 (Mittheil. d. Antiquar. Gesellsch.).

4) Die Limburger Chronik, herausg. von A. Wyss, Hannov. 1883, S. 36.: die frauwen gingen gekleidet zu hoben unde zu dornzen mit parkleidern (unsicher was parkleider sind). — heuken sind Mäntel, die lang oder auch kurz nach verschiedenen Stellen der Limburger Chronik damals getragen wurden. — dornze (dürnitz) bedeutet an sich eine Stube und wird für Gesellschaftszimmer gebraucht.

rinnen trugen dazu passende Heuken, die man velen nannte, von feinem Wollenstoffe und eng gefältelt mit einem fast spannenbreiten Saum. Einer kostete 9—10 Gulden.

Um 1351, als das grosse Peststerben und die daraus entspringenden Bewegungen der Geisel- und der Römerfahrt sowie des Judenmordes vorüber waren und die Welt wieder anhub zu leben und fröhlich zu sein, kamen auch neue Trachten auf. Die Männer legten Röcke ohne Gere an, das ist ohne den keilförmigen Einsatz, der den Rock unten ebenso erweiterte als verzierte. Sie schlossen unten eng an und reichten anfangs eine Spanne über das Knie, dann kürzten sie sich noch und reichten nur eine Spanne unter den Gürtel. Dazu trugen die Männer runde und weite Heuken, die man Glocken hiess, lang oder kurz nach Gefallen. Da fingen auch die langen Schnabelschuhe an. Die Frauen schnitten das Hemde tief aus, so dass man die Brust beinahe zur Hälfte sah ¹⁾.

Die Narretei war auf der männlichen Seite stärker als auf der weiblichen. In der Wolfenbüttler und Oldenburger Handschrift des Sachsenspiegels z. B. erscheinen bei der Erbtheilung (I, 3, 3) die Jünglinge als Modenarren in kurzer grün- und rothgetheilte Jacke mit dem Metallgürtel um die Hüften, in engen grauen Hosen und weit ausgeschnittenen Schnabelschuhen, während die Jungfrauen in langem, schlichtem, blauem Rocke und dem faltigen Mantel nach altem Schnitte dastehn. Derselbe ist auf der rechten Schulter befestigt und wird von der linken Hand hoch nach der Brust heraufgenommen. Er ist roth mit grünem Futter. Auf dem freiliegenden Haar tragen sie ein Rosenkränzlein ²⁾.

Sehr ähnlich ist die Kleidung auf dem Grabbilde der Frau Gudela von Holzhausen, Tochter des Schöffens Johann

¹⁾ Limburger Chronik, S. 38 f.

²⁾ Gruben de uxore theotisca, S. 191. Kopp, Bilder u. Schriften II, 11 ff. Die Kleiderordnungen des 14. Jahrh. geben viel Stoff für die Trachtengeschichte dieser Zeit, so die Speirer von 1356 im Anzeiger f. K. deutscher Vorzeit, N. F. III, 174 f. 201 f. Vgl. A. Schultz, Deutsches Leben des 14. u. 15. Jahrh. S. 285 ff.

Goldstein († 1371), im Frankfurter Dom¹⁾. Diese Frau trägt einen langen blauen, unten faltenreichen, ungegürteten, aber unter der Brust anschliessenden Rock mit engen Ärmeln, die bis zur Hand mit einer Reihe gelber Knöpfe besetzt sind. Der Rock schneidet grade und schlicht unter dem Halse ab. Der lange, von dem rechten Arm heraufgezogene violette Mantel mit weissem Futter ist über der Brust mit einer grossen goldenen Spange in Kreuzblumenform geschlossen. Den Kopf bedeckt eine Haube von Zeug mit aufgenähten, klein gefälten Spitzen. Von dem Hinterkopf fällt die Haube auf den Nacken und breitet sich in zwei Flügel aus, die auf den Schultern liegen. In der rechten Hand hält Frau Gudela ein grosses korallenes Paternoster.

Als Zeugen der zur selben Zeit schon verbreiteten neuen Kleidung kann ein Grabstein der Gräfin Elisabeth von Erbach († 1368)²⁾ dienen.

Hier hat das Fräulein, welches um das frei nach zwei Seiten herabfallende Haupthaar ein Schapel trägt, keinen Mantel, sondern einen enggefälten, ohne Schleppe über den Füssen abschliessenden Rock, über den ein knappes, bis zu den Hüften reichendes, die Schultern und den oberen Theil der Brust bloss lassendes Leibchen liegt, das vorn aufgeschnitten ist und durch Knöpfe geschlossen wird, ebenso wie die Unterärmel bis zum Ellbogen zugeknöpft werden. Die Ärmel decken die halbe Hand, sie sind am Oberarm mit Zacken besetzt und von den Ellbogen hängen Zaddelbänder tief herab. Auch die mittlere breitere Falte des Rockes ist vorn mit Knöpfen besetzt. Unten hat der Rock einen Saum. Über der Stelle,

¹⁾ Am besten abgebildet bei A. v. Eye und Maurer, Kunst und Leben der Vorzeit, Nürnberg. 1855, Heft 2. Vgl. auch v. Hefner-Alteneck II, Taf. 134. — Verwandt ist die Tracht auf dem Grabstein des Grafen Johann v. Wertheim und seiner zwei Frauen, ebd. Taf. 106, des K. Ruprecht von der Pfalz und seiner Gemahlin, Taf. 127, der Guda von Bellersheim (1394), Taf. 156, der Agnes Bernauer (1436), Taf. 163 (über die Spitzenhaube ist hier noch ein gesticktes Schleiertuch gelegt).

²⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 70. 94.

wo Leibchen und Rock zusammenstossen, liegt ein breiter, gegliederter metallener Gürtel, ein Dusing. Das Fräulein trägt lange Schnabelschuhe.

Bald nach 1370 kamen am Rhein nach dem Limburger Chronisten (S. 59 Wyss) die Tapperte¹⁾ bei Männern und Frauen auf. Um 1389 sodann ging nach demselben eine völlige Umänderung der Tracht vor sich. Frauen und Jungfrauen, edel und unedel, gingen mit Tapperten, die mitten durch einen Gürtel, der Dusing hiess, gegürtet waren. Die Frauen trugen auch böhmische Gugeln, die sie über den Kopf anzogen, und die ihnen vorn über das Haupt empor stunden, ähnlich wie man die Heiligen mit den Diademen malt (ebd. 79 f.). Die Männer übertrafen auch jetzt wieder die Frauen an Geckenhaftigkeit²⁾.

Bei diesen waren die Entblössung von Brust und Nacken und die Verlängerung der Schleppen ein hervortretender Zug der Mode. An Röcke und Mäntel wurden breite Säume gesetzt. Das geschnitzelte Zaddelwerk, Knöpfe an dem Brusteinschnitt, der zuweilen bis ganz hinunter verlängert wird, auch an den Ärmeln Schellenbesatz, Prunk mit dem Gürtel und mit dem Kopfputz, überhaupt Aufwand in Schmuck und kostbaren Stoffen charakterisiren ausser dem ausgeschnittenen Kleide und der Schleppe die weibliche Kleidung vom Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Der Gürtel wird eng unter den Busen gelegt und dieser emporgeschnürt. Durch diese Unsitte wird die ganze Gestalt gegen früher verändert.

In dem 15. Jahrhundert ward mit der Haartracht, den Schleiern und Hauben unter fremdem Einfluss viel gekünstelt. Der Mantel erhielt zuweilen einen aufrechten Kragen (Kragemantel). Der Rock war bald mit enger Schnürung, bald weiter beliebt. Die Ärmel des Oberkleides fielen vom Oberarm sehr

¹⁾ tabard, tapart, taphart, tappert, mlt. tabardum, franz. tabard, ein langer Überwurf.

²⁾ Über die unanständige männliche und weibliche Tracht um 1367 eine wichtige Stelle im Chron. Mogunt. in den Chroniken der deutschen Städte. Mainz. II, 174 f. (dazu Scheffer in d. Mittheil. d. österr. Instituts f. Geschichtsforschung XIII, 153).

oft bis zu den Füßen herunter. Überhaupt wechselte der Geschmack hin und her¹⁾, bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts die reiche burgundische Tracht in den vornehmen und vermögenden Kreisen die Oberhand gewann. Die Bestandtheile der weiblichen Kleidung sind die alten des 13. und 14. Jahrhunderts, aber die schweren brocatenen und leuchtenden Stoffe sind neue Fabrikate und der Schnitt ist ein anderer²⁾. Das Unterkleid ist wie ehemals nur an der Brust, die aber stark entblösst wird, und unten am gestickten Saume sichtbar. Das Oberkleid (*robe*, *cotte-hardie*) war unter dem Busen gegürtet und fiel in schweren Falten zu den Füßen, hinten in lange Schleppe ausschweifend. Saum und Schleppe war mit Sammt und bei den edlen Fürstinnen mit edlem Pelzwerk besetzt. Der Mantel war ebenfalls von schwerem Stoffe, denn er ward nur zu grossen Festlichkeiten in der vornehmen Welt getragen. Er war mit Hermelin und Zobel gefüttert und schloss sich durch ein breites Band vorn über der Brust.

Das Haar ward aus dem Gesicht völlig hinausgestrichen und unter einem Haubenaufbau, der zuweilen durch ein Drahtgestell gehalten ward, verborgen; manchmal wurden Tücher turbanartig um den Kopf geschlungen.

Neben dieser burgundischen Staatstracht wurden selbst von vermögenden und vornehmen Frauen und Mädchen die Kleider im Geschmack der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ziemlich unverändert fortgetragen. Wir finden also das enge Unterkleid, das sich sowohl zuweilen am Busen als Deckung desselben im tiefen Ausschnitt des Oberrockes zeigt, als auch unter letzterem hervorkommt, wenn derselbe herausgenommen wird. Die Ärmel des Unterkleides sind eng, während die des Rockes nicht selten, wenn auch nicht immer, weit und lang herabfallen. Die Mädchen tragen entweder das Haar nach

¹⁾ Einige Beispiele: v. Hefner-Alteneck II, Taf. 58. 90. 93. 99—102. 119. 142. 167. — Eine lebhaft, wenig schmeichelhafte Schilderung des Aufzugs der vornehmen Frauen um 1420 macht der Dichter von des Teufels Netz 12067—12116.

²⁾ v. Hefner-Alteneck II, Taf. 10. 38. 69. 104. 132.

alter Weise lang und fliegend oder halbkurz geschnitten und gekräuselt. Das Haar ist zuweilen in einen einzigen starken und langen Zopf geflochten. Als Schmuck sieht man auf den Bildern den altüblichen grünen Kranz oder ein Stirnband mit drei aufrechten Federn. Die Frauen haben verschiedenartige Hauben¹⁾. Auch der weite faltige Mantel kommt namentlich bei feierlicher Tracht vor, zusammen mit dem einfachen, weiten und langen Rock und dem Schleiertuche, das in gebrochenen Falten auf Schultern und Nacken fällt²⁾.

In den unteren Ständen war die Kleidung einfacher und praktischer. Auf den Thürflügeln des Aachener Domschatzes, welche Bilder aus dem Leben der h. Jungfrau von einem Schüler des Johann van Eik haben, sieht man z. B.³⁾ eine Bürger- oder Bauerfrau in einem zinnoberrothen, bis auf die Füße fallenden, aber schleppenlosen Kleide, das vorn zugeschnürt ist⁴⁾; sie hat eine hellblaue Schürze vorgebunden, die Ärmel sind durch einen schwarzen Überzug geschützt und um die Schultern ist ein weisses Halstuch geschlungen. Auf dem Kopf trägt sie einen Aufsatz in Form eines breiten Topfes, über den ein weisses Schleiertuch den Rücken herabfällt. Die schwarzen Schuhe laufen spitz zu.

Auf einem Bauerntanz, welcher dem Martin Schongauer zugeschrieben wird, sieht man die jungen Dirnen im oben knappen, von der Taille ab weiter werdenden Rock, der bei den einen nur an die halbe Wade reicht, bei anderen tiefer hinabfällt. Die anliegenden Ärmel gehn bis auf das Handgelenk und haben hier einen kurzen Einschnitt. Hals und

¹⁾ v. Hefner-Alteneck II, Taf. 29. 48. 63. 65. 71. 73. 89. 107. 130. 160. 162. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg mit 26 Platten, Strassburg 1823. Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein. Taf. 19. 20.

²⁾ z. B. v. Hefner-Alteneck II, Taf. 173, und die Tracht der meisten heiligen Frauen auf Bildern des 15. Jahrh.

³⁾ v. Hefner, ebd. II, 60.

⁴⁾ Diese Schnürung, die auf den Unterleib hinabgeht und nach unten den Schlitz ziemlich weit offen lässt, um das Untergewand zu zeigen, kommt auch an Staatsgewändern vor, vgl. v. Hefner a. a. O. II, Taf. 119. 130; den Tanz der Herodias von Isr. van Meckenem bei A. Schultz, Deutsches Leben, Fig. 509.

Nacken sind ziemlich frei, doch bleibt der Busen gedeckt. Auch tritt das oben zugeknöpfte Hemd bei einem Mädchen hier hervor. Derbe Schuhe bekleiden den Fuss. Der Kopf ist mit einem Schleiertuch umwunden, dessen Enden im Tanze herumfliegen. Ein Mädchen trägt den Kranz, dasselbe, das auch einen Mantel über den Arm geschlagen hat. Eine ältere Frau hat denselben umgehängt und nimmt ihn unter dem linken Arm herauf. Dieselbe hat das Kopftuch zugleich um das Kinn gelegt. Vom Gürtel hängt ihr an langen Riemen eine Tasche mit Schere und eine Messerscheide herunter¹⁾. Dieselbe Tracht der Bäuerinnen zeigen die Holzschnitte des 16. Jahrhunderts.

Die wechselnden Moden und die für den häuslichen Wohlstand dadurch drohenden Gefahren hatten seit dem 14. Jahrhundert die städtischen Obrigkeiten immer wieder veranlasst, Verordnungen gegen den Luxus in Kleidung und Schmuck zu erlassen. Hier und da haben sich die Fürsten schon früher dazu berufen gesehen²⁾, wie denn die bischöflichen Synoden auch schon zeitig gegen Ausartungen der Kleidung, namentlich bei den Geistlichen eingeschritten sind. Die Kleiderordnungen werden im 15. Jahrhundert immer häufiger und bleiben bis in das 18. Jahrhundert Gegenstand der Gesetzgebung³⁾. Sie liefern natürlich reichliches Material für die Kenntniss der Tracht und der Gewerbe, sowie für Beurtheilung der Stellung der Gesellschaftsclassen gegen einander.

¹⁾ v. Hefner II, Taf. 154.

²⁾ Als erste Verordnung der Art kann schon das Capit. Karls d. Gr. von 808 gelten, worin im 5. Capit. Preisbestimmungen für Mäntel und Röcke der Vornehmen gegeben sind, die bei hoher Strafe nicht überschritten werden durften (*Capitularia regum Francorum* ed. Boretius I, 140). Im 13. Jahrh. wurden in die Landfrieden Verordnungen gegen den Luxus der Bauern aufgenommen.

³⁾ Ich verweise hier nur auf den Artikel Verordnung im Register zu Weiss, Kostümkunde. Vom 14. Jahrh. bis zur Gegenwart, S. 1426 f.

Ehe wir die einzelnen Theile der Tracht genauer beschreiben, wird es sich empfehlen, die Stoffe zu mustern.

Wir stellen nach der Schätzung, die sie in frühster Zeit bei den Germanen genoss, die Leinwand (linwät) voran. Schon früher haben wir ausgeführt¹⁾, wie beliebt sie war, und dass ihre Bereitung recht eigentlich Frauengeschäft im ganzen Mittelalter blieb. Deutsche Leinwand war geschätzt²⁾; deutsche Fürsten sandten besonders feines Gewebe als Ehrengeschenke an fremde Höfe, so Heinrich der Löwe nach Byzanz (Arnold. Lubec. I, 4), und deutsche Kaufleute handelten damit in das Ausland. Seit dem 12. Jahrhundert trat eine gewerbs- und zunftmässige Linnenweberei neben die Hausweberei. Die Leinwandweber (linwäeter) und Leinwandhändler³⁾ in den nord- und süddeutschen Städten ordnen ihre Verhältnisse durch Satzungen. Der Niederrhein, Niedersachsen und der Oberrhein sind gleichmässig theilhaftig. Von Constanz ward gegen 1290 eine so blühende Ausfuhr mit Leinwand betrieben, dass die dortigen Kaufleute Niederlagen in Brüssel und Paris hielten⁴⁾. Andererseits kam auch fremde Leinwand nach Deutschland: die lombardischen und venetianischen Städte schickten theils eigenes Erzeugniss, theils vermittelten sie das feine orientalische Linnengewebe, den Saben. Schon die Goten kannten ihn; Wulfila übersetzte das griechische *σινδών* mit *saban*, und die hochdeutschen Stämme, die Angelsachsen und die Romanen, kennen den gleichen, aus dem griechisch-lateinischen entlehnten Namen und gleichen Stoff⁵⁾. Im ganzen Mittelalter verstund man unter Saben ein besonders feines, ausländisches weisses Linnen, unter dessen besten Erzeugungsorten von Dichtern das Königreich Marokko genannt

¹⁾ Oben I, 162 f.

²⁾ Unter Ludwig dem Kinde ward Leinwand als Zins an die Ungarn gegeben, Gfrörer, Karolinger II, 439.

³⁾ linwätmenger, — mezzler, — snider; später auch Leinwandreisser (so in Schlesien).

⁴⁾ Schmoller, Die Strassburger Tucher- u. Weberzunft 362 f. Vgl. auch Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters I, 257—262.

⁵⁾ *σάβανον*, lat. *sabanum*, *savanum*; ahd. ags. *saban*; mhd. *saben*; prov. *savena*; span. *savana*.

wird (Lanzel. 4427). In welchem Werthe er stund, sieht man daraus, dass der Saben neben Sammt, Seide und Purpur¹⁾, ein andermal weit über Purpur und Baldekin gestellt wird (Gudr. 301). Er ward zu Hemden, Kleidern, Waffenröcken, Satteldecken und Banieren gebraucht und kam auch mit Gold durchwirkt vor²⁾. Ein feines fremdes Linnengewebe war dann der Bisse, der in Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts zuweilen unter den kostbaren Zeugen erscheint³⁾. Eine glänzende Gattung feines Linnen hiess von dem gleissenden Aussehen gliza; sie wird als Gewandstoff im 9. und 10. Jahrhundert genannt⁴⁾. Doppelgewebe derbe Leinwand hiess zwilich, Zwilich, wie noch heute. Ein beliebtes Linnenzeug war seit dem 13. Jahrhundert der Scheter, der in verschiedenen Farben vorkam (Lexer, Mhd. Wb. II, 714).

Ausser dem Flachs ward der Hanf verwebt, wie wir ebenfalls schon früher bemerkt haben. Auf den Musterhöfen Karls des Grossen musste auch Hanfgewebe (*canava*, *canavina*, *canevasium*) gefertigt werden. Weil dasselbe aber nur ein gröberes Zeug gab, nennen es die Dichter nicht. Aus grobem Hanf kann man keine Seide (oder auch nichts subtiles) spinnen, sagt das Sprichwort, ebenso: man muss zum Hanf greifen, wenn der Flachs versponnen ist. Von Werg aus Flachs und Hanf ward ein grobes Gespinnst und Gewebe gemacht, das *rupfine tuoch*, welches von dem ärmeren Landvolk getragen ward. Nach der Kaiserchronik (14800) verordnete Karl der Grosse den Bauern zu Hemd und Bruch (Hüfthose) sieben Ellen rupfenes Tuch. In dem bajuvarischen Stammgebiet wird noch heute rupfenes Gewebe gemacht und verbraucht (Schmeller II², 132).

Die Baumwollenzeuge konnten natürlich zunächst nur aus der Fremde eingeführt werden. Die Araber verarbei-

1) Tundal. 62, 67. Woldiet. D. 1147. Ulr. Trist. 774.

2) Lanzel. 3273.

3) gr. βύσσος. — Rol. 91, 16. Vor. Ged. 56, 3. 59, 10. Fundgr. II. 175, 30. Konr. v. Würzb. (MSH. II, 325^b). Walth. v. Rheinau 22, 13. 23, 5. 31, 28.

4) Graff IV, 291. Du Cange s. v. glizzum.

teten die Baumwolle in Spanien wahrscheinlich schon seit Ende des 8. Jahrhunderts und schickten ihre Gewebe besonders von Barcelona nach Oberitalien, wo wo aus sie weiter verhandelt wurden. Indessen fanden sich hier Nebenbuhler, indem Venedig und die meisten oberitalischen Städte allmählich eigene Baumwollenwebereien anlegten. Deutschland folgte erst später nach; auch der rohe Stoff kam über Italien ¹⁾ zu uns. Dies beweist schon das Wort *cottûn*, das bei Walther von Rheinau ²⁾, einem Dichter aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, für ein doppelt gefärbtes rothes Baumwollenzeug erscheint und dem italienischen *cottone* nachgebildet ist.

Schon im 14. Jahrhundert war in Deutschland ein Gewebe mit leinener Kette und baumwollenem Einschlag verbreitet: der *barkan*, *barchant* oder *barchat*, unser *Barchent*. Im Anfang des 13. Jahrhunderts nennt Ulrich von Zazikhofen in seinem *Lanzelet* 4828 den *barragân* ³⁾, der wahrscheinlich derselbe Stoff ist; er war von verschiedener Farbe: Ulrich v. Z. nennt rothen, Neithart von Reuenthal 35, 4 grasgrünen. In Schlesien erscheint der *Barkan* 1318 in den Handelsverzeichnissen, und gerade aus diesem Lande haben wir später die ersten sicheren Zeugnisse der Parchanweberei (1387 Schweidnitz). Um Ulm war schon 1403 die *Barchent*wirkerei auch auf dem Lande verbreitet ⁴⁾; die Strenge, mit der in Ulm die Schau gehalten ward, verschaffte dem Ulmer *Barchent* besonderen Ruf ⁵⁾.

Aus Wolleneinschlag in Linnenkette entstand der *Wiflinc*, ein grobes Gewebe, das Nonnen trugen ⁶⁾.

Wie in uralter Zeit bereits die Wollenweberei unter den Deutschen als Hausarbeit betrieben worden, haben wir früher schon erwähnt (I, 162). In die Schafwolle sind in der

¹⁾ Hüllmann, *Städtewesen* I, 71.

²⁾ *Marienleben* 31, 30.

³⁾ mlt. *barracanus*, frz. *baracan*, prov. *barragagan*.

⁴⁾ Schmoller, *Tucher- und Weberzunft in Strassburg* 441.

⁵⁾ Jäger, *Ulms Leben im Mittelalter*, S. 638 f.

⁶⁾ Renner 12734. Mone, *Zeitschr. f. d. Oberrhein* 9, 162.

Bronzeperiode zuweilen Thierhaare verwebt worden; im 8. Jahrhundert Ziegenhaare (Bonifac. ep. 3).

Der Buckeram der höfischen Zeit wird als Gewebe aus Bock- und Geissshaaren erklärt; besser wohl als Zeug aus Bokhara ¹⁾. Es wurden Hemden, Hosen, Röcke, selbst Zeltdecken daraus gefertigt, was auf verschiedene Dichte des Stoffes deutet. Der beste kam aus Syrien, Armenien und Cypern. Weisser Buckeram wird in deutschen Gedichten besonders hervorgehoben (Krone 2862. Ulrichs v. Eschenbach Wilh. v. Wenden 3581. Eracl. 4958).

Aus Kameelhaaren webte man das kamelin oder kamelin, bekannter unter dem Namen Kamelot, schamelât, schamelôt ²⁾. Er ward in Italien, sowie in Cambray und Amiens besonders gut gefertigt.

Die eigentlichen Wollenstoffe wurden aus Schafwolle gewebt. Diese Tücher haben alle Grade der Feinheit aufzuweisen, von dem derben, gegen Wind und Wetter tüchtigen Loden (nordisch vadmål) bis zu dem feinsten Scharlachen.

Die Hausweberei gab die ältesten und derbsten Wollentücher. Feinere Arten wurden im 8. Jahrhundert aus England nach Deutschland gebracht ³⁾, doch waren die friesischen Tuche so gut, dass Karl der Grosse sie in verschiedenen Farben (weiss, grau, blau, bunt) unter die Ehrengeschenke für den Kalifen Harun legte ⁴⁾. Friesland und die Niederlande überhaupt waren auch in dem späteren Mittelalter Hauptsitze der Wollenweberei, die sich seit dem 11. Jahrhundert hier sowie an der Donau gewerbsmässig entwickelte. In Flandern ist auch jenes lebendige lateinische Gedicht von dem Streit zwischen Schaf und Flachs entstanden, das die

¹⁾ Letztere Erklärung gab Fr. Michel, *Recherches sur la fabrication des étoffes de soie* II, 33. — mlt. *boqueramnus*, frz. *bouqueran*, *bougran*.

²⁾ mlt. *camelinum*; frz. *camelin*, *cameline*; — mlt. *camelotum*; frz. *camelot*; mhd. *schamelât*, *schamlot*. — J. Meier in *Z. f. d. Philol.* XXIV, 533.

³⁾ Bonifac. ep. 89. 124.

⁴⁾ Einhard. *vita Karoli* c. 16. Monach. Sangall. II, 9.

Vorzüge des Linnen- und Wollengewebes gegenüberstellt¹⁾ und gewissermassen den späteren Kampf vorbedeutet, der oft zwischen Linnen- und Wollenwebern in den Städten ausbrach.

In den Niederlanden ward zu feineren Tuchen vorzüglich englische Wolle verarbeitet, an der Donau verwebte man ungarische. Die vortreffliche spanische Wolle, die auf die arabische und berberische Schafzucht sich gründete, ging in die südfranzösischen und italienischen Werkstätten, von wo die Tuche nach Regensburg und dem Oberrhein gebracht wurden.

Die Tuche von London (Lunden), von Gent, Brügge, Ipern, Löwen, Brüssel, Dortrecht, Mecheln, Maastricht, St. Trond waren besonders berühmt. Köln war am Ende des 12. Jahrhunderts auch schon ein Hauptort der Tuchweberei und durch den grossen Kölner Handel gingen unter dem Namen des Kölner Tuches auch andere niederrheinische schon 1192 auf die Märkte von Regensburg und Wien. Augsburg, Ulm, Passau, St. Pölten, Tulln lieferten gute Gewebe. Am Oberrhein wurden Zürich, Constanx, Strassburg, am Mittelrhein Speier, Mainz und Frankfurt, in Niedersachsen Magdeburg, Quedlinburg, Soest angesehene Weberstätten. Im 14. Jahrhundert breitete sich die Wollenweberei auch in Böhmen und in Schlesien, namentlich in den Städten längs der Sudeten aus²⁾.

Während dieselbe hier in grösserer Verbreitung, gewerbmässig und nach rechtlicher zunftmässiger Ordnung, dabei immer aber trotz des Handelsverkehrs überwiegend in örtlichem Betrieb stand, dauerte die alte Hausweberei für den persönlichen Bedarf der ländlichen Familien fort. Die Bäuerin webte mit ihren Töchtern und Mägden den grauen

¹⁾ Der *Conflictus ovīs et lini*, gedr. in Haupts Z. f. d. A. XI, 215—218. Dass er nicht dem Hermann contractus angehört, darüber E. Dümmler in Z. f. d. A. XIII, 434.

²⁾ Hüllmann, Städtewesen I, 217—246. Schmoller, Die Tucher- und Weberzunft in Strassburg. G. Korn, Schlesische Urkunden zur Geschichte des Gewerberechts bis 1400, Breslau 1867.

Hausloden, obgleich auch dieses Zeug gewerbsmässig von den Lodern¹⁾, z. B. in Ulm, München u. s. w. gefertigt ward.

Mit den Wollenwebern hingen die Walker und Tuchscherer eng zusammen, während Leinwand- und Baumwollen- oder Barchentweber gewöhnlich eine abgesonderte Zunft bildeten, obgleich vieler Orten auch sämtliche Weber in einer einzigen Zunft sassen²⁾, der die Färber ebenfalls angehörten.

In den Dichtungen unseres Mittelalters kommen folgende ausländische Wollenzeuge vor.

Der Berwer (mlt. *barbaricum*, *barbetus*), ein zottiger Wollenstoff, im 14. und 15. Jahrhundert besonders genannt und zu Mänteln verwendet; benannt nach seiner ursprünglichen Heimat, der Berberei³⁾.

Der Brûnit oder Brûnât⁴⁾ war ein feiner dunkelgefärbter Wollenstoff, braun oder schwarz wie Pech (Engelh. 4692). Den Mönchen wie den Nonnen ward auf der Trierer Synode von 1227⁵⁾ verboten, ihre Gewänder aus *bruneta nigra* machen zu lassen; es war eine zu der Ordensregel nicht stimmende Üppigkeit. Über den Preis haben wir die Notiz in den Reiserechnungen des Bischofs Wolfer von Passau, dass der Brunet, den er in Ferrara 1203 zu einem Mantel (einer *faïla*) kaufte, 2 Pfund 8 Schill. kostete, der Zindel zum Futter 32 Schillinge (Wolfgers Reiserechn. herausg. von J. Zingerle, S. 25).

Ein gutes Wollentuch war auch der Fritschâl⁶⁾, der in verschiedenen Farben (grün, gelb, mattfarbig) zu Kleidern verarbeitet ward.

Die häufigste Art des guten Wollentuchs hiess Scharlât, oder, wie umgedeutet ward, Scharlachen, Schar-

¹⁾ lodære, lodenære: Loder, Loderer, Lodener, Lodler, Schmeller 12, 1444.

²⁾ Stahl, Das deutsche Handwerk 112—120.

³⁾ F. Bech in der Germania V, 187 f.

⁴⁾ mlt. *bruneta*, *brunetum*; afrz. *brunette*.

⁵⁾ Hartzheim, Concil. Germ. 3, 543.

⁶⁾ mlt. *friscalum*, *fritsatum*, *friscalatum*; — Belegstellen bei Benecke-Müller, Wb. 3, 410.

lach¹⁾. Keineswegs ist er immer roth; häufig wird brauner erwähnt²⁾. Ausserdem findet sich grüner und blauer genannt (Lachmanns Karlmeinet 53) und selbst weisser (Enikel bei Haupt, Z. V. 282, 505. Fischart, Geschichtklitterung c. 56). Der beste kam aus den Niederlanden, wo Gent dadurch berühmt war, dessen Scharlät brütlachen hiess (nach Wolframs Parz. 313, 4. Wilh. 63, 22). Auch der von Ipern und der englische hatten grossen Ruf³⁾. In Deutschland war Regensburger Scharlach berühmt, der auch nach Frankreich ausgeführt ward. In den Statuten von Clugny werden Scharlache und Barchente (baracanae) von Regensburg den Ordensleuten untersagt. Die Trefflichkeit der niederländischen Scharlache war zum Theil in den guten Färbereien begründet, welche dort bestunden⁴⁾.

Der Schürbrant von Arras, den nur Wolfram von Eschenbach im Parzival (588, 19) nennt, ist wahrscheinlich auch ein feiner Wollenstoff gewesen⁵⁾.

Häufiger kommt der Sei⁶⁾ vor, der besonders zu Hosen getragen ward und deshalb wohl ein festes Gewebe war. Ob er wie der im Namen eng verwandte Seit⁷⁾ aus Ziegenhaaren gefertigt ward, ist wohl nicht sicher festzustellen. Der Seit war in Scharlachfarbe (mlt. grana) gefärbt⁸⁾.

1) mlt. *scarlatum*, *scarletum*, *scarlata*; frz. *escarlate*.

2) Parz. 232, 26. Wilh. 63, 22. Wigal. 8871. Wigam. 1746. 4336. 4684. Georg 1462. Partonop. 3059. 11565. Troj. Kr. 26368. Ulr. Trist. 776. Heinr. Trist. 1942. Crane 1325. Demantin 516. 7416. 10094.

3) Gent: Parz. 313, 4. Wilh. 63, 22. Krone 505. 6857. Helbl. 2. 77. Lohengr. 3083. — Englischer Scharlach: Crane 1235. Demantin 329. 516. Ulr. Wilh., S. 135. Lohengr. 3845.

4) Hüllmann, Städtewesen 1, 247 ff.

5) Versuch einer Etymologie aus *securum* und *brandeum* German. II, 87.

6) mlt. *saja*, *sagia*, *saga*; prov. *saga*, *sava*; frz. *saie*. — Iwein 3456. Wilh. 196, 3. Tandar. 11593. Schmeller, Bayr. Wb. II², 335.

7) mlt. *sagetum*; frz. *saiette*. — Graff VI, 64. — Nach dem Namen müssen Sei und Seit ursprüngliche Mantelstoffe (*sagum*) gewesen sein.

8) Iwein 3454. Wigal. 1425. Helmbr. 140. g. Gerh. 4480. Habsb. Urb. 209, 11. 337, 22.

Nach der eisengrauen Farbe¹⁾ benannt war der Ferran²⁾, ein Gewebe aus seidener Kette mit wollenem Einschlag.

Unter den kostbaren Gewandstoffen nahmen die seidenen die erste Stelle ein. Die Heimat der Seide und der Bedingungen zu ihrer Fertigung, nämlich des Seidenwurms und des weissen Maulbeerbaumes, war Hochasien, vorzüglich das Land der Serer³⁾. Erst nach der Mitte des 6. Jahrhunderts war es griechischen Mönchen gelungen, den Wurm samt dem Baume, der ihn ernährte, nach Byzanz zu bringen. Unter besonderer Fürsorge des Kaisers Justinian erhoben sich nun in Konstantinopel, in Athen, Korinth und anderen Orten des Reiches treffliche Seidenfabriken, deren Gewebe mit den besten persischen wetteifern konnten. Seit dem 8. Jahrhundert wirkte dann die ornamentenreiche arabische Seidenfabrication auf die byzantinische. In Spanien entstanden seit Ende des 8. Jahrhunderts vortreffliche und im 10. bereits sehr blühende Webereien. Fast gleichzeitig ward auch Sizilien Sitz arabischer Gewerbethätigkeit; doch scheint die Fertigung der Seidenstoffe dort erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts grösseren Aufschwung genommen zu haben.

Der grosse Lagerplatz für die arabischen und die byzantinischen Seidenstoffe ward Venedig und von hier aus gelangten sie seit dem 11. Jahrhundert als Handelsartikel nach Deutschland. Bisher waren sie wesentlich nur als Geschenke von Byzanz oder aus dem Morgenlande an den kaiserlichen Hof oder in kirchlichen Gebrauch gekommen.

Im 13. Jahrhundert war Venedig nicht bloss Stapelplatz, sondern auch Fabrikort für Seidenstoffe geworden und von hier hatte sich diese Weberei nach Florenz, Bologna, Lucca, Siena, Padua, Verona verbreitet. Etwas später entstanden auch in Zürich, das für den venetianischen Seiden-

¹⁾ Du Cange s. v. ferrandus.

²⁾ Nib. 535, 3. Lanzel. 4844. frz. ferrandine.

³⁾ Ritter, Erdkunde 8, 694 ff. Fr. Michel, Recherches sur le commerce la fabrication et l'usage des étoffes de soie, d'or et d'argent, Paris 1854, 2 Bde. — Lesson, Histoire de la soie, Paris 1857.

handel nach dem Rhein Lagerort geworden war, die ersten Seidenwebereien.

Ausser side, Seide, ist phellol (pheller, phelle), das aus dem mittellateinischen palliolum entstund und ursprünglich den Stoff für die weltlichen und kirchlichen Prachtgewänder bezeichnete, ein allgemeiner Name für Seidengewebe¹⁾ geworden.

Die wunderbarsten Namen und Sagen tönen uns in den Gedichten über Bereitung und Herkommen des Pfellels entgegen. Im Wigalois (7431) wird erzählt, wie in der grossen Asia ein weiter hohler Berg liege, voll ewigen Feuers, in dem die Salamanderwürme einen unendlich kostbaren Pfellel wirken, der unverbrennbar sei²⁾. Im Wigamur (4462) heisst es, in der wüsten India bei der Burg Gramrimort wachse ein schlichter Baum, der trage die feinste Seide, glänzend wie gesponnen Gold; Pfellel daraus verleihe demjenigen, der ihn trage, unendliche Pracht. Fast alle Ortsnamen, wo der köstliche Zeug daheim sein soll, weisen auf Afrika und Asien. Ausser Arabien, Libien, Syrien, Sarazenenland, Griechenland, Babylonien, Ninive, Persien, Salonichi, Samarkand, Alexandrien klingen uns nämlich Namen für Fabrikorte des Pfellels entgegen, wie Adramahut in Morland, Akraton, Alamansura, Alzabe oder Azzabe, Agatysjente, Assigarziente, Azagouc, Belinar, Ecidemonis, Ethnise, Gnidunte, Ganfassasche, Ipopotikon, Kalomidente, Kampalie, Kandaloc, Neuriente, Patschar, Pelpiunte, Sarant, Suintin, Tabronit im Lande Tribalibot, Tangrunet, Thasme, Thesaite, Thopedissimonte, Tryant, Tussangule, Zazamanc³⁾. Auf sicherem Boden stehn wir bei Almaria

¹⁾ In einer Homilie einer St. Georger Handschrift wird allerdings gesagt: *din wige wolle dâ man scharlat und phellol ûz machet* (Mone, Anz. 8, 611). Aber alle übrigen Zeugnisse sprechen für Pfellel als Seidenzeug; nur Gudr. 1189, 3 werden unter den *wigen pfellen* weisse Wollenzeuge zu verstehn sein.

²⁾ Vgl. auch j. Tit. 945. 1659. Seifrieds Alex. 75* (Lexer). Daher hiess auch eine besondere Pfellelart *salamander*: Wilh. 366, 5—11. Meleranz 635. Lohengr. 6530. Altsw. 133, 22. 209, 14.

³⁾ Die von mir in der 1. Aufl. dieses Buches S. 422 gegebenen Deutungen oder Vermuthungen wiederhole ich nicht. Ich will auf A. Schultz, Höf. Leben I², 334—340 verweisen.

oder Almeria, dem berühmten Hauptsitze der arabisch-spanischen Seidenarbeiten, in welchem seit dem 10. Jahrhundert die blühendsten Fabriken kostbarer schwerer Stoffe arbeiteten.

So verschieden die Arten des Pfellels waren nach Schwere, Webeart und Ornamenten, so auch die Farben. Schon in althochdeutscher Zeit wird brauner, rother, blauer, grüner und schwarzer erwähnt¹⁾; später nennen die Dichter noch purpurfarbenen, violetten, weissen und gelbfarbigen. Allerlei eingewebte Ornamente, ferner Durchwirkung mit Goldfäden vermehrten die Pracht. Der Pfellel ward nach den Dichtern nicht allein zu den Kleidern, sondern auch zu Überzügen der Betten und Sitze und zu Ross- und Zeltdecken verwandt.

Als besondere Arten von Seidenstoffen werden in den deutschen Gedichten der höfischen und nächstfolgenden Zeit folgende genannt.

Der Achmardi, Achmardin, auch Pfelle von Achmardi (Ulrichs Wilh. v. Wenden 1480) genannt, war ein grüner, noch über den Sammt geschätzter Stoff²⁾, den Wolfram v. Eschenbach zuerst nennt; von ihm empfangen seine Nachahmer diesen Namen. Ob er wirklich existirte, steht daher dahin. Dagegen war ein allbekannter schöner Stoff der Baldekin³⁾, Pfellel von Baldak (Bagdad, Babylon), wo berühmte alte Seidenwebereien bestunden⁴⁾; er war ein Gewebe aus Seidenkette mit Goldfädeneinschlag in Federmuster (opus plumarium) und gehörte zu den besten Seidenzeugen⁵⁾.

Der Blialt (Bliät, Bliand)⁶⁾ ist nach den deutschen Gedichten ein aus Seide und Gold, oder aus Seide zweier

¹⁾ Graff, Althochd. Sprachschatz III, 334.

²⁾ Parz. 14, 20. 36, 27. 71, 25. 235, 20. j. Tit. 1504. 3326. Ottokar 69062. Lohengr. 2488. Ulr. Wilh. d. heil. S. 104.

³⁾ mlt. *baldakinus*, *baldekinus*, *baldechinum*, *baudekinus*; frz. *baudequin*.

⁴⁾ Ritter, Erdkunde 10, 275.

⁵⁾ Aus später Zeit ein *rücher baldekin* Altsw. 24, 26.

⁶⁾ Die gewöhnliche Form im Mhd. ist *bliät*, *pliät*; *blialt* kommt vor im Rol., bei Herbort, im Parz., in der Krone, *bliant* in der Krone und in Heinrichs Tristan. — roth und grüner Bliat Turn. v. Nant.

Farben gewebter, übrigens auch einfarbiger Stoff, während im Mittellateinischen und Romanischen unter *blialdus*, *bliandus*, *bliat bliaud*, ein über dem Hemd getragener Rock verstanden ward.

Aus verschiedenfarbiger Seide und Gold war auch der *Cielât* oder *Siglât* gewoben, ursprünglich gleich dem *Bliat* nach dem Gewande benannt, zu dem er häufig verarbeitet ward (der *cyclas*). Im Rolandsliede wird ein Prachtrock *Geneluns* beschrieben (Grimms Ausg. 57, 13 ff.) von gutem *cyclâde*; Thiere und Vögel sind mit Gold hineingewoben (frz. *siglaton*).

In Eilharts von Oberge *Tristan* 2079 werden *cyclât* und *cornit*, *diasper* und *samit* neben einander genannt; hiernach ist der *Cornit* wohl auch für ein Seidenzeug zu halten.

Nach dem jaspisartigen Muster war der *Diasper* benannt, den unsere Dichter nicht häufig nennen¹⁾; in französischen Gedichten erscheint er öfter. In mittellateinischen und französischen Schriften wird namentlich weisse *diaspra*, *diâpre* erwähnt.

Drianthasmê (Eneide 9309. Parz. 775. 5) scheint auf das *pallium triacontasimum*, vielleicht ein sehr dichtes Seidenewebe, zurückzugehn. Der Name wird von den Dichtern an jenen Stellen mit einem andern Stoffnamen, *Sarantasmê*, gereimt, das als *Sarantasmum* im mittellateinischen ein sarazenisches kostbares Seidenzeug bezeichnet.

Das nur von Veldeke (Eneide 9308) genannte *Ôsterin* war auch eine schwere Seide, die von französischen Dichtern oft erwähnt wird.

341. roth und blauer Apollon. 544. weiss und roth Tr. Kr. 20102. blau und gold Tr. Kr. 7472. rother *Bliat Flore* 1547. 5442. 5487. Als Goldstoff wird der *Bliant* noch in dem *Recess König Christians IV.* von Dänemark v. 1615, Art. 27 genannt.

¹⁾ Eilh. Trist. 2080. Krone 514. 14764. 29217. — Du Cange s. v. *diasperatus*; *Italis diaspro est jaspis, nostris diaspré variegatus, diversicolor instar jaspidis.*

Das Palmât, auch die Palmâtseide oder Seide von Palmât war ein zu Palma auf den Balearen gewebter, geschätzter und weicher¹⁾ Stoff. Er galt dabei für so fest, dass er besser als ein Harnisch vor Wunden schützte²⁾. Rosenarbener wird besonders genannt, bei dem wir an den Rôsat³⁾ (rôsat, rôsé) denken können, der bei uns zuerst von Wirnt von Gravenberg erwähnt wird.

Ein pfauenfarben schillender (Altswert 44, 16 f.) oder im Pfaufedermuster gewebter Stoff hiess Pfâwin, in französirender Form pavilîon⁴⁾.

Ein besonders geschätztes und zugleich früh verbreitetes Seidengewebe war der Purper⁵⁾. Er war von den verschiedensten Farben: purpurbraun (Trist. 15841), violett (Tr. Kr. 2945), gelb (Krone 7759. Turn. v. Nantes 173. Tr. Kr. 12084), grün (Tr. Kr. 25514, 26229, 32441), grün und schwarz schillernd (Eracl. 3801); blau (Partonop. 15185. Lieders. Nr. 25, 269), rosenroth (Tr. Kr. 37271, 39309), rosenroth und weiss schillernd (Tr. Kr. 20075 ff.), schwarz (Tr. Kr. 25780). Wenn uns in den Erfurter Jahrbüchern zum Jahr 1135 (Mon. Germ. VIII, 540) berichtet wird, dass Kaiser Lothar zu Merseburg eine griechische Gesandtschaft empfing, die ihm Gold, Edelsteine und verschiedenfarbige Purpure überbrachte, so erscheinen uns darin sowohl das griechische Purpurgewebe⁶⁾ als auch die bunten Farben, in denen der Stoff gefärbt ward, von denen in Konrads von Würzburg Trojanerkrieg (27708)

¹⁾ *er griffe palmâtsiden an, sô linde was ez überal* Trist. 15889. *der eine wec ist linde als pfeller, balmât unde side* Berth. Pr. I. 66, 14. *ir ermelin vil weicher als ein palmatside* Altd. Bl. 2, 392.

²⁾ Schwanr. 1047. Tr. Kr. 32263. Vgl. auch *von palmât ein collier* Wilh. 422, 19.

³⁾ ml. *rosatum velum*.

⁴⁾ *pfâwenkleit* Nib. C. 1234, 1. — *ein wât von eime pavilîone, des varwe als ein pfâwe gleiz von golde und von siden* Krone 8220. — Kleider von Seide, die mit abgezogener Hals- und Rückenhaut des Pfauen, Pfaufedern und anderem Gefieder besetzt waren, erwähnt der Monach. sangallens. II, 17 (Pertz II, 760).

⁵⁾ mlt. *purpura*; gr. πορφύρα; prov. *porpra*, *polpra*; frz. *porpre*.

⁶⁾ Konr. Tr. Kr. 14931.

weiss, braun, roth, gelb, grün und blau bei Schilderung der festlichen Purpurkleidung der Frauen am Hofe des Königs Lykomedes genannt werden. Der Purpur ward auch mit Goldfäden, mit andersfarbigen Streifen und mit allerlei Ornamenten gewebt.

Der brennend leuchtende Pôfúz, den Wolfram in seinem h. Wilhelm (364, 27. 367, 26) nennt, woraus der Dichter des Titirel poufemin¹⁾ macht, ist der französische bofuz. Ein einziges Mal wird der Saffin (Strickers Daniel 6572) und der Sarumin²⁾ erwähnt, wohl kostbare Zeuge aus arabischer Fabrik; ebenso ist der Triât oder Triant³⁾ ein verzierter schwerer Stoff.

Öfter lesen wir vom Triblat in den deutschen Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts, aus denen sich ergibt, dass es ein bunter Seidenstoff war, in welchen mit Gold- oder andersfarbigen Seidenfäden Thierornamente gewebt waren⁴⁾. Er wird zu den Pfellen gerechnet. Der Kateblatin (mlt. catablattan) wird nur von Veldeke (Eneide 12940) angeführt.

Ein griechisches Gewebe war der Dimît oder Timît⁵⁾, den Heinrich von Veldeke (Eneide 9302, 12938) zuerst erwähnt. Es wird agleibrauner (Trist. 11124), schwarzer (Meler. 9268) und grüner genannt (Eneide 9302. Wigal. 2233. 3906).

Ein leichter Taft war der Zindâl oder Zendâl⁶⁾, der schon im 9. Jahrhundert im Abendland bekannt war und in allen Farben getragen ward. Auch goldgestickter kam vor (Herbort 479. Frauend. 79, 18. Flore 1549). Als leichterer

¹⁾ Die Stellen bei Lexer II, 289.

²⁾ Ulr. Lanzel. 862.

³⁾ *triât* Wigam. 1761. — *triant* Lexer, Wb. II, 1508.

⁴⁾ Eilh. Trist. 6590. Biter. 9860. Lanzel. 4816. Tr. Kr. 32554. — Unter dem mittell. *triblatton*, *triblattus* verstund man ein dreifarbiges Seidenzeug, Du Cange s. v. *triblatton*.

⁵⁾ δῖμιτος. — Der *dublêt* im Biter. 2308 wird wohl dasselbe wie der *dimît* sein.

⁶⁾ Auch *zindât*, *zendât*; mlt. *cendalum*, *cendatum*, *sendatum*, *sindo*; frz. *cendal*, *cendat*, *sendat*; alles von σύνδυς.

Stoff diene er zum Futter¹⁾. Als seine Fabrikorte waren Granada und Lucca berühmt²⁾. Der Regensburger Zindal, den Wolfram v. Eschenbach (Parz. 377, 30) nennt, wird griechischer sein, der die Donau heraufgekommen war und von den Regensburger Kaufleuten verhandelt ward³⁾.

Ein kostbares schweres Seidengewebe, wahrscheinlich aber von dem modernen Sammt verschieden, war der Samit oder Samât⁴⁾, den die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts häufig und in allen Farben (blank oder weiss, blau, braun, gelb, grün, grau, purpurn, roth, schwarz) nennen. Er kam natürlich aus dem Morgenlande⁵⁾, seit dem 14. Jahrhundert ward er aber vorzugsweise aus Italien bezogen⁶⁾. Eine unechte Art wird schon im Parzival (552, 12 samit pastart) erwähnt.

Wiederholt haben wir die Durchwebung der Seide dieser Stoffe mit Goldfäden (gespunnen gold) hervorgehoben, wodurch sie zu Goldbrokat wurden. Über die Stickerei der Gewänder und der Decken von mancherlei Bestimmung ist früher bereits gesprochen worden, ebenso über den sehr beliebten Besatz mit den Borten oder den aus Seide gewirkten Bändern, welche ebenfalls gestickt und auch mit edlen Steinen benäht wurden. Gold, Perlen und Edelsteine wurden nicht allein von der dichterischen Phantasie zum Schmuck reichlich verwendet, sondern auch in der Wirklichkeit geschah es von den reichen Herren und Frauen des Fürstenstandes und des Adels.

Egypten und Indien, Griechenland, Cypern, Arabien, Heidenland, der Kaukasus und Azagauk, Kurianz, Kusart und andere fabelhafte Orte des Orients erscheinen als die Fundorte dieser Smaragde, Saphire, Jachanten, Topase, Jas-

¹⁾ Parz. 301, 29. Elis. 540.

²⁾ Hüllmann, Städtewesen 1, 64. 66.

³⁾ Hüllmann 1, 335.

⁴⁾ ἐξάμιτος, mlt. *examitum*, *xamitum*, *sciamitum*, *samitum*; prov. *samit*; frz. *samet*.

⁵⁾ Aus Azagouc Parz. 234, 5. Alexandria Lanz. 8862. Baldak (Bagdad) Apollon. 18103. Ethnise Parz. 374, 26. Persia Mei 40, 30.

⁶⁾ Jäger, Ulm 649.

pise, Onichile, Chrysolith, Calcedone, Berylle, Amethyste, Rubine, Karneole, Karfunkel und sardischen Steine, der Perlen und des Goldes, das die Poeten reichlich an ihre Helden und schönen Frauen verschwenden.

Zu reicher Kleidung der mittelalterlichen Männer und Frauen war das Pelzwerk unentbehrlich. Über die Thierfelle, die zur ältesten Bekleidung der Germanen gehörten, haben wir früher gehandelt (II, 207 f.), ebenso wird Pelzwerk auch im 5. und den folgenden Jahrhunderten bei Schilderungen der Männertracht immer genannt¹⁾. Der Pelzhandel kam früh in lebhaften Betrieb, da auch der Orient und das südliche Europa die edlen Pelzarten hochschätzten²⁾. Norwegen und Schweden, Russland und Polen, Ungarn, die kaukasischen Länder waren die Gegenden, welche die begehrten und hoch bezahlten Felle lieferten. Kiew und Moskau wurden die Stapelplätze im Osten, Venedig im Süden, in Deutschland ward es das für allen Handel so günstig an der Donau gelegene alte Regensburg, dessen unternehmungslustige Kaufleute selbst nach Russland gingen, um dort die Felle zu kaufen. Die Ulmer folgten ihnen später nach. Seit dem 12. Jahrhundert traten norddeutsche Städte, wie Magdeburg, Quedlinburg, Braunschweig, zu den Handels- und Bereitungsplätzen des Rauchwerkes, und die aufstrebende Hansa bemächtigte sich dann bald des norwegischen und schwedischen Pelzhandels.

Marder, schwarzer Fuchs, Biber und Fischotter, Hermelin und Zobel waren die geschätztesten Pelzarten; die Felle der grauen Eichhörnchen wurden ebenfalls gern getragen³⁾. Unter den Ehrengeschenken, welche die Fürsten des

¹⁾ Claudian. b. got. 481. Sidon. Ap. ep. 1, 2. Venant. Fort. 9, 5. Isid. orig. XIX, 23.

²⁾ Über den Pelzhandel vom Norden nach dem Orient G. Jacob, Die Waaren beim arab.-nord. Verkehr im Mittelalter, Berlin 1891, und im Corresp.-Bl. der deutschen Gesellsch. f. A. E. u. U. XXII, 144 f.

³⁾ Kaninchenfelle wurden auch als Pelzfutter und Besatz verwendet. In dem Capitular von 808 verordnete Karl d. Gr. c. 5, dass kein Marder- oder Fischotterrock über 30 solidi kosten dürfe.

Ostens und Nordens sendeten, behaupteten Hermelin und Zobel eine grosse Stelle, und gegen den damit getriebenen Luxus machten sich die Stimmen der geistlichen Sittenrichter sehr oft laut. Notker der Stammler, der Mönch von Sanct Gallen, der unter Kaiser Karl III. die Thaten des grossen Karl beschrieb, erzählt (II, 17) das hübsche Geschichtchen, wie der Kaiser einmal, als er in Forum Iulii (Cividale in Friaul) Hof hielt, an einem kalten Regentage eine Jagd befahl und im schlechten Schafpelz auf dieselbe ging. Die friaulischen und venetianischen Grossen aber erschienen in köstlichen Marder- und Hermelinröcken und in Pfauen- und Seidengewändern; der Kaiser aber jagte rücksichtslos durch dick und dünn, und befahl, dass sie am andern Tage in denselben Kleidern sich wieder stellten. Als sie nun in den verdorbenen und zerfetzten Röcken erschienen, pries Karl seinen haltbaren Schafpelz und hielt ihnen eine Strafrede über ihren thörichten Luxus.

In der höfisch-ritterlichen Zeit gehörte die Fütterung und die Verbrämung der Staatsgewänder mit Pelz zur Eleganz, und sogar die Schilde wurden mit edlen Fellen beschlagen und Wappenfiguren daraus geschnitten¹⁾. Die Geistlichen, ja selbst die Ordensleute wurden von der Modesucht ebenfalls ergriffen, und noch im 14. und 15. Jahrhundert musste ihnen eingeschärft werden, dass sie kein anderes Pelzwerk tragen dürften als das ihnen gebührende schwarze Schaf²⁾.

Zur guten Fütterung (vuoter, veder) der Mäntel und der Röcke ward am gewöhnlichsten grâ unde bunt³⁾ verwandt, d. i. Grau- und Fehwerk.

¹⁾ Erek 2306. Parz. 18, 7. Trist. 6620. Lanzel. 374. Frauend. 482, 27. Konrad Tr. Kr. 11996. Turnier v. Nantes 181. 402. 485. 508. 598. 989. Über die Verwendung des Pelzwerks im Wappenwesen: Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Das heraldische Pelzwerk, 1867.

²⁾ Synod. Mogunt. 1316. c. 15. Halberst. 1408. c. 4 bei Hartzheim, Conc. Germ. IV, 260. V, 14.

³⁾ mlt. *griseum et varium*; frz. *gris et vair*.

Unter grà oder Grauwerk (griseum) verstund man die Felle der grauen Eichhörnchen, die namentlich aus Ungarn, Russland, Polen und Schweden kamen. An dem Merseburger Hoftage von 1135 erschienen die Herzöge von Polen und Böhmen und brachten dem Kaiser Lothar Grauwerk und Marderfelle als Ehrengaben¹⁾. Der Bischof von Breslau erhub am Anfange des 13. Jahrhunderts Eichhörnchen- und Marderfelle als Zehnten aus den Walddörfern, z. B. in der Castellanei Lähn²⁾.

Unter bunt oder vèch versteht man theils die Bälge der Ziselmäuse, die noch jetzt von Süden her bis Steiermark und in das untere Eisackthal verbreitet sind, theils die Wammen der Eichhörnchen. Die röthlichen Kehlstücke wurden besonders bei der Zusammensetzung der Wappen benutzt und dann das heraldische Roth kele (frz. gueules, engl. goules) genannt. Ziemlich in gleichem Werthe mit Grau und Bunt³⁾ war der Marder, der am häufigsten von den Russen erhandelt ward, bei denen kuny (Marder) die Bedeutung von Geld hatte. Auch im polnischen Pelzhandel traten die Marderfelle sehr hervor. Als Zins wie als Zollabgaben wurden sie daher auch im 12. und 13. Jahrhundert nicht selten gefordert⁴⁾. Sie dienten ebensowohl zur Herstellung ganzer Pelzmäntel und Pelzröcke, als zum Besatz. Auch Handschuhe von Marder waren üblich. Zwei Marderhandschuhe gehörten zu dem Zoll, den im 13. Jahrhundert die bayrischen Herzöge jährlich von Regensburg zogen.

Sehr im Werthe stunden die weissen Winterfelle des Harms, oder in Koseform des Hermel oder Hermelin, einer heimischen Wieselgattung. Kostbarer natürlich war noch das sibirische Hermelin, welches einen schwarzen Schwanz zum weissen Pelz hat. Seine Weisse wird vor allem gerühmt, die noch den Schwan übertreffe.

¹⁾ Annal. Erphesfurd. bei Pertz VIII, 540.

²⁾ Tzschoppe-Stenzel, Urkunden, S. 35.

³⁾ Buntwerk, eine kürsen von Bunt zu tragen war Rittersrecht. Limburger Chronik, c. 21. (S. 36. Wyss). Joh. Roth's Ritterspiegel 1776. 1798.

⁴⁾ Vgl. u. a. Zappert in den Wiener Sitzungsber. XIII, 126 f.

Später ist Hermelin zu tragen, Vorrang des Fürstenstandes geworden¹⁾. Im Mittelalter ist das noch nicht gewesen, wenn auch der Harm, weil er sehr kostbar war, nur von Reichen und Vornehmen getragen werden konnte. In den Bildern der Manessischen Liederhandschrift ist Kaiser Heinrichs Mantel mit Grauwerk gefüttert, während der bürgerliche Meister Heinrich Frauenlob von Meissen mit Hermelin an Mütze, Kragen und Mantelfutter prangt²⁾.

Am höchsten im Werth stand der Zobel, von dem die schwarze und die graue Art genannt wird (Parz. 231, 6. Wigal. 826). Er kam aus Russland, wie auch die Gedichte wissen (Athis D. 149. Mei 41, 19), in denen wir sonst noch Connelant³⁾ (Erek 2003) und Cumis, das Land der Sybille von Cumae (Lanzel. 8866), als Bezugsquellen dieser Felle genannt finden. Gewöhnlich begnügen sich die Dichter, der Wahrheit treu, nur von einem mehr oder minder breiten Zobelbesatz der Mäntel und Röcke zu erzählen, die mit Hermelin oder Seide gefüttert sind. Doch werden sie auch üppiger und berichten von ganzem Zobelfutter in Mänteln, Röcken und Decklachen⁴⁾ oder gar von Kleidern von Zobel⁵⁾. Zobelhüte⁶⁾ werden öfter genannt, es sind Hüte mit Zobelbesatz

¹⁾ In der Reichspolizeiordnung von 1538, tit. 13, 3 werden Hermelin und Zobel als höchstes Pelzfutter nur den Fürsten gegeben, den Grafen und Herren verboten. Noch nach der Ulmer Kleiderordnung von 1426 dürfen die bürgerlichen Frauen in gewisser Beschränkung Hermelinverbrämung tragen, Jäger, Ulm 512; 1411 war es ganz verboten worden.

²⁾ Auf den Bildern wird das Pelzwerk gewöhnlich grau oder blau mit weissem Pfauenspiegel gemalt, woraus die Eisenhütchen oder die Wolken der Heraldiker entstanden. Es ist schwer, nach Zeichnungen und Siegeln mit Sicherheit den Hermelin zu erkennen. Vor 1250 ist auf Siegeln dieses Pelzwerk in natürlicher Darstellung (Schwänzchen in Pelz gesetzt) kaum nachzuweisen, vgl. Fürst Hohenlohe-Kupferzell, Heraldisches Pelzwerk, S. 13 f.

³⁾ Nach Haupt Iconium, während W. Wackernagel bei Haupt, Z. IX, 563 bei Cunnelant und Cumis an Konelant = Quenolant, Finnland, gedacht hat.

⁴⁾ z. B. Parz. 231, 2 ff. 44, 20. 130, 17. 285, 16. Nib. 1764, 2.

⁵⁾ Nib. 534, 1. Ulr. Wilh. 125*. Virginal 580, 3.

⁶⁾ Erek 2016. Nib. 893, 3. MSH. 3, 377^b.

Aus der Verwendung des Zobels auf den Wappenschilden, der wir oben gedachten, folgte, dass Zobel in der heraldischen Terminologie für schwarz üblich ward. So braucht es schon Peter Suchenwirt (14, 339. Primisser).

Die Nachricht des Römers von der Verzierung der germanischen Pelzwämser durch Flecken fremder Seethierfelle (Germ. 17) lebt für uns auf bei den Angaben der Dichter des 13. Jahrhunderts, dass Kleider von Fischhaut getragen wurden (Parz. 570, 2) oder wenigstens mit Futter daraus¹⁾, oder dass Verzierungen aus solchem bläulichen Fell auf dem Hermelinbezug ausgeschnitten waren (Wigal. 810). Konrad von Würzburg (Troj. Kr. 2983, 20246, 20256, 31795, 32741. Turn. v. Nant. 601) theilt auch den Namen dieser lasurblassen, goldgesprenkelten oder auch brombeerbraunen Haut „eines wilden Fisches“ mit, Schinât²⁾. Welches Seethier solche Felle hergeben könnte, lässt sich schwerlich ergründen.

In Ulrichs Lanzelet (4838) wird ein Gewebe aus weissem Fischhaar erwähnt, das wilde Frauen wirken, und welches weit kunstreicher als Ferrân war.

Wir wenden uns nun zu der Betrachtung der einzelnen Theile der weiblichen Tracht.

Das unterste Kleidungsstück ist das Hemde, seinem Namen nach überhaupt die Bedeckung oder Verhüllung des Leibes³⁾. Es bezeichnete das Wort das nächste und nothwendigste Gewand, und so vertritt es während des ganzen Mittelalters das Hemde in unserem Sinne ebenso wie das Unterkleid, welches nicht selten ohne sonstige Gewänder getragen ward. Im ersten Falle war es wohl gewöhnlich von Linnen oder Hanfgewebe gemacht, zuweilen auch aus Werg-

¹⁾ Nibel. 354. Gudr. 1327. Biter. 1156.

²⁾ schinata, piscis genus, perca. Du Cange.

³⁾ Schon das einfache hamo bezeichnete das deckende Gewand; got. hamôn bedecken. Das mlt. camicia, ital. camiscia, prov. camisa, frz. chemise scheint nicht verwandt, Diez, Roman. Wb. unter camisia.

gespinnst¹⁾. Der feine höfische Anzug der Frauen kannte weisseidene Hemden.

Ob das Hemd so allgemein und so beständig getragen ward wie heute lässt sich bezweifeln. Wenigstens haben wir bildliche und schriftliche Zeugnisse dafür, dass man gewöhnlich ganz nackt im Bette lag²⁾; Beweise des Gegentheils sind seltener³⁾. Bei Tage und im vollen Anzuge scheint wenigstens in der höfischen Zeit bei einem ritterlichen Manne, geschweige bei einer Frau, das unterste Gewand unerlässlich gewesen zu sein, wie sich aus der kleinen Erzählung von dem Ritter (Ges. Abent. Nr. 69) ergibt, der durchnässt und durchfroren zu einem andern kommt, welcher ihn gastlich aufnimmt und deshalb ein grosses Feuer in der Stube machen lässt, bei dem ihnen allen sehr heiss wird. Der Wirt bittet den Gast, es sich ganz bequem zu machen, und als er sich sträubt, den Rock abzulegen, lässt er seine Knechte ihm denselben ausziehen. Da steht der Ritter vor den drei Fräulein, zwischen denen er sass, wie ein abgeschälter Stock, ohne Unterhose und Hemde⁴⁾, denn er besass keine. Alles erschrickt, der Wirt nicht am wenigsten; der Gast bricht zornig auf und vergisst dem Wirte niemals diese Schande, die er ihm aus übertriebener Dienstwilligkeit bereitet hatte.

Bei der Schilderung des Anzuges der Jungfrau Martina erwähnt Hug von Langenstein (13, 71 — 20, 61) weisses

¹⁾ Die rufene Pfait, Schmeller, Bayr. Wb. II², 132, wozu Martina 13, 79 verglichen werde.

²⁾ Im Göttweier Physiologus (11. Jahrh.) bildliche Darstellung der Nacktheit im Bett, im 14.—16. Jahrh. sind sie häufig, z. B. Engelhardts Staufenberg, Taf. 13 und S. 90. 98. 101. Peter Diemringers vorletztes Bild. — Schriftliche Belege: Krone 20841. Engelh. 4285. Partonop. 7779. Tr. Kr. 9087. Jolante 2738. Walewein 958. Jonchbloet Beatrijs, S. 50. Lund, Tägliche Leben in Skandinavien 172 ff.

³⁾ v. Hefner, Trachten I, 52. Engelhardt, Hortus, S. 90. — Nibel. 584. Eracl. 3213. 3564.

⁴⁾ *hemide* und *bruoch* werden als Untergewand von Rock, Hosen und Socken unterschieden im Gedicht vom Himmelreich 261 (Haupt, Z. VIII, 152), ebenso sind *hemde unde bruoch* zusammen aus Buckeram, Parz. 588, 15.

Hemde, Rock, Suckenie und Mantel als die vier Theile desselben. Und auch sonst geben die Dichtungen des 13. und 14. Jahrhunderts deutliche Belege dafür, dass von allen Wohlhabenden unter dem Rocke ein Hemd in unserem Sinne getragen ward¹⁾.

Für dasselbe hatte man im bajuvarischen Gebiete auch das Wort pfeit, das die Goten²⁾ bereits in der Form paida für Rock (χιτών) brauchten und das gleich Hemde den tunikartigen Rock sowie das Leibgewand bezeichnete. Noch heute ist es in beiden Bedeutungen im bayrischen Sprachgebiete üblich (Schmeller, Bayr. Wörterb. I², 443).

Das Pfeit (oder deminuirend Pfeitel) unter dem Rocke wird bei Männern und Weibern des 13. Jahrhunderts erwähnt³⁾. Wenn wir auch Grund zu der Annahme haben, dass es um dasselbe nicht überall auf das beste bestellt war, so finden wir doch später wenigstens eine ziemlich grosse Ausstattung mit verschiedenen Arten desselben. In der Hinterlassenschaft der 1428 verstorbenen Breslauerin Margaret, die in Diensten des Bäugelbeckens zu Wien wohl als Ladenmädchen stund, waren sechs Seidelphaid⁴⁾, sechs echselat Phaid (mit Achselstücken), vier Brustpfaid (wahrscheinlich Oberhemden für den Busen) und eines dieser hatte schwarze Ärmel.

Über den Brusttheil des Hemdes lag zuweilen wie ein Art Leibchen das Mieder (muoder, übermuoder).

Als der Rock an der Brust tiefer ausgeschnitten ward, seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, musste auch das Hemde die Mode mitmachen. Zuweilen, namentlich im

¹⁾ Wälscher Gast 2065. Wigal. 764. Frauend. 160, 28. 166, 25. 176, 5. Strickers Daniel 6577. Gudr. 1654, 4. Nib. D. 1066, 3. Heidin 372 (Kolocz. Cod., S. 200). Renner 10148.

²⁾ got. paida, gr. βαιτη, auch alts. péda, ags. pād, unbekannter Herkunft: W. Thomsen, Über den Einfluss der german. Sprachen auf die finnisch-lappischen, übersetzt von Sievers, S. 159.

³⁾ Helubr. 677. Übles Weib 662.

⁴⁾ Der Seidel war ein kurzer, ärmelloser Überrock nur mit Flügen, d. i. Ärmelansätzen, Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 311. Das Seidelpfaid ist ein ärmelloses Hemd, ebd. 304.

15. Jahrhundert, diente es aber im Ausschnitt des Rockes zur Deckung des Busens und ward dann mit Stickerei und allerlei Nähkunst verziert¹⁾, wie solches nach englischer Mode schon vor Anfang des 14. Jahrhunderts geschehen war²⁾.

Die zweite Art des Hemdes ist das rockartige Gewand, das der Tunica oder dem Chiton gewissermassen entspricht und den Körper bei den Frauen vom Halse bis zu den Füßen bedeckte. Bei den Germanen der ältesten geschichtlichen Zeit war es ärmellos. Auch dieses Kleidungsstück war meist von Wollenstoff, zuweilen von Leinwand; später in höfischer, reicher Tracht von Seide. Mit dem kostbaren Stoffe verbanden sich Verzierungen. Die Nähte wurden mit Goldfäden geschmückt (Wigal. 768. Eracl. 1938) und zwischen dem Brusttheil des Hemdes (dem muoder) und der Faltenreihe am Halskragen ward zuweilen ein Stück Goldstoff eingesetzt (Wigal. 3036. Engelh. 3057). An den Seiten befand sich, obschon der ganze Schnitt des Kleides im 13. Jahrhundert enge um die Taille war (Konr. Troj. Kr. 20212. Reinfrid 15214), eine Vorrichtung zum schnüren, die zuweilen auch mit Goldfäden durchzogen ward (Eneide 1698. Engelh. 3042). Vorn über dem Busen ward es durch eine Spange (fürspan) zusammengehalten, zuweilen auch nur durch einen Knopf. Die Ärmel lagen gewöhnlich eng an und schlossen manchmal mit einem Bortenbesatz am Handgelenke ab.

Es lässt sich nicht sicher erkennen, ob diese Ärmel dem hemdartigen Rocke oder dem eigentlichen Hemde angehören, da wir wissen, dass zu diesem besondere, lösbare und anzuknüpfende Ärmel getragen wurden³⁾. Die Farbe allein würde hier, sobald zuverlässige Bilder vorlägen, entscheiden können.

Jenes Untergewand fiel seit dem 12. Jahrhundert faltenreich um die Füße und erhielt gleich dem oberen Kleide

¹⁾ Stollens Thüring. Chronik, herausg. von Hesse, S. 189.

²⁾ Englisch naete und bilde Renner 13407, gebildet hemde 22712.

³⁾ Eneide 12240. Parz. 375, 11. Herbort 621. Frauend. 160, 27. 166, 25. 176, 7. Eracl. 1943.

eine schleppenartige Erweiterung. Wenn es, wie bei den Arbeiten in Haus und Feld, ohne Oberrock getragen wurde, so ward es, obgleich es dann ohne den Schlepp war, unter dem Gürtel aufgeschürzt¹⁾.

Über die Bekleidung der Beine der Frauen wissen wir so gut wie nichts. Beinkleider scheinen im ganzen Mittelalter bis in die neueste Zeit von ihnen nicht getragen zu sein²⁾; wohl aber sehen wir auf manchen Bildern des 12. und 13. Jahrhunderts die enganliegenden langen Strümpfe (hosen)³⁾ von verschiedener Farbe, welche auch die Männer damals trugen. Da die Röcke aber immer länger wurden, dürfen wir sie nicht überall voraussetzen. Jedenfalls bildeten sie keinen Gegenstand des Luxus, denn sonst würden die Dichter sie bei ihren Schilderungen nicht vergessen haben. Kurzstrümpfe dagegen oder Socken⁴⁾ scheinen von den Frauen⁵⁾, sobald sie Schuhe trugen, wohl immer angelegt worden zu sein; sie waren aus Leinwand geschnitten und zusammengenäht, oder bei reicher Tracht von Seide.

Es gibt wohl zu denken, wenn sich in den Verzeichnissen der Kleider- und Schmucksachen österreichischer Erzherzoginnen des 15. Jahrhunderts niemals Strümpfe angeführt finden⁶⁾.

Als ein Ersatz der Beinkleider mögen die Schenkelbinden (ligamina, ligaturae) gedient haben, die von der männlichen, namentlich der fränkischen Tracht der merwinischen und karlingischen Zeit her bekannt sind und für Frauen aus dem 11. Jahrhundert durch das Rudliebgedicht XVII, 29 bezeugt werden.

¹⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 43.

²⁾ In Skandinavien trugen die Frauen Bruche, aber von anderem Schnitt als die Männer, Altnord. Leben, S. 173.

³⁾ Lehrreich auch für die ältere Zeit kann der Artikel Hose bei Schmeller, Bayr. Wb. 1², 1181 sein.

⁴⁾ ahd. mhd. soc (aus soccus), später socke, beides männlich.
— linsoc.

⁵⁾ Rudlieb XIV, 117. Wolfdiet. D. VIII, 9. Strickers Daniel 6583.

⁶⁾ Schlager, Wiener Skizzen. N. F. III, 306.

Nicht immer sieht man auf den Bildern Schuhe, wenn auch die Füße nicht nackt, sondern mit Strümpfen bedeckt sind. Die Strümpfe oder Socken müssen dann mit einer Leder-
sohle benäht gewesen sein.

Über die älteste Art der Schuhe, der Lederstücke, die über dem Rist zusammengebunden wurden, haben wir früher schon gesprochen. Wir sehen später den Halbschuh getragen, und können neben dem derben Lederschuh für den Gebrauch auf Wegen aller Art, welcher zuweilen auch noch die ungegerbte haarige Seite auswärts trug, den zierlichen, aus feinem Leder geschnittenen bemerken. Wie die byzantinische Hoftracht überhaupt auf das fränkische Staatskleid wirkte, so bildeten sich auch die Schuhe nach diesem Muster. Die Staatsschuhe wurden von Seide oder anderem feinen Stoffe gemacht und neben der Sohle und über dem Fussrücken mit Perlen oder kostbaren Steinen besetzt. Dieser reiche weiche Schuh scheint sich lange erhalten zu haben, denn noch an Statuen des 13. Jahrhunderts ist er zu gewahren. Unterdessen bildete sich der gemeine Schuh weiter aus; er suchte feiner zu werden, schmiegte sich fester an den Fuss, um sich der lästigen Riemen entledigen zu können, und streckte sich in die Länge. Auf der Rheimser Synode von 972, die sich zum Einschreiten gegen die modesüchtige Klerisei veranlasst sah, wurden scharfe Rügen auch über die engen Schnabelschuhe gesprochen, die mit allerlei Ausschnitten verziert wären (Richer. Hist. III, 39). In Deutschland wurde wie in Frankreich Aufwand mit den Schuhen getrieben. In dem Rudliebgedicht wird von den seidenen Schenkelbinden und Schuhen gesprochen, und wie über rothseidenen Socken kunstreiches corduanes Schuhwerk angelegt ward (Rudlieb 13, 118).

Jenes feine spanische Leder, das von seiner besten Bearbeitungsstätte Cordoba benannt war, wo es seit dem 9. Jahrhundert gearbeitet wurde, ist das ganze Mittelalter hindurch beliebt gewesen. Seit Ende des 13. Jahrhunderts ward es in Südfrankreich (Marseille), später auch in Strassburg und in Zürich nachgemacht. Im 13. Jahrhundert kauften Deutsche und Niederländer den meisten Corduan auf dem Markte zu

Troyes¹⁾. Ausser dem rothen wird auch weisser erwähnt. Gewöhnlicher und wohlfeiler natürlich als Corduan war das Schafleder; derbe Schuhe wurden aus Rindsleder gemacht. Für diese Schuhe war die schwarze Farbe die gewöhnlichste. Indessen suchte man Abwechslung durch weisse Streifen und durch Knöpfe hineinzubringen. Auf dem schönen Bilde in der Äbtissin Herrad von Landsberg hortus deliciarum trägt die Superbia einen sehr zierlichen Schuh. Er läuft schnabelartig aus und ist von schwarzem, feinem Leder: über die Mitte des Fussblattes geht eine Reihe Knöpfe, die durch weisse Streifen²⁾ mit der Sohle verbunden sind. Anderwärts ist der häufig erscheinende weite Ausschnitt auf dem Fussblatt mit weissem Saume umfasst, an dem sich Streifen nach unten hin anfügen. Auf den Bildern des Codex Egberti (sächsische Zeit) tragen die Frauen schwarze, rothe, blaue Schuhe, auch Besatz derselben mit steingeschmückten Borten (Ausgabe von Fr. X. Kraus, Taf. 36, 37).

In Skandinavien ward der Schuh in gleicher Art wie in Deutschland getragen. Er war nothwendig für jeden: niemand schäme sich seiner Bruche und Schuhe, noch seines Gaules, wenn sie auch schlecht sind, war ein altes nordisches dahinzielendes Sprichwort (Håvam. 61)³⁾. Weil das Anziehen der Schuhe eines ihrer Hauptgeschäfte war, hiessen die Kammerdiener im Nordischen Schuhknechte (skösveinar); das Putzen und Schuhbinden war auch der Kammermädchen erste Obliegenheit (Gûðrúnarqu. 1, 9). Ein hinterlistiger spöttischer Mensch wurde einem alten Lederschuh verglichen, der die Ferse

¹⁾ Hüllmann, Städtewesen 1, 72. 367. — In Städten, welche viel Schuhmacher hatten, schieden sich die Corduaner und die in Rindsleder arbeiteten. Zu Osnabrück ward die Gilde der rindernen Schömaker und die der Corduaner zu einer einzigen 1360 vereinigt, Mittheil. des histor. Vereines zu Osnabrück VII, 159.

²⁾ wîz und swarzmåle scuoe bedwingent in die fuoze, Haupts Zeitschr. VIII, 152. — brisschuooh ist das mhd. Wort für Schnürschuh, Renner 22712.

³⁾ Viele auf die Schuhe bezüglichen Sprichwörter und Redensarten, sehr bunter Herkunft, verzeichnet K. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon IV, 348—360.

im Frühjahr reibt (Hårbardsl. 35); das Geschäft des Schuhmachers zählte man zu den undankbarsten, da er es selten jemandem recht mache (Håvam. 126). Zu dem Aufwande, der auf dem Festlande mit den Schuhen getrieben ward, scheint man sich weniger verirrt zu haben.

Hier schwankte man fortwährend zwischen spitzer und breiter Gestalt; Verzierungen durch Ausschnitte, bunte Farben und mancherlei Besätze wurden stets von neuem ausgedacht. Bei den Männern geschah das noch häufiger als bei den Frauen¹⁾, deren Füße durch die langen Kleider verdeckt wurden, wo also weniger Aufforderung zu ihrem Schmucke vorhanden war. Jedoch ward auch von ihnen nicht alle Verschwendung vermieden und Schuhe aus Borten zusammengesetzt gehörten zum feinen Anzuge (Wigal. 10535). Das 14. Jahrhundert zeichnete sich in Schuhkünstelei aus. Auf der Kölner Synode von 1337 ward gegen die rothen, blauen und grünen Stiefel der Geistlichen ein neuer Beschluss gefasst, nachdem schon 1260 zu Köln die bunten Schuhe und 1316 zu Mainz die Stiefel den Klerikern verboten waren. Zugleich trat jene Synode gegen die modischen Schuhe auf, welche auf mannigfache Art durchbrochen und ausgeschnitten waren²⁾. Diese Synodalbeschlüsse setzten sich das ganze 14. und 15. Jahrhundert hindurch fort³⁾. Häufig erscheint im 14. und 15. Jahrhundert ein weiter Ausschnitt auf dem Fussblatte, so dass das Oberleder im Grunde nur aus schmalen Streifen besteht, welche die gewöhnliche schnabelförmige Spitze mit dem Hinterleder verbinden⁴⁾. Zuweilen gehn sie

¹⁾ Ivo von Chartres (Anfang des 12. Jahrh.) rügte in einer Predigt gegen die Ausartung der Tracht an den Männern *calciamentorum metas necessitatis excedens simulata longitudo* (Ivonis epistolae, Paris 1610, p. 538).

²⁾ *calceis modo vario perforatis et incisus, sic etiam quod incisum corium aliquibus in calceis appendet per frusta volitantia hinc et inde*, Hartzheim IV, 444. — Vgl. ebd. III, 594. IV, 260.

³⁾ Synod. Colon. 1371. c. 10. Halberst. 1408. c. 5. Mogunt. 1423. c. 3. Aichstad. 1484.

⁴⁾ Kopp, Bilder und Schriften II, 11. 13. Engelhardt, Staufenberg 94. 100. v. Hefner II, Taf. 167.

etwas weiter hinauf und es entsteht eine Art Schnürhalbstiefel.

Daneben kommen aber auch, namentlich bei den Frauenschuhen, weniger tiefe Ausschnitte vor¹⁾, ja selbst solche, die an den Knöcheln ganz gerade abschneiden²⁾ und deshalb an der Fersen Seite geschnürt werden.

Das Vordertheil geht bei den Männerschuhen stets sehr schnabelspitz zu, sobald die Träger höheren Ständen angehören. Die Frauen tragen zwar auch spitze Schuhe, aber ohne die männliche Übertreibung. Um mit diesen Schnäbeln gehn zu können, waren Unterschuhe nothwendig, die sogenannten Trippen, welche vom 14. bis 16. Jahrhundert sich nachweisen lassen³⁾.

Erst im 16. Jahrhundert änderte sich der durch viele Jahrhunderte herrschende Geschmack an den spitzen Schuhen. Sebastian Franck sagt in seinem Weltbuch⁴⁾: Noch bey menschen gedächtnüss trug man spitzige schuch mit langen schnäbeln, kleyne enge kurtze kleyder, kappen mit zotten. yetz ist es alles anders vnd vmbkört: weyt, gross, die schuch breyt vnd maulecht.

Über die verschiedenen Wandlungen, welche das Oberkleid, der Rock⁵⁾, wie es gewöhnlich heisst, durchmachte, hat die früher⁶⁾ gegebene Schilderung der gesammten Frauentracht gehandelt.

Wir können uns daher hier an der Hervorhebung einzelner Punkte genügen lassen.

Zunächst die Farbe der Gewänder, die niemals gleichgiltig war, sobald nur einiger Sinn für Anmuth und Schönheit sich entwickelt hatte.

¹⁾ v. Hefner II, für das 14. Jahrh. Taf. 55. 94. 113. 114. 135 für das 15. Jahrh. Taf. 63. 93.

²⁾ v. Hefner II, 153.

³⁾ v. Hefner II, Taf. 152. 174,

⁴⁾ 1534. XLVII. vw.

⁵⁾ Seit dem 9. Jahrh. ahd. *roc*, *roch*, *rocch*, daraus mlat. *rochus*, *roccus*; das Wort ist dunkeln Ursprungs.

⁶⁾ oben S. 207 ff.

Bei Vorführung der Stoffe zeigte sich, dass alle Farben getragen wurden. Es lässt sich indessen eine Auswahl unter ihnen bemerken, die dem Geiste jener Zeiten gemäss auf das helle und selbständige fiel, was wir grell und schreiend zu nennen belieben, denn bei uns haben die halbscheinenden, unbestimmten Farben den Sieg gewonnen, die Moscherosch Bastardfarben hiess, „weil sie verbasterte, halbehrliche Gemüther haben¹⁾“. Gelb und roth in den hellsten Lichtern waren am beliebtesten, daneben erscheinen grün und blau zunächst gebraucht, auch reines weiss und schwarz; Mischungen von roth, violett, braun fanden sich jedoch ebenfalls ziemlich häufig.

Es ist interessant zu bemerken, dass schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts Eitelkeit in die Farben kam. Bruder Berthold von Regensburg erhob auch hierüber seine rügende Predigerstimme und sagte zu seinen Zuhörern, Männern wie Weibern: „Ihr wisset nicht, wie ihr mit dem Gewande und der Haltung eures Leibes gebaren sollt vor eitel Hochfahrt. Euch genüget nicht, dass euch unser Herr geben hat rothes Gewand, grün und gelb und blau und weiss und schwarz. Ihr wollet es auch sprenglicht machen wie die Vögel, bald hellglänzend, bald dunkel²⁾“. Übrigens kann man Punktirung bereits im 12. Jahrhundert beobachten; so wird in einer Bamberger Handschrift des Lebens Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde diese dargestellt in weissem Kleide mit gelber Zackenverzierung und rothen Punkten³⁾.

Die unteren Stände, die Bauern und namentlich die Armen erscheinen auf den Bildern des Mittelalters immer mit den unscheinbaren Farben, grau, graubraun, gelblich⁴⁾.

¹⁾ Philander v. Sittewald, Gedichte 2, 149 (Ausg. v. 1650).

²⁾ *nû wache nû fritschenbrân* Berthold, Pred. I. 485, 26, cf. ebd. 118, 9. 396, 29.

³⁾ v. Hefner, Trachten I, S. 60.

⁴⁾ In dem Codex Egberti in Trier tragen die Diener auf der Hochzeit von Cana schwarze oder schmutziggelbe Halbstiefel, gelbe oder bräunlichviolette Hosen u. Röcke; Ausg. v. Krauss, Taf. 12. 19. 27.

Das bleibt auch auf den Gemälden und den getuschten Holzschnitten des 16. Jahrhunderts und ist bis heute vererbt, nicht bei dem Landvolk, aber an den Gewändern der Dürftigen und der Bettler. Die reicheren Bauern schon des 13. Jahrhunderts kehrten sich durchaus nicht an das alte Grau des werktäglichen Hausloden und das erlaubte Blau des Feiertages. Ihre Frauen trugen modisches grün, roth und braun von Gent, wie gegen Ende des Jahrhunderts ein österreichischer Rügedichter klagt¹⁾. Blau, braun, gelb, roth nennt nicht viel später Hug von Trimberg, der Bamberger Schulmeister, als die Modefarben seiner Zeit²⁾, wozu wir noch schwarz und weiss setzen, um die sechs Grundfarben der mittelalterlichen Gewandung zu erhalten³⁾.

Schwarz ward zu Festgewändern so gut wie weiss oder die anderen Farben getragen⁴⁾. Im übrigen galt es als Trauerfarbe. Schon die Weiber der Kimbern hatten, als die Entscheidungsschlacht gegen Marius anbrach, schwarze Kleider angelegt und stunden darin auf der Wagenburg (Plutarch. Mar. c. 27). Auch in der höfischen Zeit galt schwarz als Trauerfarbe. Als die Kunde an Artus Hof kommt, dass Gawein nicht todt sei, wie man glaubte, legen sie die kohlschwarzen Gewänder ab (Krone 22082). Als der Troubadour Peter Vidal den Tod des Grafen Raimund von Tolouse erfuhr, that er schwarze Kleider an, schor sich und seinen Dienern die Haare, liess aber Bart und Nägel wachsen und schnitt den Pferden die Ohren und Schwänze ab⁵⁾. „O weh der leiden Farbe, die ich mit Leid erkenne“, ruft Hadamar von Laber in seinem allegorischen Gedicht Die Jagd (Str. 248), „davon

¹⁾ Seifr. Helbl. 2, 71 ff.

²⁾ Renner 2532 ff.

³⁾ Dieselben ergeben sich auch aus P. Suchenwirts Gedicht vom Widertheil, indem an der Gegnerin der Stæte diese sechs Farben unter einander gesprengt und gemischt sind. Für braun steht sonst grün, z. B. Labers Jagd 243 ff., oder schwarz wird durch braun vertreten, z. B. Konr. Troj. Kr. 2992, oder grün tritt für schwarz ein, Troj. Kr. 20188.

⁴⁾ schwarz Nib. 386, 3; weiss Nib. 380, 1. 384, 1.

⁵⁾ Mahn, Werke der Troubadours I, 218.

der Freud' ich darbe. Schwarz, ich erschrecke, wenn ich dich hör' nennen! Der Trauer Anfang und der Freuden Ende bist du! wer dich muss tragen, heisst mit Grund der recht elende.“

Ein Dichter des 14. Jahrhunderts erzählt, wie er im kärntischen Felsgebirge Frauen trifft in schwarzem Sammtgewand mit weissen schlichten Kopftüchern, welche um den Tod ihrer edlen Herzogin klagen¹⁾.

Die Symbolik der Farben, welche sich in dieser Bedeutung des Schwarz verräth, war überhaupt im Mittelalter, besonders in dem allegoriensüchtigen 14. und 15. Jahrhundert sehr ausgebildet. Wir haben mehrere Gedichte des 13. bis 15. Jahrhunderts hierfür zu Quellen²⁾. In Hadamar von Labers Jagd (Str. 243—250) heisst es, grün zeige den Anfang der Minne an, weiss bedeute Hoffnung, roth ein liebebrennendes Herz, blau rechte Treue, gelb erfüllte gewährte Liebe, schwarz, wie wir schon vernommen, Leid. Ungefähr dieselbe Auslegung der sechs Farben gibt ein anderes, dem 14. Jahrhundert gehöriges Gedicht (Liederbuch der Kl. Hätzlerin, S. 168—170). In dem Gedichte „der Kittel“ aus dem 15. Jahrhundert³⁾ werden mehrere allegorische Gestalten beschrieben: Frau Venus in goldenem Kleide, Frau Ehre in rosenrothem, englischem Tuche, Frau Treue in einem schwarzen Baldekin, Frau Stäte (Beständigkeit) in blauem, flandrischem Tuche, Frau Masse (Mässigung) in einem weissen, perlendurchwirkten Gewande (S. 42—47).

In einem Fastnachtspiel⁴⁾ treten die sieben Farben: Grün, roth, schwarz, blau, weiss, gelb, braun auf, und Frau Sinnreich kritisiert, was sie über sich sagen. Grün bezeichnet

¹⁾ Lassberg, Liedersaal Nr. 125, 111. 132. Beatrix von Savoyen, Gemahlin Herzog Heinrichs V. von Kärnten.

²⁾ Die hier gegebenen Andeutungen sind weiter ausgeführt von Ign. Zingerle in Pfeiffers Germania VIII, 497—505. — Ausführlich ist der Gegenstand behandelt von W. Wackernagel, Die Farben- und Blumensprache des Mittelalters, Kleine Schriften I, 143—240.

³⁾ Meister Altswert, herausg. von Holland u. Keller, S. 11—69.

⁴⁾ Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh. Nr. 103 die sieben Farb. — Über die sieben Farben W. Wackernagel, Kleine Schriften I, 145 f.

sich als Freiheit von der Minne, roth als brennende Liebe, blau als Treue, schwarz als Trauer über Liebesleid, weiss als hoffnungsvolle Liebe, gelb als beglückte Liebe, braun als Gebundenheit in Minne.

Es geschah, dass diese Farben geradezu als ein öffentlicher Liebesanzeiger gebraucht wurden. Die Männer trugen also ihre Röcke von der Farbe, zu welcher sie die Gunst oder Ungunst ihrer Geliebten veranlasste oder sie erlogen auch diese oder jene Gunst durch die angenommene Farbe¹⁾. Durch Zusammensetzungen konnte man diese Farbensprache noch mannigfacher bilden: grün und blau bedeutete Anfang in Stätigkeit²⁾; weiss und blau treues und gutes Liebesgedenken; weiss und grün die Minne zu einer reinen und schönen Frau; weiss und schwarz gutes Andenken in Leid; grau und grün die Liebe zu einem edlen und schönen Weibe; schwarz und grün Leid nach Liebe; blau und schwarz stäte Reue; roth und grün brennende schöne Liebe; braun und blau beständige Vorsicht; grau und blau freudige Stimmung; gelb und blau Vorsatz zur Ruhmredigkeit u. s. w. Diese Zusammensetzung der Farben führt auf die Zusammensetzung der Kleider.

Oft wurde nämlich das Gewand aus Stücken verschiedenfarbigen Zeuges zusammengenäht. Es geschah dies meist so, dass die Kleider der Länge nach, zuweilen auch nach der Breite mitten getheilt wurden; manchmal ward die eine Seite wieder gehäuftet, und zwar quer in der Mitte; seltener geschah es, dass auch die andere aus zwei Stücken bestund und das ganze Kleid also in vier Theilen gleich einem quadrierten Wappen erschien. Bei den Quertheilungen finden sich auch drei Farben; die Streifen sind dann zuweilen schräg gelegt.

Die einzelnen Stücke waren entweder sämtlich einfach oder zum Theil gestickt und durchwirkt oder gestreift. In Frankreich wurden die Wappenthier des Geschlechtes nicht

¹⁾ Kl. Hätzlerin, S. 165 f. 168—170.

²⁾ ebd. S. 166.

selten in die Felder gestickt, so dass die Person in der That wie ein wandelndes Wappen aussah. Bruder Berthold von Regensburg († 14. Dec. 1272) spricht sich auch hierüber aus: „Euch genügt nicht“, sagt er, „dass euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, ob ihr sie braun wollet oder roth, blau, weiss, grün, gelb, schwarz. Nein, in eurer grossen Hochfahrt muss man euch das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das rothe in das weisse, dort das gelbe in das grüne, das eine gefältelt, das andere glatt gestrichen; dieses buntscheckicht, jenes dunkelbraun; hier den Löwen, dort den Adler. Die Hochfahrt kommt mit Erfindung nicht zu Ende und wenn jemand eine Neuigkeit entdeckt, so müssen sie alle versuchen. Und der euch das gute Kleid zu einem Hader macht, dem gebt ihr so viel Lohn als das ganze Kleid kostet¹⁾.“

Grün und roth, gelb und roth, weiss und roth, roth und grau, gelb und grün wurden gewöhnlich zusammengestellt²⁾. Die Stücke erscheinen nicht immer gleichmässig vertheilt, wenn mehr als zwei Farben gebraucht wurden; so sah man ein schräg gestreiftes Gewand zum Haupttheile aus gelbem Stoffe, der mit weiss-roth-weissen Streifen wechselte, in denen das rothe der breiteste Theil ist. Gleichmässigkeit des Stoffes herrschte ebensowenig wie Gleichheit der Farbe, doch suchte man Zeuge von gleichem Werthe miteinander zu verbinden.

Diese Mode der Farbentheilung ein und desselben Gewandstückes tritt bereits im 10. Jahrhundert auf, und zwar zuerst an der Bekleidung der Beine. Auf einem Bilde des Stuttgarter Psalters ist das rechte Bein des Königs vorn roth, hinten grün, das linke vorn grün, hinten roth³⁾. Im

¹⁾ Bertholds Predigten I. 396, 23 ff. und ebd. 118, 9.

²⁾ Parz. 235, 13. Wigal. 746. 7301. Wigam. 2566. Tr. Kr. 2930. Weingartner Liederhandschr., herausg. v. Pfeiffer, S. 10. 60. 116. 122. 138. Die Heidelberger und Wolfenbüttler Bilderhandschrift des Sachsenspiegels bei Kopp, Bilder und Schriften, II. Zingerle-Seelos, Freskenzyklus des Schlosses Runkelstein, Taf. 19.

³⁾ v. Hefner-Alteneck, Trachten I, S. 69 f.

11. Jahrhundert zeigen Bilder auch einen getheilten Rock¹⁾. Im 13. und 14. Jahrhundert hat sich diese Farbentheilung, die nicht selten zugleich Stofftheilung war, weiter verbreitet²⁾. Indessen herrschend ist sie nicht geworden und die Frauen namentlich scheinen zu guten Geschmack gehabt zu haben, um dieselbe besonders zu lieben.

Bei der Zusammensetzung aus verschiedenen Farben und Stoffen ward die sorgsame Behandlung der Naht sehr nöthig. Auf kunstreiche Naht legte man einen grossen Werth und verlangte, dass man sie gar nicht bemerke (Herbort 8475). Ein andermal wurde sie gerade recht bemerkbar gemacht, indem sie mit Gold- und Silberfäden oder mit Perlen durchzogen wurde (Herbort 483. Wigamur 2573). Auch feine Pelzstreifen verdeckten die Naht. Die Besätze des ganzen Gewandes mit Borten waren von der byzantinischen Staats-tracht auf abendländische Kleider übertragen und auch in der höfischen Zeit Mode geblieben.

Eine besonders künstliche Verzierung mit feinen Borten wird in Gottfrieds Tristan (2535 ff.) als sarazenische oder heidnische Weise erwähnt; wir werden das fremdartige in dem Ornament zu finden haben, das verschlungene Arabesken gezeigt haben wird. Diese laqueatae vestes wurden daher auch den Templern in ihrer Regel (c. 29) verboten.

Von dem geschmacklosen Zerschneiden und Zerstückeln der Röcke, welches im 13. und 14. Jahrhundert bei den Männern zu sehen war, haben sich die Frauen wenigstens anfangs³⁾ frei gehalten. Ebenso überliessen sie den Rittern

¹⁾ ebd. I, S. 60.

²⁾ Die Behauptung J. Falkes, Die deutsche Trachten- und Modenwelt I, 147, die getheilte Tracht, mi-parti, sei nur von Dienern oder höchstens Vasallen getragen worden (wer war damals nicht Vasall?!), sei Livrée gewesen, schwebt in der Luft und scheint durch die spätere Verwendung im städtischen Dienst, an Waisenkindern und Gefangenen veranlasst; vgl. Kopp, Bilder und Schriften I, 80. Lappenberg, Miniaturen des Hamburger Stadtrechts, S. 37. Schmeller, Bayr. Wb. I², 600.

³⁾ Berthold. Pr. I. 527, 15. — Für die Ritter des 13. Jahrh. Trist. 671. Du Cange s. v. cultellatae vestes.

den Besatz der Kleider mit Schellen¹⁾, wenn sie auch die Schellengürtel im 14. und 15. Jahrhundert nicht verschmähten.

Das Maass der schicklichen Länge, welches die Männer an ihren Röcken am schlimmsten seit dem 14. Jahrhundert darin verletzten, dass sie dieselben in auffallender Weise vorn und hinten verkürzten²⁾, ward von den Frauen stets bewahrt, ja seit dem 12. Jahrhundert übertrieben. Ein Kleid, das nur bis auf die Knöchel reichte, galt in der höfischen Zeit schon für unschicklich (Lanzel. 5860). Es ward geradezu das Übermaass in der Länge gesucht und die Synoden legten darum ihre alles berührende Theilnahme auch mehrmals hiergegen zu Tage³⁾. Von Frauen aller Stände wurden Schleppen (swenze) getragen, die sorgfältig am Saume gefältelt waren⁴⁾ und bei keiner Festlichkeit, namentlich beim Tanze nicht, fehlen durften⁵⁾. Schon im 12. Jahrhundert rügt Heinrich von Melk in dem gemeinen Leben (324), dass selbst arme Tagelöhnerinnen ihr Gewand so lang machen, dass die gefältelte Schleppe (der gevalden nächswanc) den Staub auf-rühre, wo sie gehn.

Man hätte in manchen Zeiten von den staubfegenden Schleppen ein Stück abschneiden und oben ansetzen mögen, denn gegen Ende des 13. Jahrhunderts begann die Unsitte, den Busen nicht zu verhüllen. Das Kleid ward weit ausgeschnitten und Achseln, Nacken und Brust wurden bald so tief entblösst, wie in den späteren Zeiten frecher franzö-

¹⁾ A. Schultz, Höf. Leben 1², 317. Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. 315.

²⁾ Richer. III, 41. Anon. Leob. ad a. 1336 (Petz, Script. rer. austr. 1, 947. Böhmer Fontes 1, 425). synod. Colon. 1337 (Hartzh. 4, 443). Limburger Chronik, § 21. 27. 62. Stollens Thüring. Chronik, S. 190, und bei Haupt, Zeitschr. 8, 469. Gesta Romanor. deutsch 158. Kittel 52, 21–29.

³⁾ Concil. Monspell. a. 1195 (Mansi 22, 670). conc. Salisburg. 1420. c. 30 (Hartzh. 5, 193).

⁴⁾ *sô geriselt sô gerickelt al umbe den soum* Berth. I. 414, 21.

⁵⁾ Nith. 98, 16. XIX. MSH. 2, 77^b. 78^b. 86^b. 290^b. 3, 85^a. Engelh. 3092. Virginal 135, 10. 578, 2. 951, 9. Heinr. Trist. 624. Renner 12367; vgl. Schmeller, Bayr. Wb. 2², 641.

sischer Moden¹⁾. Es erhoben sich Dichter und Chronisten dagegen und ihre Stimme scheint im 13. Jahrhundert die schamlose Tracht in der That vertrieben zu haben. Als sie aber gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts wieder erschien, war sie hartnäckiger und behauptete sich. Die Polizei mischte sich wohl hinein, allein sie konnte den Geschmack der Mode nicht regieren. Erst im 16. Jahrhundert ist die Tracht wieder ehrbar geworden.

Von den Ärmeln haben wir bei der Schilderung des ganzen Anzuges gesprochen und der langen und weiten Oberärmel gedacht, die sich seit dem 10. Jahrhundert zeigen, aber namentlich seit dem 11. Jahrhunderte nicht mehr am Oberkleide verschwinden.

Von den Anläufen, die seit dem 11. Jahrhundert gemacht wurden, die Weite des Rockes zu verengen, haben wir auch schon früher im allgemeinen geredet. Theils ward der Schnitt des Obertheils geändert, theils ein Schnürzug an der Seite oder auch vorn herunter²⁾ angebracht; dieses brisen in das Gewand wird auch in den Gedichten öfter erwähnt³⁾. Auch das Hemd zog man durch das schnüren der ein gezogenen Fäden (brisvadem) eng an den Leib⁴⁾. Man nannte dies auch vernæjen. Bei eiligem, gewaltsamem Ausziehen wurden die Fäden aufgerissen⁵⁾. Nach französischer Sitte

¹⁾ Konr. Troj. Kr. 20214. Seifr. Helbl. I, 1107. 1373. Reinfr. 15212. Teichner in Frz. Pfeiffers Übungsb. XIX. 1, 56. Keller, Erz. 677, 34. Gesta Romanorum, Deutsche Übers. p. 158 Keller. Limburger Chronik, §. 27. Engelhardt, Staufenberg, p. 97. Teufels Netz 5243 ff. Kittel 50, 27. Stollens Chronik bei Haupt, Z. 8, 469. Rom. de la Rose 14254. Hüllmann, Städtewesen 4, 145. Pockels, Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechtes (1798) 2, 77 ff. — v. Hefner-Alteneck, Trachten II, Taf. 28. 31. 94. — 58. 111. 151. 154. 167. 177.

²⁾ Frauend. 161, 25. 257, 15. Neith. 342. 441 (Ben.). MSH. 2, 106*. 109*. 110. Wigam. 2564. 4481. Heinr. Trist. 736.

³⁾ Vgl. Benecke-Müller, Mhd. Wb. I, 255. Lexer I, 355.

⁴⁾ In dem Skizzenbuche eines niederländischen Meisters des 15. Jahrh. ist eine sich schnürende Frau dargestellt, v. Hefner, Trachten II, Taf. 119.

⁵⁾ *sî zarte diu kleider in der nât. schiere stuont sî âne wât* Arm. Heinr. 1193.

wurden am Anfange des 13. Jahrhunderts diese Nähte offen gelassen¹⁾, d. h. die Fäden wurden nicht zugezogen.

Das schnüren und einbinden der Frauen erreichte an dem Schlusse des 14. und am Anfange des 15. Jahrhunderts den Höhepunkt. Ein Dichter der Zeit sagt in einer Reimerei „von den newen sitten“ folgendes darüber²⁾: „Vor Zeiten zwängte man Leib und Gewand nicht zusammen. Das hat sich jetzt ganz verändert: die Frauen binden sich nun selbst an Leib und Armen. Das möge Gott erbarmen, dass sich heute ein zartes Weib selbst den hübschen Leib bindet, so dass sie nicht sich rühren kann, gleich dem, als wär' sie in einen Sack gestossen und gebunden.“ Man sieht also, dass die moderne unanständige und hässliche Mode der gebundenen und geschnürten Röcke nicht einmal neu ist.

Diese enganliegende Tracht veranlasste von der Natur dürftig ausgestattete Frauenzimmer, dort nachzuhelfen, wo die Rundung fehlte. Der österreichische Herold und Sittendichter Peter Suchenwirt, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts blühte, wirft den eitlen Weibern vor, dass sie die Seiten mit Baumwolle umlegen, wenn sie daran zu mager sind³⁾. Der alemannische Dichter von des Teufels Netz, der wahrscheinlich gegen 1420 seine satyrische Dichtung verfasste, rügt, dass sich die edlen und vornehmen Frauen schnüren und grosse Bausche an sich machen, so dass sie, wenn sie auch hinten gleich einem Brete seien, dadurch nun dick und voll erscheinen. In der Nacht hange freilich jener Theil dann auf der Stange⁴⁾. In Thüringen waren um 1400 ähnliche Polsterungen Mode⁵⁾.

Wenden wir uns nun zu dem Gürtel, der seit alter Zeit ebensowohl für die Kleidung nothwendig als zum Schmuck beliebt war.

1) Wigal. 10550.

2) Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, S. 676.

3) Von den sieben Todsünden 46.

4) Teufels Netz 12084 f.

5) Stollens Chronik bei Haupt, Z. VIII, 469.

Eherne Gürtel über den weissen Rücken nennt Strabo (VII. 2, 3) bei Schilderung der Tracht der kimbrischen Seherinnen. Wir kennen diese mehr oder minder breiten aus Eisenblech geschnittenen, mannigfach verzierten Gürtel aus dem Orient, wie aus Europa als vielfach interessante Funde der Grabstätten¹⁾. Die festigende Unterlage bildeten Leder- oder Linnenstreifen. Noch in einem der fränkischen Frauengräber von Selzen in Rheinhessen lagen schräg über die Mitte des Gerippes Reste eines sehr dünnen, verzierten Bronzebeschlages, der zu einem schräg getragenen Gürtel gehört haben muss.²⁾ In den andern Frauengräbern daselbst hatten sich nur Moderstreifen von dem Gürtel erhalten und eherne oder eiserne Schnallen, oder auch dazu gehörige Bleche mit kettenartigen Gehängen, wie auch sonst in fränkischen, burgundischen und alemannischen Gräbern der merovingischen Periode vorkommen.

Dänische Frauengräber der Bronzezeit enthielten grosse runde eherne Platten mit einer hervorstehenden Spitze in der Mitte, die nach ihrer Lage Gürtelzierate gewesen sein müssen³⁾.

Der Gürtel der frühesten bestimmbarcn Jahrhunderte ergibt sich aus den deutschen Gräberfunden in der Regel als ein Gurt von Leder oder starker Leinwand, der mit Buckeln und einer Schnalle beschlagen war, oder auch bloss einen Beschlag hatte, an dem der Rinken mit Dorn sass.

Die Beschläge sind von Erz oder von Eisen, welches zuweilen mit Silber tauschirt ist. In der westlichen Schweiz kommen auch grosse Gürtelschnallen aus Eisen vor, die mit dünnen Silberstreifen belegt sind. Der barbarische Geschmack der merovingischen Zeit äussert sich daran reichlich. Es sind zickzackartige oder auch radförmige Ornamente, ferner das

¹⁾ Vgl. R. Virchow, Über die culturgeschichtliche Stellung des Kaukasus unter besonderer Berücksichtigung der ornamentirten Bronzegürtel, Berlin 1895, und meine Abhandlung: Grabalterthümer aus Klein-Glein in Untersteiermark, Grätz 1861, S. 25 ff. (Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark X).

²⁾ Lindenschmitt, Das germanische Todtenfeld bei Selzen, S. 14.

³⁾ Soph. Müller, Nordische Alterthumskunde, übersetzt von Jiriczek, Strassburg 1897, S. 275. f.

Bandornament, welches entweder zum schlangenartigen Geflecht sich verschlingt oder zum Korbgeflecht, endlich auch rohe Thier- und Menschenfiguren. Sie sind in das Metall eingegraben, seltener finden sich ausgeschnittene Ornamente, die auf eine Eisenplatte aufgelegt sind¹⁾.

In fränkischen, sowie in alemannischen Frauengräbern begegnen wir sodann den zierlichen Kettengehängen, die durch ein ausgeschnittenes Blech an den Gürtel geschlagen sind. Die Kettchen bestehn aus Stangengliedern von zunehmender Länge, welche durch eiserne Knöpfchen mit Ringen verbunden sind und allerlei Zierstücke, z. B. durchbohrte römische Kaisermünzen und Scheiben aus Hirschhorn an den Enden tragen. In den schwäbischen Nordendorfer Gräbern sind die Gehänge eiserne Ringkettchen, die durch Kreuze oder auch durch Stücke im Schlangenornament unterbrochen werden und in ähnliche Zierstücke enden²⁾.

Welche Gestalt die goldenen Gürtel hatten, in denen die Wandalen prangten, nachdem sie das reiche Nordafrika erobert hatten³⁾, wissen wir nicht. Den schweren goldenen Gürtel, den die Frankenkönigin Radegund⁴⁾ besaß, dürfen wir uns wohl nach den oben erwähnten Fundstücken fränkischer Gräber als Ledergurt mit Goldbeschlagen und Goldketten vorstellen.

Die gemalten Frauenbilder vom 9. bis 13. Jahrhundert zeigen fast niemals den Gürtel; es scheint, als habe er sich unter das Obergewand versteckt und habe nur das Unterkleid umfassen. Trotzdem ist er durch jene Jahrhunderte hindurch als nöthige Umspannung der Weichen⁵⁾ und zugleich als

¹⁾ Lindenschmitt, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, 6, 8. 7, 8. 8, 7. II. 6, 6. III. 3, 6. 11, 6.

²⁾ Lindenschmitt a. a. O. I. 4, 7. III. 8, 5. Raiser, Jahresbericht d. histor. Vereins für Schwaben-Neuburg. 1844. 45. Taf. I.

³⁾ Procop. b. vand. II, 7.

⁴⁾ Fortunati vita Radegund. c. 13.

⁵⁾ *ir gesäht nie âmeizen, diu bezgers gelenkes pflac dan si was dâ der gürtel lac* Parz. 410, 4. *ob der krenke si slôz manec reif* Ulrich Wilh. 137^b. *den gürtel ob der krenke* 146^b. *mit dem gürtel umbevängen an der krenke* Wolfr. Wilh. 155, 1.

Schmuck von oft sehr hohem Werthe getragen worden. Die Markgräfin Chunigunde von Steiermark schenkte 1166 dem Stifte Reun einen Hof an der Fischach, den sie von Burkard und Judith von Mureck um einen Gürtel gekauft hatte, welcher eine Mark Goldes schwer und mit sechzig Ellen Perlen besetzt war, und der einen Werth von sechzehn Mark Silber vertrat¹⁾.

Ausser den einfachen Gürteln aus einem Riemen oder einem festen Bande²⁾ mit Schnalle lassen sich die kostbaren und mit edlem Metall, Steinen und Perlen in schöner Arbeit geschmückten mittelst der Gedichte und urkundlichen Angaben durch die höfische Zeit bis zum Ende des Mittelalters verfolgen.

Unter den ledernen stunden die Riemen von Iberne, die aus irischem Leder gefertigten, in besonderer Beliebtheit bei den Frauen am Ende des 12. und in den Zeiten de 13. Jahrhunderts³⁾. Gewöhnlicher aber waren „die borten wol beslagen“, d. i. starke gewirkte Seidenbänder mit Metallbeschlag, die so haltbar waren, dass eine Brünhild einen Günther damit binden und an die Wand hängen konnte (Nibel. 587 f.).

Es werden drei nothwendige Stücke daran unterschieden: der borte, der rinke und der senkel⁴⁾. Der Senkel ist das durch den Rinken durchgezogene, gewöhnlich ziemlich tief hinabhängende Ende des Gürtels, der wie der eigentliche Borte mit Spangen beschlagen (Ottokar 7943) und namentlich an der Spitze durch Metall oder nach den Dichtern mit Edelstein gefestigt ward. Der Pleier beschreibt in seinem Mele-
ranz (681 f.) und im Tandareis 13453 f. einen Gürtel, dessen Rinke ein Rubin war. Der Borte ist mit vielen Edelsteinen

¹⁾ Diplom. Run. I. 1, 116 im steir. Landesarchiv.

²⁾ Die verschiedenen Arten, das Gürtelband zu wirken, gibt Hug v. Langenstein, Martina 22, 10 ff. an.

³⁾ Erekl. 1558. Lanzel. 5798. Wigal. 10556. Krone 553. 8276. Eracl. 3805. Ottokar 7942.

⁴⁾ j. Titur. 5502 *der gürtel drier stücke ist rinke senkel porte.*
— Wolfd. D. VII, 93. Heinzel. Minnel. 705.

besetzt, in welche Sprüche eingeschnitten sind. Man las daran: „mannes langer mangel daz ist des herzen angel“ ¹⁾ und vorn an dem Strich: „dulcis labor, auf deutsch: minne ist süeziu arbeit“. An der Spitze des Senkels befand sich ein langer Rubin ²⁾. Dieser Gürtel reichte mit dem Senkel bis auf die Erde, wenn ihn die Jungfrau trug. Ebenso fiel der in London (Lunders) gewirkte lange und schmale Gürtel, den Alize, des fränkischen Königs Ludwig Tochter besass, mit seinem Ende bis zur Erde ³⁾.

Der Edelsteinschmuck der Gürtel konnte durch die Natur der Steine nach dem Glauben des Mittelalters dem Schmuck ganz besondere Kräfte zu Gunsten des Trägers verleihen. Jener Gürtel, von dem Dietrich von Glaz sein Maere ⁴⁾ erzählte, der an beiden Enden mit mehr als fünfzig Edelsteinen geziert und mit Goldspangen beschlagen war, gab seinem Besitzer Ehre und Glück, Ansehen in der Ritterschaft, Unverletzlichkeit gegen Waffen, Feuer und Wasser und allzeit Sieg. Alles das bewirkten die Steine. Die Artusromane, z. B. der Wigalois ⁵⁾, berichten auch von solchen Wundergürteln.

Unser eigenes Alterthum kannte, unabhängig von der mysteriösen Wirkung der Edelsteine ⁶⁾, Gürtel, welche ungewöhnliche Stärke verliehen. Des Donnergottes Kraftgurte (megingjardar), welche seine Götterstärke um die Hälfte steigerten; der Gürtel des Zwergenkönigs Laurin, der ihm die Kraft von zwölf Männern verlieh; der Gürtel Brünhilds, der sie unüberwindlich machte, so lange sie ihn trug, und der sich mit dem jungfräulichen Gürtel bei ihr verflochten hat;

¹⁾ Das war ein als Inschrift auch sonst gebrauchter Spruch. Auf dem sogen. Becher der Margarethe Maultasch von Tirol in der Ambraser Sammlung in Wien steht: langer liebes mangel ist meines herzen angel: Steub, Drei Sommer in Tirol, S. 304.

²⁾ Heinzelin von Konstanz, Minnelehre 705, schildert einen Gürtel aus einer überall gleich breiten und dichten Borten, mit Perlen besetzt, die Rinke von Bernstein, das *vorder blech* ein Diamant.

³⁾ Wolframs Wilh. 154, 26.

⁴⁾ Der Borte, in v. d. Hagens Gesammtabent. n. XX.

⁵⁾ Wigal. 283 ff. 770 ff.

⁶⁾ Vgl. über diese in kurzem Lambel, Das Steinbuch, S. XXXI ff.

die Sieggürtel der Sagen¹⁾ weisen auf die sinnbildliche Bedeutung des Gürtels, der die Lenden des Kämpfers umspannt und von dem umgeben er seine Kräfte zusammenfasst zum höchsten, das er leisten kann²⁾.

Was die Gedichte von köstlichen Gürteln erzählen, wird durch urkundliche Stellen vielfach bestätigt, die zugleich darauf hinweisen, dass die alte Gürtelform sich bis in das 15. Jahrhundert und darüber hinaus erhielt. Elegante Mädchen (hübsche juncfrowen) pflegten sich mit zwei Gürteln zu gürten³⁾. Eine besondere Art vergoldeter Gürtel hiess in der Schweiz gegen Ende des 13. Jahrhunderts engerise⁴⁾. Überhaupt ward der Luxus mit diesem ebenso nützlichen als zur Zier geeigneten Stück, wie unsere früheren Angaben schon zeigten, so hoch getrieben, dass sich polizeilicher Eingriff auch hier aufdrängte. In Nürnberg wurde den Bürgern und ihren Frauen schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verboten, silberne Gürtel von höherem Werte als einer halben Mark zu tragen⁵⁾. Diese Silbergürtel waren Bortengürtel mit Silber beschlagen⁶⁾. In dem Verzeichniss der im Jahre 1450 den Breslauer Juden geraubten Sachen finden wir einen Gürtel mit zwanzig vergoldeten Silberspangen über einem buntfarbigen Seidenborten⁷⁾.

Im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts war eine neue Art sich zu gürten und eine neue Erfindung von Gürteln aufgekommen. Man hiess dieselben Dusinge; sie wurden von Männern und Frauen getragen⁸⁾.

¹⁾ Grimm, Mythologie, 4. Ausg., III, S. 68.

²⁾ Über den Gürtel als Symbol bei Rechtshandlungen J. Grimm, Rechtsalterth. 157 f.

³⁾ Wackernagel, Altd. Pred. 45, 84.

⁴⁾ *zonam deauratam quae vulgariter dicitur engerise*. 1294. Kopp, Urkunden 2, 149.

⁵⁾ Nürnberger Polizeiornungen, S. 65 f.

⁶⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 324.

⁷⁾ Über den Aufwand mit Gürteln unter den Juden jener Zeit vgl. Berliner, Aus dem Leben der deutschen Juden, S. 9.

⁸⁾ Limburg. Chr. §. 145. Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterb. I, 603. Engelhardt, Staufenberg 93 ff. Das Wort *dusing* wird in einer Glosse *armilla* übersetzt, wohl aus Missverständniss. Handschriften der Limburg. Chr. haben *duchsing*, *dupfeng* als Nebenformen. Sie

Sie lagen meist um die Hüften¹⁾ und waren biegsame, gegliederte Metallgürtel, die nicht selten aus einer Reihe viereckiger oder runder Bleche bestanden. Zuweilen waren dieselben vollkommene Würfel, ihre vordere Fläche spitzte sich manchmal pyramidalisch zu. Für den Luxus war mit diesen Gürteln ein neues Feld geöffnet, das die Männer übrigen fleissiger ausbeuteten als die Frauen.

An den Dusings waren gewöhnlich Schellen oder Glocken angebracht, jener von den Männern besonders geliebte klingende Schmuck. Während die Frauen diese Mode sonst nicht mitmachten, trugen sie doch seit dem Ende des 14. Jahrhunderts sowohl an den Gürteln, als auch an Kleidern zuweilen Schellen. Auf dem einen Trachtenbild liegt der Schellengürtel um die Schultern²⁾, sonst umschliesst er die Weiche.

Den Ulmer Frauen wurden vom Rath der Stadt 1411 die silbernen und vergoldeten Gürtel mit Glocken und Schellen verboten³⁾. Die Lübecker Kleiderordnung von 1454 machte Classen nach dem Vermögen. Die reichsten Leute, welche wenigstens 4000 Mark besaßen, durften Dusings tragen; minder reiche mussten sich an goldener Kette oder einem beschlagenen Seidenborten genügen lassen⁴⁾. Auch hier spricht sich die Kostbarkeit der Dusings aus.

An dem Gürtel hing schon in früher Zeit nothwendiges Handgeräth an Riemen oder Schnüren: ein Messer in Scheide,

sind sämtlich etymologisch dunkel. Diese Gürtel wurden auch in Italien, Spanien und wohl auch in Frankreich getragen. — In Hefners Trachten II zeigt nur Taf. 94 einen Dusing bei einer Frau, bei Männern Taf. 22. 49. 57. 79. 85. 92. 94. 108. 110. 133. 159.

¹⁾ *der gürtel in rechter hoche lac — denselben site hânt sie verlân und ist ein niuwer site komen — daz sie den gürtel senken und hin ze tal henken und gürten über die haeze sich* Keller, Altd. Erzähl. 677, 4.

²⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 71. vgl. ebd. Taf. 58. — Zwei Weichengürtel mit Schellen 1399 in der Ausstattung der Gräfin Agnes von Cleve, Mone, Anzeiger VI, 248. — Über Schellenbesatz an Gürteln und den sogenannten Seideln der Wienerinnen im Anfang des 15. Jahrh. Schlager, Skizzen, N. F. III, 326.

³⁾ Jäger, Ulm 511.

⁴⁾ Michelsen-Asmussen, Archiv I. 1, 79.

auch eine Schere und ein Nadelbüchsen. Funde in heidnischen Frauengräbern bezeugen es. Die Schlüssel, dieses Zeichen der Verwaltung des Hauses, sowie die Spindel trug die Frau ebenfalls am Gürtel. Es kam auch ein Täschchen¹⁾ oder kleiner Beutel hinzu, der in der höfischen Zeit als Almosenbörse (ausmosniere) diente, und worin auch das Riechfläschchen, wohlriechendes Gewürze²⁾, und was sonst von kleinen Sachen zur Hand sein sollte, verwahrt ward (Lanzel. 6050). Als Gahmuret seine Belakane heimlich verliess, steckte er den Abschiedsbrief in ihren Beutel, worin sie ihn auch fand (Parz. 55, 17). Diese Täschchen oder Beutel waren von Leder oder gewebtem Stoff gemacht, recht elegante von Seidenzeug (pheller), und boten natürlich Gelegenheit zu allerlei Besatz und Stickerei. Sie waren auch mitunter mit einem schliessbaren Bügel versehen³⁾. Der Luxus, der mit ihnen namentlich von den Männern getrieben ward, die im Mittelalter und besonders im 14. und 15. Jahrhundert weit putzsüchtiger als die Frauen waren, veranlasste zu obrigkeitlichen Einschränkungen. Auch die Salzburger Synode von 1386 (c. 6) verbot den Klerikern Gold- oder Silberverzierungen an den Gürteln und den Täschchen.

Über dem Rocke ward gewöhnlich der Mantel unmittelbar getragen, allein es fanden sich auch engere Obergewänder als Zwischenglieder. Am frühesten erscheint darunter der Kurzebold⁴⁾, dessen mit diesem Namen zuerst im 11. und

¹⁾ got. *puggs*; altn. *púngr*; ags. *pung*; ahd. *pfunc*; mhd. verschwunden; wahrscheinlich aus dem slavischen: asl. *pagva* corymbus. — ahd. *phoso*; mhd. *phose*; ags. *posa*; altn. *puss*, *posi*; slav. *pas* Gurt.

²⁾ Neith. 74, 16. Engelh. 516. Heinzel. ML. 496. — olfactoriola, vita S. Hathumodae bei Pertz. VI, 167 ad a. 874.

³⁾ Sie berühren sich dann mit den malhen, die freilich gewöhnlich den Reisesack und Koffer, aber auch die Gürteltasche bezeichnen. Nach Karlmeinet 135, 22 trägt Karl als sein Gepäck eine Lederflasche, der Schenke Dederich einen Sack, der alte David eine Malle mit Gold und Silber.

⁴⁾ mlt. *curciboldus*, *curceboldus*. Das Wort bezeichnete sonst im deutschen einen kurzen Mann und scheint scherzhaft auf das Gewand übertragen.

12. Jahrhundert in Glossen gedacht wird. Er war ein kurzes Gewand, im Schnitt der römischen Cyklas ähnlich, aber weit kürzer und gleich ihr als Staatskleid im Brauch (Roth. 4571. Eracl. 2385. Elisab. 525). Wenn wir Cyklas und Kurzebold gleich setzen, so wird er bereits an dem Staatsanzuge der Gemahlin Pipins, der Berhtrada, erwähnt; im 11. Jahrhundert erscheint die Cyklas einigemal unter den Prachtgewändern böhmischer Fürstinnen¹⁾. In Frankreich führte auch der Überwurf, den der Priester bei der Messe trägt, den Namen courtibaut. Im 14. Jahrhundert verschwindet der Kurzebold.

Als weites, ungegürtetes Oberkleid ist für die alte Zeit der Kittel zu erklären. Das Wort, dessen Abkunft dunkel ist²⁾, kommt samt der Sache nicht vor dem Ausgang des 13. Jahrhunderts vor. Es werden seidene und mit Bildwerk gestickte oder gewirkte Kittel erwähnt. Im 15. Jahrhundert scheinen besonders weisse Kittel bei Männern und Frauen beliebt gewesen zu sein. Sie deckten stets die ganze Gestalt und waren zuerst Festgewänder. In dem Gedicht „der Kittel“ (Meister Altswert 25, 16) wird ein seidener Kittel ohne Ärmel beschrieben: die Arme der Schönen waren „nackent blöz“. Als Haus- und Arbeitskleid kommt der Kittel erst später vor. Bei den Frauen ist dann der Rock, der vom Mieder getrennt und an demselben befestigt wird³⁾, darunter gemeint.

Ein Überrock ist die Suckenie; sie war, wie der Name zeigt, ursprünglich ein slavisches Kleid⁴⁾, das sich aber unter die abendländischen Völker weit verbreitet hatte, da es ausser bei den deutschen auch bei mittellateinischen, mittelgriechischen und französischen Schriftstellern⁵⁾ erwähnt wird.

¹⁾ Du Cange s. v. *cyclas*. — In Heinrichs Summarium (Germ. IX, 28) wird *toga* durch *kurzebolt* übersetzt.

²⁾ R. Hildebrand im D. Wb. V, 861 f.

³⁾ Schmeller, Bayr. Wb. I², 1310.

⁴⁾ poln. *suknia*; böhm. *sukně*. Weiberrock, von slav. *sukno* Wollentuch, Wollengewand.

⁵⁾ mlt. *soskania*; frz. *sousguenie*, *souscanie*; gr. *couvavia*. — mhd. gewöhnlich *suckenie*, *suggenie*.

Die Suckenie ist unzweifelhaft ein Oberkleid; sie wird mit dem Rocke zusammen erwähnt¹⁾ und war nach einer Stelle im französischen Roman de la Rose 2226 ff. ein besonders zierliches Kleidungsstück:

nul robe n'est si bele
que sosquanie à damoisele.

Zuweilen ward sie unmittelbar über dem Hemd getragen²⁾. Deshalb wird sie auch neben dem Mantel allein genannt³⁾. Zu dem vollständigen Anzuge gehörten aber Hemde, Rock, Suckenie und Mantel⁴⁾.

Die Männer trugen die Suckenie ebenfalls; an ihnen wird sie schon im 12. Jahrhundert erwähnt. (Gr. Rudolf *a^b*, 13.)

In Wien kam das Suckel noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter den weiblichen Kleidungsstücken vor; als pelzgefütterter Überzieher wird das Suklpelzl aufgeführt⁵⁾.

Die Rostocker Kleiderordnung von 1585 kennt die Suken noch unter den Anzügen der vornehmen Frauen⁶⁾.

Ein anderes Obergewand war der Surkôt, der nach seinem Namen⁷⁾ eine französische Erfindung war und von Männern wie Frauen über dem Rocke (*cote*) getragen ward. Worin er sich von der Suckenie unterschied, lässt sich nicht angeben; vielleicht durch seine Länge, denn er reichte, wenigstens im 15. Jahrhundert, bis auf die Füße (Schiller-Lübben, Mittelniederd. Wörterb. IV, 295). Als er bald nach 1350 in der Lahngegend das Festoberkleid der Frauen war, hatte der Sorkeit weite Ärmel, war im Winter mit Buntwerk, im Sommer mit Zindel gefüttert und an den Seiten von unten aufgeschlitzt (Limburg. Chronik, §. 21). Die Kölner Synode von 1260 (can. 5) und die Mainzer von 1360 (c. 13)

¹⁾ Mei 40, 38. Meler. 645. Tandar. 475. Heinr. Trist. 4499. Mart. 18, 57. Grieshaber, Pred. 1, 70.

²⁾ Frauend. 347, 33.

³⁾ Frauentreue 361 (Colocz. Cod.). 391 (Lassbergs Liedersaal 1, 127).

⁴⁾ Martina 24, 55—59. mantel suckenie roc Heinr. Trist. 4497 f.

⁵⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 310.

⁶⁾ Frisch, Teutschlatein. Wörterb. II, 356.

⁷⁾ frz. *surcot*, *sercot*; mlt. *surcotium*.

verboten die sarchotes den Mönchen. Die Pelzfütterung scheint bei dem Surkôt besonders üblich gewesen zu sein¹⁾.

Wie der Surkôt war auch der Kursit oder Kursât durch Frankreich den Deutschen bekannt geworden; die Champagne²⁾ übernahm gleich Flandern die Übermittlung der Trachten. Der Kursit war ein Pelzoberrock, eine Kürsen³⁾, die mit Seide oder Wollenzeug überzogen, einen ziemlich weiten Überwurf bildete. Die Ärmel lagen eng an; der Überzug war nach den Dichtern gewöhnlich so kostbar gestickt, als das Pelzwerk wertvoll war⁴⁾. Gleich den Waffenröcken wurden die Kursite von den Rittern über dem Harnisch getragen. Als Frauengewand kommt der Kursât noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vor⁵⁾.

Von den westlichen Nachbarn kamen auch die Tabarde oder Tapperte zu uns⁶⁾. Sie mögen ein rund geschnittener, langer Überwurf gewesen sein, von dem hinten ein langer Streifen auf die Erde fiel. Bereits 1281 wurden sie auf der Kölner Synode (c. 3) den Mönchen verboten; die Versammlung von Cambray erlaubte sie jedoch den Pfarrern beim Ausgehn. Gewöhnlicher wurden sie in Deutschland erst seit 1370: Männer und Weiber, edel und unedel, trugen sie. Die Frauen umgürteten dieselben in der Mitte mit dem Dusing; die Männer trugen sie in beliebiger Länge und mit grossen, weiten Ärmeln, die auf die Erde hingen⁷⁾. Noch im 18. Jahrhundert hiessen die hinten angesteckten mantelartigen Streifen an der Kleidung der protestantischen Geistlichen, über welche Fr. Nikolai, durch Chodowieckis Zeichnungen

¹⁾ Krone 6927. Walewein 979.

²⁾ *sin kursit ist ein schampeneis*, MSH. II, 80^b (Neith. XXIII, 19).

³⁾ Über dieses Wort R. Hildebrand im D. Wb. V, 2820 f.

⁴⁾ Eneide 1702. Parz. 270, 111. Lanzel. 885. Wigam. 865. 4459. 5532. Heinzel. ML. 689.

⁵⁾ Diefenbach, Novum Gloss. 343^b (Augsburg. Vocab. v. 1468).

⁶⁾ mlt. *tabardum*; span. *tabardo*; ital. *tabarro*; franz. *tabard*, *tabar*; deutsch *dapart*, *daphart*, *taphart*.

⁷⁾ Limburger Chronik, § 86. 145. Das von Engelhardt, Staufenberg, S. 77, beschriebene eigenthümliche Gewand der Fee scheint ein Tappert zu sein.

unterstützt, in seinem Sebaldus Nothanker sprach, Tapperte. Sie haben sich heute noch hier und da an der Kleidung der Kirchendiener erhalten.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kamen auch die Gugeln, Kugeln oder Kogeln¹⁾ in Brauch, die von den jungen Männern und den Frauen über den Kopf hängend getragen wurden. Die böhmischen Kogeln stunden den Frauen vorn in die Höhe über das Haupt, „wie man die Heiligen mahlet mit den Diademen“. Die Limburger Chronik, welche dieses zum Jahre 1389 verzeichnet, erwähnt der geknaufften (mit Knöpfen besetzten) zum Jahre 1362; dieselben hätten sich, sagt sie, dreissig Jahre gehalten. Jene Chronik erwähnt der zerschnittenen und gezottelten Kogeln, die vorn und hinten je einen Lappen hatten, die bis auf die Knie herabfielen, schon zum Jahre 1351²⁾. Fortgedauert haben sie nicht bloss im 15. Jahrhundert, sondern noch später; natürlich ganz abgesehen von der Mönchs- und Narrengugel. Es ist nur ungewiss, ob bloss die kapuzenartige Verhüllung von Hals und Kopf, oder nicht auch ein sich daran schliessender kurzer Mantel darunter zu verstehen sei. Für die Frauen-gugeln scheint letzteres der Fall zu sein³⁾.

Frauen und Männern gleichfalls gemein war die Garnasch oder Garnæsche. In Deutschland wenig im Brauch⁴⁾, wurde sie in Italien und Frankreich mehr getragen⁵⁾. Die Garnasch war ohne Ärmel, hatte vorn von unten nach oben einen Schlitz und war mit Pelz gefüttert.

Ein windisches Weiberkleid war die Gôdechse, die nur von Ulrich von Lichtenstein (Frauend. 218, 39) genannt wird.

¹⁾ Aus mlt. cucullus, cuculla, vgl. R. Hildebrand im D. Wb. V, 1578. 2533.

²⁾ Limburger Chronik, §§. 21. 62. 145.

³⁾ Vgl. Schmeller, Bayr. Wb. I², 880. Vilmar, Hess. Idiot. 215. Lübben, Mittelniederd. Wb. II, 512.

⁴⁾ Sie wird nur Parz. 588, 17. Welscher Gast 454 erwähnt.

⁵⁾ ital. *garnaccia*; frz. *garnache*, *garnachette*; mlt. *garnachia*; vgl. Du Cange und Diez, Roman. Wb.

Nur aus Wiener Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts ist mir der Seidel bekannt worden¹⁾, ein kurzer Mantel mit blossen Ansätzen zu Ärmeln, den sogenannten Flügen oder Stumpfen, die zuweilen von anderer Farbe als der Seidel waren. Er ward von Männern und Frauen, von Laien und Geistlichen getragen und zuweilen mit Schellen verziert. Blau war die beliebteste Farbe an ihm; dann findet sich grau, braun, roth, gemengt und die „neue Farbe“ erwähnt, die wohl eine Bastardfarbe war. Im 16. Jahrhundert verdrängte ihn die Schaubе.

Allgemeiner verbreitet und weit länger im Brauch waren die Kappen, weite Übergewänder mit Ärmeln, welche die ganze Gestalt von Kopf bis Fuss verhüllten²⁾. Über den Kopf war ein besonderer Theil in Art unserer Kapuzen bestimmt, der auch zurückgeschlagen werden konnte. Die Kappen waren für Reisen vorzüglich geeignet³⁾ und wurden von Frauen und Männern getragen. Der Schnitt war sehr weit und bequem; heute noch nennt man einen Mantel oder einen weiten Rock ohne Taille und Schnürung eine Kappe. Die Kappen wurden mit Ärmeln und Kopfhülle auch in Skandinavien gebraucht (Fornaldar s. III, 250). Ein beliebtes Zeug für sie war der Scharlach; doch kommen auch andere schöne Stoffe für die Kappen eleganter Reisender vor.

Eine kurze Kappe mit Kapuze war der chaperon oder deutsch entstellt Schaprun, Schaperun, der nur von Männern getragen worden sein mag.

Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts wurden auch die Juppen oder Joppen⁴⁾ von Männern und Frauen angethan, mit Ärmeln versehene Jacken, die nicht über den Gürtel

¹⁾ Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 310–313.

²⁾ Isidor. Etymol. XIX 31, 3 capa quia totum capit hominem.
— Siegfrieds Tarn- oder Helkappe verbirgt die ganze Gestalt.

³⁾ Parz. 778, 19. Wigal. 8870. Krone 7719. Frauend. 40, 14. Meler. 11810. Apollon. 20156.

⁴⁾ Mhd. *jupe*, *juppe*, *joppe*, *juppel*. — mlt. *jupa*, *juppa*, *jupellum*, *jopella*; franz. *jupe*, von den spanischen Arabern entlehnt: span. *aljuba* Oberkleid, arab. *al djubbah*, baumwollenes Unterkleid: Weigand, D. Wb. I, 873.

reichten. Nach der Erzählung vom Zaubermantel fährt der einen Dame jener Mantel, obschon sie sehr klein war, so zusammen, dass er zur Juppe ward und ihr nicht „für den gürtel nider gie“ (Lanzel. 6062).

Ein joppen- oder jackenartiges Stück war auch der oder das Warkus¹⁾, der übrigens gleich dem Wambeis (Wambes, Wammes, Bombasium) meist von Männern getragen ward. Der Nürnberger Rath verbot aber den Bürgerinnen im 14. Jahrhundert „remysches wargus“ oder irgend welch Gewand, das mit Gold oder Silber verziert sei²⁾.

Was für ein Obergewand der in Bamberger und Nürnberger Schriften vom Anfange des 14. Jahrhunderts genannte Mursnitz³⁾ gewesen ist, bleibt zur Zeit dunkel. Er war von Rock und Hemd unterschieden und aus Leinwand gemacht, wie die Nürnberger Verordnung schliessen lässt.

Wir wenden uns jetzt zu dem Mantel. Zwar mit lateinischen Namen bezeichnet⁴⁾, ist er doch ein altgermanisches Gewandstück, dessen Gebrauch bei Männern und Frauen in die älteste Zeit hinaufreicht. Als ein viereckiges Stück Zeug (dem römischen sagum gleich), das mit einer Spange oder einem Dorne zusammengehalten wird, hing er von den Schultern. Die Frauen trugen ihn gern aus Leinwand. Wir haben darüber schon bei Schilderung der ganzen Tracht geredet (II, 207. f.).

Der Mantel blieb durch die Jahrhunderte zum vollständigen Anzuge und daher zum Festgewande gehörig. In älterer Zeit scheint er auf der linken Schulter befestigt oder wenigstens über derselben durch die Spange zusammengehalten zu sein, wie solches an fürstlicher Tracht bis in das 11. Jahrhundert nach byzantinischem Vorbilde bemerkbar ist. Seit dem

¹⁾ mlt. warkocum, wardecocium, gardacorsium (gardecorps).

²⁾ Nürnberger Polizeiornungen, herausg. von Baader, S. 66.

³⁾ Renner 415. Nürnberg. Poliz. 60.

⁴⁾ mantilium mantellum, tegumenti humeralis genus quo brachium manusque involvebantur, Festus. — mantum Hispani vocant quod manus tegat tantum, est enim brevis amictus, Isidor. orig. XIX, 24.

12. Jahrhundert schloss man ihn mitten über der Brust oder verband die beiden Theile der Spange an den Schulterenden des Mantels durch ein Band, in das beim gehn oder im stehn oder sitzen gewöhnlich der Daumen geschlagen ward.

Gleich dem Rock war der Mantel weiter und länger und faltenreicher¹⁾ geworden und bot den Frauen ebenso wie den Bildhauern und Malern Gelegenheit zu schönem Faltenwurf. Mit der linken Hand oder mit dem linken Ellbogen heraufgezogen, fiel er malerisch hernieder.

Der Mantel als Staatskleid von Männern und Frauen der vornehmen Welt ward von kostbaren Stoffen gemacht und mit Borten, Perlen und Edelsteinen besetzt; innen war er mit kostbarem Pelzwerk²⁾, im Sommer zuweilen mit Seide oder feinem Wollstoff gefüttert. Über die Spangen werden wir beim Geschmeide handeln.

Gegen Wind und Wetter diente der Mantel aus derbem Wollenzeuge. Zur Zeit Karls des Grossen³⁾ waren die friesischen Mäntel, die hinten bis zu den Füßen gingen, vorn aber nur bis über die Knie reichten, verbreitet. Im Wolf Dietrich (A. 79) wird ein Regenmantel erwähnt, der von den heute noch in den bayrisch-österreichischen Alpenländern getragenen in Schnitt und Stoff nicht verschieden sein mochte.

Die Heuken (Hoiken), welche aus Frankreich⁴⁾ stammten und im 14. Jahrhundert über die Niederlande nach Nieder- und Mitteldeutschland sich verbreiteten⁵⁾, waren ein mantel-

¹⁾ *sô manegen rîchen mantel tief unde wît Nibel. 1309, 2. die mântel der frouwen lanc tief unde wît Eracl. 1953.*

²⁾ Den Mantel, den die Tochter des Markgrafen von Brandenburg bei ihrer Vermählung mit dem Sohne K. Belas von Ungarn 1261 trug, schildert Ottokar 7925 als von schwerer Seide mit eingewebten goldenen Bildern, mit weissem Hermelin gefüttert, am Halse mit Zobel besetzt, vorn herunter ging eine breite Leiste von Perlen und Edelsteinen.

³⁾ In dem Capitulare von 808, c. 5, verordnet Karl d. Gr. als höchsten Preis eines sagellum duplum 20 solidi, für ein simplum 10 solidi.

⁴⁾ Frz. *huque*, *heugue*; mlt. *huca*.

⁵⁾ Limburger Chronik, §§ 21. 27. 86. Lübben, Mnd. Wb. II, 281 f.

artiger, aber geschlossener Umhang. Sie wurden an der rechten Schulter, wo sich der Schlitz für das bequeme Anziehen befand, entweder zugeschnürt oder zugeknöpft. Eine andere Art hiess Glocken; sie wurden über den Kopf durch das Hauptloch gezogen und waren entweder rings geschlossen oder vorn mit einem Einschnitt versehen, der zugeknöpft werden konnte. Die Heuken wurden von Männern und Frauen seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts getragen.

Zu dem vollständigen Anzuge gehörten ferner die Handschuhe¹⁾. Bei den rauen Wintern der germanischen Länder mochten sehr früh Bedeckungen der Hände durch Fell- oder Wollenhüllen üblich geworden sein, aus denen dann der Faust- oder Klotzhandschuh hervorging, an dem nur für den Daumen ein Fingerling ist. Die Eisenhandschuhe des nordischen Donnergottes, mit denen er die Blitze schleuderte, ebenso die Handschuhe der Riesen dachte man sich in dieser Art²⁾. Diese Fäustlinge aus Pelz oder Wolle haben sich bis heute unter uns erhalten. Ihr mittelalterlicher deutscher Name war *hendelinc*³⁾ oder *viustelinc*⁴⁾; sie wurden besonders von Bauern getragen.

Auf den frühen und allgemeinen Gebrauch der Handschuhe weist ihre Verwendung als Rechtssymbol⁵⁾. Durch Darreichung oder Übergabe eines Handschuhes ward die Gewalt über Personen oder Sachen übertragen; daher finden wir diese symbolische Handlung bei der Verlobung, bei der Überweisung von Besitzthum und bei Ertheilung von Vollmacht. Andererseits bedeutete das Hinwerfen eines Handschuhes die Aufkündigung des Friedens; es geschah also bei der Bannung und der Fehdeankündigung.

Man unterschied die Winterhandschuhe von Pelz, namentlich von Schaffell (*muffulae vervecinae* oder *mitanae*)⁶⁾

1) Heinrichs Pfaffenl. (704) 695. Athis C. 74. Ebernand 4753.

2) Mein Altnord. Leben 177.

3) Seifr. Helbl. 2, 69.

4) Stricker, Kl. Ged. 3, 75.

5) Grimm, Rechtsalterth. 152—155.

6) Capitul. Aquisgran. a. 817. c. 22.

und die Sommerhandschuhe (wanti)¹⁾. Die Sommerhandschuhe waren von Zeug, die feinen von Seidenstoff oder auch von Leder; die ledernen dienten namentlich auf Reisen und zur Jagd. Wie diese noch heute zugeschnitten und zusammengenäht werden, so ist das auch bei denen aus Zeug früher der Fall gewesen. Die rothseidenen Handschuhe des alten deutschen Kaiserornates bezeugen es, die überdies mit Gold- und Perlenstickerei und emailirten Goldbeschlügen geschmückt sind. Neben die zusammengenähten traten dann die gewirkten, welche für den bischöflichen Ornat gefordert wurden.

Gestickte Frauenhandschuhe sind seit dem 11. Jahrhundert bezeugt²⁾; es mögen seidene gewesen sein, die auch in der höfischen Zeit für die elegantesten³⁾ galten. Stickerei⁴⁾ blieb an ihnen beliebt sowie die weisse Farbe⁵⁾. Je mehr Werth auf weisse Hände gelegt ward, um so unentbehrlicher wurden die Handschuhe. Der eifersüchtige Graf Archimbald von Bourbon erlaubte seiner Frau nicht, selbst wenn sie in der Kirche zum Opfer ging, ihr Gesicht zu entschleiern und die Handschuhe auszuziehen, wie uns der Roman von Flamenca erzählt.

Die feinen Gesellschaftshandschuhe wird wohl das weibliche Geschlecht auch bei Besuchen und während geselliger Zusammenkünfte anbehalten haben, wie das für den Norden bezeugt ist⁶⁾. Anders verhielt es sich mit den ledernen Männerhandschuhen. Diese mussten samt Mantel, Hut, Schwert, Messer und Sporen vor dem Eintritt in ein fremdes Gemach abgelegt werden⁷⁾.

„Hirziniu hiute sint ze hantschuohen guot, der dem leder rehte tuot“, heisst es in der Kettenreimerei eines Dichters

¹⁾ muffula wie mitana bezeichnet den Fausthandschuh; muffula und wantus stehen sich als Klotz- und Fingerhandschuh gegenüber wie frz. moifle et gant.

²⁾ Muratori, Antiquit. 3, 648.

³⁾ Frauend. 166, 29. Venetianische Handschuhe, Helbl. 2, 69.

⁴⁾ Heinr. Pfaffenl. 695 (704).

⁵⁾ Wigal. 1428. Lanzel. 2599. Heinzel. ML. 489. Fornaldars. 3, 222.

⁶⁾ Altnord. Leben 177.

⁷⁾ Konrads v. Haslau Jünglinge 712. 720. Altnord. Leben 178.

vom Bodensee aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts¹⁾. Diese hirschledernen Handschuhe, die in der Art der Stulpen geschnitten waren, wurden von den Frauen bei der Falkenjagd²⁾ getragen, so wie die Männer sie auch beim Fechten anzogen³⁾. Auf dem Bilde der Manessischen Liederhandschrift zu den Gedichten des Kunz von Rosenheim hat die Schnitterin bei ihrer Arbeit Stulphandschuhe an⁴⁾. Friedrich von Hausen ist in der Weingartner Handschrift⁵⁾ als Seefahrer in Reisekappe mit weissen Stulpen abgemalt.

Nach sächsischem Landrecht durften Richter und Schöffen beim Gericht unter Königsbann keine Handschuhe anhaben, ebensowenig wie Kappen, Hüte oder Hauben und geschlossene Mäntel (Sachsenp. III. 69, 1). Es ist der sinnliche Ausdruck für die Ehrlichkeit und Offenheit ihres richtens.

Wollene Handschuhe gehörten zur Tracht des armen Mannes. „Zween Wollenhandschuhe und eine Mistgabel sind die Busse für einen Tagelöhner“, heisst es im Sachsenspiegel (III. 45, 8).

Zu allen diesen Gewandstücken kam als Verzierung noch das Geschmeide. Die Germanen haben sich früh auf die Verarbeitung der Erze verstanden, wie am besten die ihnen gehörigen Funde aus der Bronzeperiode beweisen. Denn wenn auch Tacitus sagt, dass sie nur wenig Eisen und gar kein Gold oder Silber gegraben hätten, weil sie die Arbeit zu beschwerlich und des freien Mannes nicht würdig dünkte (Germ. c. 43), so bewies doch der treffliche Spiess, den sie führten, den Römern (Tacit. Germ. 6), dass sie sich auf gutes Schmieden ausgezeichnet verstunden. Die Wandalen hatten den Ruf besonders trefflicher Waffenschmiede (Cassiod.

¹⁾ Lassberg, Lieders. Nr. 248, 144.

²⁾ v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 15. 23. 32. 43. Eine solche chirotheca ad accipitrem kostete nach Wolfgers v. Passau Reiserechnung, S. 3, 6 Denar.

³⁾ v. d. Hagen a. a. O., Taf. 29. — Neith. 75, 13.

⁴⁾ v. d. Hagen a. a. O., Taf. 43.

⁵⁾ Pfeiffers Ausg., S. 10.

var. 5, 1), und die Langobarden genossen unter Alboin desselben Ruhmes (Paul. diac. 1, 27).

Auch der Erzguss und die Gold- und Silberschmiedekunst war ihnen vertraut. Allerdings könnte es scheinen, als ob nur Römer und Kelten, Mittelfreie oder Hörige, diese Arbeit im Dienste der Germanen in den eroberten Provinzen geübt hätten. Allein schon der Umstand, dass die germanische Mythologie Untergötter und Halbgottheiten die trefflichsten Schmiede sein lässt, bezeugt, dass jene Künste auch von den freien Germanen getrieben wurden. Wieland, der Waldgott, der sich eine Schwanjungfrau vermählt hatte, lud durch seinen Reichthum und durch seine Kunst den Neid des König Neithart (Niðuðr) von Schweden auf sich. Er wird in der Nacht gefangen genommen, wird gelähmt und auf eine kleine Insel in eine einsame Werkstatt gesetzt, wo er Schwerter und Bauge, Brustspangen und Ringe und andern Schmuck dem Könige schmieden muss, bis er Gelegenheit findet, sich an demselben auf das grausamste zu rächen und zu entfliehen. Die Zwerge ferner behielten den Ruf ausgezeichneter Schmiede bis in die heutigen Volksagen hinein. Weisheit und Schlaueit war allen diesen Wesen eigen; wie sie das rothe Gold und das dunkle Erz zusammenschmelzen und schlagen, so schmieden sie auch klugen scharfen Rath. Unter den jüngeren Gebilden der nordischen Mythen erscheinen zwei weibliche Vergöttlichungen des Frauenschmuckes: Hnoss und Gersemi, d. i. Vertreterinnen der reichgeschmückten Frau. Die Gestirne aber dachte man sich als prächtiges Geschmeide auf Freyjas schöner Brust.

Die erste Stelle unter den Schmucksachen nahmen die Bauge¹⁾ ein, jene grossen Ringe um Arm und Hals, die das Verlangen von Königen und Dienstmannen, von Helden und Sängern gewesen sind. Sie galten als die beste Gabe, die gegeben werden konnte. Baugfreund (bôgwini) hiess alt-sächsisch der getreue Gefolgsmann. Als stehende Beinamen

¹⁾ ahd. mhd. *bouc*, armilla, dextrale, brachiale. alts. *bôg*, ags. *beág*; altn. *baugr*.

hatten die Könige in der alten Dichtersprache die Benennungen: Bauggeber, Baugbrecher und Baugvertheiler¹⁾; über Bauge walten hiess reich sein. In den Schatzkammern der Fürsten lagen hunderte dieser Ringe aufgehäuft, sie hiessen daher auch Hüter der Ringschätze (beáhhorda weardas). Denn wie heute die edeln Metalle in Barren bewahrt werden, so liebte unser Alterthum sie in Ringform zu bringen. Der Ring war ein Werthstück von bestimmtem Gewicht und vertrat im Verkehr das Geld. Er ward gewogen, und für kleinere Werthe unterlag er der Theilung je nach dem Bedürfniss. Die Verwendung der Goldspiralen als Geld durchzieht unsre ganze Vorzeit²⁾. Hier heben wir nur einzelnes heraus.

Als Walther von Aquitanien dem Hunnenkönige Etzel entflieht, nimmt er so viel Bauge aus dessen Schatz, dass er dem Frankenkönige Günther hundert als Ehrengabe bieten kann. Freunde tauschten ihre Armspangen unter einander. Hildebrand, Dietrichs von Bern Waffenmeister, kehrt mit dem Herrn aus langer Verbannung heim. Da begegnet ihm sein Sohn Hadubrand: er erkennt ihn, der ihm aber keinen Glauben schenken mag, und reicht ihm auf des Schwertes Spitze seine gewundenen Bauge, die aus byzantinischen Goldmünzen geschlagen waren. — Algis, der Sohn des letzten Langobardenkönigs Desiderius, war ein starker, kühner Mann. Er kam auf Kundschaft an Karls des Grossen Hoflager nach Ticinum und sass unerkant mit zur Tafel. Als Karl aufstund, sah er unter dem Orte, da jener gesessen hatte, einen ungeheuren Haufen Knochensplitter. Erstaunt fragt er, wer dort ass, und erfährt, es sei ein Mann gewesen, der Bären- und Rindsknochen wie Hanfstengel zerbiss. Da erräth der Kaiser, dass es Algis war, und fordert, dass man ihm den bereits entfernten zurückbringe. Ein Franke er bietet sich

¹⁾ alts. *bóggeðo*; ags. *beága brytta*; altn. *baugbroti, hringbroti, briotr gulls, deilir gulls, baugaspillir, baugadeilir*.

²⁾ W. Wackernagel bei Haupt, Z. IX, 551. Soetber in den Forschungen z. deutschen Gesch. I, 229 ff. v. Kiss, Die Zahl- und Schmuckringelder. Wilda, Strafrecht der Germanen 300.

dazu, wenn Karl seine Armbauge ihm anvertraue, damit er mit ihnen den Langobarden locken könne. Der König gibt sie und jener setzt dem Feinde nach. Er trifft ihn auf dem Flusse im Boote und ruft ihm freundlich zu: „Karl schickt dir hier seine Bauge zum Geschenk; er tadelt dich zugleich, dass du so heimlich aufbrachst. Aber komm an das Ufer, damit ich dir sie gebe.“ Der Franke hatte die Spangen auf seinen Ger gesteckt und Algis errieth die Hinterlist. Rasch ergriff er seinen Schaft, steckte seine eigenen Armringe darauf und nahm die gereichten, während er die seinen auf des Franken Ger schob¹⁾. „Mit dem Gere reichst du sie, mit dem Gere empfangen ich sie. Schickt mir Karl die Gabe auch mit Hinterlist, so will ich sie unvergolten nehmen; bring ihm meine Bauge als Ehrengabe.“ Der Franke sah den Feind gerüstet und wagte nicht den offenen Kampf; er ging zurück und brachte dem Könige die Ringe, die aber für Karls kräftigen Arm zu gross waren, denn statt am Oberarm zu haften, fielen sie ihm über die Schultern hinauf. Da erstaunte er und rief: „ich achte es fürwahr fortan als kein Wunder, dass jener Mann die stärksten schlägt“. Und er fürchtete den jungen Langobardenfürsten seitdem mehr denn früher²⁾. —

Auch Frauen theilten Bauge als hohe Gaben aus. Als Siegfried nach Worms kam, Kriemhild zu verkünden, dass ihr Bruder Günther mit der gewonnenen Braut nahe, und als er einen Botenlohn verlangt, reicht ihm die Fürstin vierundzwanzig Armspangen (Nib. 522). Beim Abschied der Burgunden von Bechlarn spannt die Markgräfin Gotelind dem ritterlichen Spielmann Volker von Alzei zwölf Bauge um die Hand (Nib. 1644). Der Beispiele liessen sich noch viel bringen, worin die Armringe als Ehrengaben erscheinen und wobei zugleich ihr stofflich hoher Werth sich darstellt. Als der vielgewanderte Dichter Widsið an den Hof seines heimischen Fürsten Eádgils zurückkehrte, reichte er diesem zum Dank,

¹⁾ Vgl. hierüber J. Grimm, Über schenken und geben, S. 20 (Kl. Schriften II, 199 f.).

²⁾ Chron. Novalic. III, 21. 22.

dass er ihm das väterliche Gut wieder gab, den goldenen Baug, den ihm Ermanrich, der grosse Gotenkönig, als Sängerlohn gegeben hatte. Ealhild, die Gemahlin des Myrgingerfürsten, schenkte ihm aber einen andern¹⁾. Das höchste Lob, das ein Dichter einem Fürsten spendete, war das, welches jener angelsächsische Wandersänger dem langobardischen Alwin gab, dass keines andern Hand so leicht, keines andern Herz so freigebig an Ringen und leuchtenden Baugen gewesen sei²⁾. So vermag denn auch der ritterliche Dichter Rudolf von Rotenburg seine Liebe nicht höher zu schildern, als dass er sagt, die Geliebte sei ihm theurer denn alle griechischen Bauge (MSH. 1, 87^a). Wie hoch dieses Schmuckstück angesehen war, beweist auch, dass Eide auf den Ring abgelegt wurden, der in den nordischen Tempeln auf dem Gestell der Götterbilder lag und mit Opferblut geröthet von dem Priester dargeboten ward³⁾, und dass die nordgermanischen Priester (goðar) ebenso wie die heidnischen gotischen (also wohl alle heidnischen germanischen) stets einen Armring für ihre Amtsverrichtungen⁴⁾ an sich trugen.

Über die verschiedenen Formen der Armringe, die um den Ober- wie um den Unterarm und das Handgelenk getragen wurden, zu handeln, halte ich hier nicht für meine Sache. Die Stoffe waren Erz und Gold, Eisen und Silber, ferner Glas⁵⁾. Als Formen erscheinen halbrund getriebene Goldringe, entweder geschlossen oder halb offen, mit oder ohne Ansatz von Schlussknöpfchen⁶⁾. Die Enden des mehr reifenartigen

1) Widsið 88—102. Cod. Exon. 324, 1—22.

2) Widsið 70. f. Cod. Exon. 322, 30 ff.

3) J. Grimm, Rechtsalterth. 895. K. Maurer, Bekehrung des norweg. Stammes 2, 221 f. Die Antiquare halten die goldenen offenen Armringe für Eidringe, vgl. u. a. Verhandl. der Berliner Ges. f. A. E. u. U. 1890, S. 294 f.

4) Müllenhoff bei Haupt, Z. XVII, 429.

5) Lindenschmitt, Alterthümer II, 9. Taf. 3 Muster gläserner Armringe.

6) z. B. Lindenschmitt, Alterthümer I, 6. Taf. 4. Worsaae, Afbildninger fra d. k. Museum i Kjöbenhavn, S. 48 f. 86 f.

Bandes laufen in jüngerer Zeit¹⁾ verstärkt aus und sind mannigfach verziert. Es finden sich ferner cylindrische Arm-bänder von Erz mit allerlei Formenverschiedenheit²⁾; sodann die Armringe aus spiralischem, starkem Draht von Erz, Gold und am Ende der heidnischen Zeit aus Silber von sehr verschiedener Zahl der Windungen und abweichender Art der Behandlung der Enden.

Die stätigsten zwei Formen sind die halb- oder ganz-runden geschlossenen oder halboffenen eigentlichen Bauge, und die spiralischen Drahringe, die wuntane bouga des Hildebrandliedes. Als Held Rudlieb³⁾ von dem grossen Könige in Afrika scheidet, empfängt er unter den Abschiedsgeschenken zwölf kunstreiche Armringe: acht waren ganz gediegene (nicht hohlgegossene und mit Blei gefüllte) geschlossene Bauge mit Schlangenköpfen, vier aber spiralsiche Arm-bänder. Von diesen beiden, für das 11. Jahrhundert dadurch gesicherten Formen hat die erste mit allerlei Änderungen fortgedauert. In der höfischen Zeit kamen die Armringe der Männer ausser Mode, wenn sie auch nicht ganz verschwanden. Sie wurden fortab wesentlich ein weiblicher Schmuck.

Die Fingerringe finden sich oft. Der älteste Name dafür war Fingergold⁴⁾, wenigstens nach dem gotischen und nordischen zu schliessen. Hochdeutsch ward der Fingerring, nicht nach dem Stoff beschränkt, das Fingerlein⁵⁾ genannt, gewissermassen das Kleine, das Kind des Fingers, welches dieser trägt.

Die deutschen Grabfunde zeigen die einfache Reifforn oder die im Bronzealter beliebte spiralförmige, ferner in mero-

¹⁾ Nach Lindenschmitt, ebd. I, 12. Taf. 6, wären in der mero-wingischen Periode Armringe mit Sicherheit nur in Frauengräbern gefunden worden.

²⁾ z. B. Lindenschmitt II, 1. Taf. 2. Worsaae, Afbildninger, S. 50.

³⁾ Rudl. 5, 332 ff.

⁴⁾ got. *figragulþ*; altn. *figrgull*.

⁵⁾ ahd. *figiri*; mhd. selten *vingerin* und *vingeride*, gewöhnlich *vingerlîn*.

wingischer Zeit häufig die des römischen Siegelringes¹⁾. Die Platte ist, soweit wir nach fränkischen Belegen urtheilen dürfen, mit barbarischen Ornamenten, mit Kreuzen, mit Inschriften und mit Nachbildungen römischer Münzen geschmückt²⁾. Die edlen Steine in den Ringen gaben denselben nach dem Glauben des Mittelalters oft Wunderkraft³⁾. Statt der Steine kam schon in heidnischer Zeit Glasfluss oder eine Metallmischung vor. Im 13. und 14. Jahrhundert war die beliebteste Form eine viereckige, kastenartige Fassung des Steines, der Reif innen flach, aussen mit einem Grat⁴⁾.

Der Stoff war nicht bloss Gold oder später Silber, sondern auch eine Kupfermischung, und Zinn mit Zusätzen von Kupfer und Blei⁵⁾, ausserdem Glas. Die gläsernen waren natürlich sehr wohlfeil, und wurden von ärmeren (Walth. 50, 12), sowie von Kindern getragen, machten übrigens, da sie schon wegen ihrer Zerbrechlichkeit⁶⁾ viel verbraucht wurden, einen guten Handelsartikel⁷⁾. An solche gläserne oder an Ringlein von unedler Mischung, höchstens von Silber, werden wir wohl bei denen zu denken haben, welche die Jungfrauen der Königin Herzeloûde an Schnüren trugen (Parz. 123, 29), ebenso bei den drei Pfund Fingerlein, welche

1) Eine kurze Übersicht über die Entwicklung der deutschen Fingerringe gab Essenwein in d. Mittheil. aus d. Germ. Nation.-Mus. I, 214 f. Abbildungen aus dem Bronze- und dem älteren Eisenalter bei Worsaae, Afbildninger, S. 47. 75.

2) Vgl. Lindenschmitt a. a. O. I, 11. Taf. 8.

3) Eine Anzahl Gedichtstellen hierüber sind verzeichnet in Benecke-Müllers Mhd. Wb. III, 323^a.

4) Mittheil. aus d. Germ. Nation.-Mus. I, 215. Nürnberg 1886.

5) So schon in den Gräbern von Ebringen im Breisgau: Schreiber, Hünengräber, S. 36.

6) Von dieser Unzuverlässigkeit das Sprichwort *Annulus ex vitro vitreo debetur amico* (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler XXVII. 2, 7) oder, wie Bischof Salomon III. von Konstanz (Anf. d. 10. Jahrh.) zu sagen pflegte: *Vitrei amici vitro sunt donandi*.

7) In der Zollordnung der Gräfin Margarethe von Flandern von 1252 (Ennen, Quellen II, 319) zählt ein *vas annulorum vitreorum vel cista* 4 Denare Maut.

das thörichte Mädchen in dem Mære vom Häslein in ihrem Schrein verwahrte ¹⁾. Diese Ringlein dienten auch zu allerlei Spielen ²⁾.

Die Halsringe oder Halsbauge ³⁾ der ältesten Form aus der Bronzezeit erinnern an den gallischen und römischen Torquis. Es sind der Weite des Halses entsprechende biegbare Ringe, deren Enden entweder gegeneinander stossen, oder ineinander greifen oder auch spiralartig übereinander liegen. Die Arbeit des Ringes ist verschieden: wir finden glatte und gedrehte Stäbe, sowie hohlgegossene dickere und zur Mitte anschwellende Reife. Allerlei Verzierung durch aufgesetzte runde Platten, durch Emaille und durch Thonperlen ⁴⁾ sind angebracht worden.

Ausser diesen Ringen, welche mit der heidnischen Zeit verschwunden zu sein scheinen, gab es manche andre Halszierden. Die ältesten sind die aufgereihten Halsbänder, welche aus natürlichen durchbohrten Steinchen, Thonkügelchen, Beinstückchen, Muschelschalscheiben und Zähnen bestehn, die auf Fäden gerigen, in doppelter oder einfacher Windung den Hals umgaben. Zwischen die Steinchen, Zähne oder dergleichen waren zuweilen Ringlein oder kleine Metallplatten geschoben. Auch Bernstein kommt früh in diesen Halsbändern vor. Kleinere Stücke davon wurden durch grössere Perlen unterbrochen. Diese Schmuckart gehört der ältesten, der Steinzeit, an ⁵⁾, in deren jüngeren Periode bereits Germanen in Skandinavien gesessen zu haben scheinen.

¹⁾ v. d. Hagen, Gesamtabent. Nr. 21, 90.

²⁾ *der vingerlin spiln* Mære vom Schlegel 321. *vingerlin snellen* Parz. 368, 12. Wilh. 327, 8.

³⁾ *halsbougā, circuli aurei e collo pendentes* Graff III, 39. ags. *healsbeág*.

⁴⁾ Diese Verzierung erscheint an Halsringen der Schweiz, Schwabens und des Elsasses, vgl. Lindenschmitt I, 6. Taf. 3.

⁵⁾ Schreiber, Hünengräber 33 f. Klemm, Alterthumskunde 66 f. Lindenschmitt a. a. O. II, 8. Taf. 1. Worsaae, *Afbildninger*, S. 15. Zeitschrift f. A. E. u. U. XXVII, 352 f.

Vom Orient her sind die Glasperlen an die Küsten der deutschen Meere gekommen; dieselben bildeten noch im 10. Jahrhundert einen arabischen Ausfuhrartikel dorthin¹⁾.

In Skandinavien wurden auch die byzantinischen (constantinischen) Medaillen und Goldmünzen, welche durch den Handel dorthin kamen, mit Öhren am Halse getragen. Ebenso die Goldbracteaten, welche sehr rohe Nachbildungen der südlichen Münzen sind, und sich im nördlichen Deutschland, häufiger aber in Skandinavien finden, und im 5.—8. Jahrhundert n. Chr. dort angefertigt worden sind²⁾.

Zuweilen kommen eine Anzahl Münzen oder Münzen-nachbildungen auf ein Band gereiht vor. Sie sind auch durch perlenartige, tropfenartige oder andersformige Gegenstände unterbrochen und ergeben sich als Nachahmungen der reichen west- und oströmischen Halszierden von Gold und Edelstein.

Dann trug man halbmondförmiges Geschmeide von Bronze, Gold oder Silber³⁾, mit mancherlei Verzierungen. Das angelsächsische Wort *sigele*, altnordisch *sigli* scheint diesen gestirntartigen Zierat zu bezeichnen. Ein alter germanischer Name des Hals- und Brustschmucks war ferner *mani* (sächsisch *meni*, nordisch *men*), das dem indischen *mani*, lateinischen *monile* verwandt ist. Das deutsche *halsgolt* scheint an die Stelle des uns als Personennamen erhaltenen *manigolt* (*Mangold*) getreten, und bald einen von der Kette verschiedenen Schmuck, an dem auch Gehänge angebracht ward, zu bezeichnen (z. B. Krone 558. 7732), bald mit der Kette gleichbedeutend zu sein (Krone 8236).

Die Ketten bestanden aus ineinander greifenden Ringen, die erst später feingliedriger gemacht wurden. Sehr häufig

¹⁾ Correspondenzbl. der deutschen Gesellsch. f. A. E. u. U. XXII, 147.

²⁾ Worsaae, Les empreintes des bractéates en or: Mém. des antiquaires du Nord. 1866—1871. M. Bartels, Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. A. E. u. U. 1890, S. 520 f.

³⁾ *lunulae quas mulieres habent de auro vel argento similitudine lunae diminutiae sic dicuntur, i. e. hlibas vel scillingas: Hattemer, Denkm. I, 243. manili, lunula quam mulieres portant in pectore Graff II, 797.*

kommen sie weder in den Heidengräbern vor, noch später in schriftlichen (Virginal 699 1. Krone 558) oder bildlichen Denkmälern. Erst mit Ausgang des Mittelalters wurden die zierlichen Halskettchen beliebt.

Durch die Anhänge an den Halsreif oder die Kette erweiterte sich dasselbe zum Brustgeschmeide. So zierte das Brisingamen, welches kunstreiche Zwerge schmiedeten, Hals und Brust der Göttin Freyja.

Alle tiefer herabhängenden Halsbänder und Halszieraten wurden von selbst zum Schmuck der Brust.

Selbständiges Brustgeschmeide waren die Haft- und Stecknadeln (fürspan) und die Broschen, welche vor den Busen gesteckt wurden und die gewöhnlich zugleich zum Zusammenfassen der oberen Mantelecken dienten. Sie erscheinen indessen auch ohne diesen Dienst vor der Brust als Schmuck des Rockes.

Die Fibeln, wie man gewöhnlich sagt, sind durch Funde aus der Bronzezeit und der älteren Eisenperiode hoch hinauf als weiblicher und männlicher Schmuckgegenstand bezeugt. Erz, Gold, dann Silber und Eisen sind die Grundstoffe; die Formen sind ebenso verschieden und die Antiquare haben durch deren Studium wichtige Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung der ältesten Culturperioden gewonnen. Undset, R. Virchow, Tischler u. a. haben hier fruchtbar gearbeitet. Wir können nur das für uns Wichtigste berühren.

Die einfachste Form war die Nadel mit Widerhaken, die dem Dorn nachgebildet ward, welcher auch nach Tacitus Bericht (German. 17) im Nothfall die Fibel vertrat.

Daraus gestaltete sich die Bogenfibel, die, aus Erz gegossen, über Bosnien, Ungarn, Italien, Gallien, Britannien, Deutschland, Skandinavien verbreitet war. Sie kommt in mancherlei Ausbildungen vor. Der Bügel, der in der ältesten Gestalt aus gewundenem Draht hergestellt ist¹⁾, ward dann auch massiv gegossen²⁾; die aufgerollte Feder, die ihn zu-

¹⁾ Lindenschmitt II. 11, 2.

²⁾ Ebd. I. 7, 3. 9, 2. II. 6, 3.

weilen mit der Nadel verbindet¹⁾, erinnert noch an die ältere Form.

Beliebt war bei den Germanen, den Bügel als rohes phantastisches Thierbild zu behandeln²⁾, wobei die südlichen Fibeln in der Gestalt von Vögeln oder Vierfüßlern³⁾ vor-schwebten.

Seltener ist die Ausarbeitung des Bügels zur Schild- oder ovalen Schalenform, die sich in süddeutschen Gräbern gefunden hat⁴⁾.

Die ganze Fibel als ovale Schale oder Schild, hinten mit dem Dorn, kommt in Norwegen und Schweden sehr häufig vor⁵⁾. In Niederdeutschland haben sich durch die Nadel verbundene kleine Schalenpare als Fibeln gefunden⁶⁾.

Süddeutsche Fundstätten ungermanischer Herkunft lieferten eine Gewandnadel, bei welcher der Dorn an eine kleine eiserne Lunula mit Klapperblechen angesetzt ist⁷⁾.

Eine andere Fibelform ist die mit Spiralscheiben geschmückte Nadel. Entweder theilt sich dieselbe oben in zwei auseinander ästende Scheiben aus gewundenem Erzdraht, oder es liegen solche in mehrfacher Zahl auf einem starken Dorn auf⁸⁾.

Die Verwendung dieser Fibeln als Haftmittel für den Mantel oder für den zu schliessenden Busentheil des Rockes erhellt aus ihrer ganzen Anlage.

Zum gleichen Dienst, daneben aber als Schmuckstück geeigneter als jene Nadeln, wurden die Scheibenfibeln verwendet, welche aus einer runden metallenen Platte mit hinten befestigtem Dorn bestehn. Diese auch von den römischen

¹⁾ Ebd. II. 7, 3.

²⁾ Ebd. I. 4, 3. 12, 8. II. 4, 2.

³⁾ Ebd. II. 7, 4.

⁴⁾ Lindenschmitt II. 6, 3 (Fig. 9. 12).

⁵⁾ H. Hildebrand, Heidn. Zeitalter in Schweden 32 f. Worsaae, Afbildninger, S. 85. Slesvigs Oldtidsminder, S. 94 f.

⁶⁾ Lindenschmitt I. 7, 4.

⁷⁾ Lindenschmitt II. 1, 4.

⁸⁾ Ebd. I. 9, 2. 3. 3, 6.

Gewandnadeln bekannte Form findet sich in fränkischen und alemannischen Gräbern der merovingischen Periode mit kunstreicher Arbeit, aber von barbarischem Geschmack. Die Scheiben sind von Erz, Gold, Silber oder Eisen. Die eisernen sind mit Silber oder auch Messing eingelegt, die ehernen und silbernen zuweilen vergoldet. Prägung von Figuren und Ornamenten, Filigrans Schmuck¹⁾, eingesetzter Glasfluss oder Edelsteine dienen zur Ausschmückung.

Dieselbe Ornamentirung und Arbeitsweise haben die gleichzeitig verbreiteten spangenartigen Gewandnadeln, die im Grunde aus der ältesten Fibel mit Bügel construiert sind. Nur ist der Bügel breit gehalten und hat oben einen viereckigen oder runden Ansatz; der an den Bügel nach unten sich schliessende Theil läuft häufig in einen Drachenkopf aus und ist mannigfach ornamentirt. Diese Form weist wahre Prachtstücke barbarischer Metalltechnik auf²⁾.

In Skandinavien begegnen wir denselben Fibelformen wie in Deutschland. Die Arbeit ist hier noch kunstreicher.

Aus den Jahrhunderten, welche die Gräberfunde nicht mehr berühren, sind wir über die Formen der Fürspane weniger gut unterrichtet und auf bildliche Darstellungen, sowie auf die gerade über diesen Schmuck nicht sehr ergiebigen Dichterstellen beschränkt.

Das Fürspan³⁾ steckte am Hemd (Parz. 131, 17. Wigal. 6332) oder am Rock; es diente ferner am gewöhnlichsten zum Mantelhaft. Die Formen sind die scheibenförmige, die sich auf den Bildern von dem blossen Knopf nicht immer sicher unterscheiden lässt, ferner das Vierblatt oder in etwas reicherer Entfaltung die Rosette, welche sich auf eine runde

¹⁾ Beispiele bei Lindenschmitt a. a. O. I. 1, 8. 9, 8. 12, 8. II. 3, 6. 10, 6. III. 11, 6.

²⁾ Ebd. I. 2, 8. 5, 8. 12, 7. II. 2, 6. 10, 6. III. 5, 6. 8, 6.

³⁾ fürspan, ahd. noch nicht recht belegt, ist mhd. das häufigste Wort für Fibel. Ahd. ist gispan und spenula, spenela (erhalten in Spenel, Spennadel: Stecknadel) für Fibel gebraucht. Ausserdem kommt mhd. nüsche, nüsche (ahd. nuscja, nuscili), bratsche und brêtsche für frz. broche, mlt. brusca vor.

oder mehreckige Scheibe oder Platte aufgesetzt findet. Es kommt ausserdem die Raute und die Schildform als Broche und Mantelform vor. Das Fürspan am Rock befestigte eine Nadel; diente es als Mantelhalter, so ward der gegenüberliegende Zipfel über die Fibel geknüpft, wobei das gefältelte Ende zuweilen noch überragte.

Der Mantel wird auch nur durch ein Band zusammengehalten, das mitunter an dem Schluss mit Quasten aufsitzt, auch wohl durch das Wappenschild des Trägers in der Mitte verziert ist¹⁾. Oder die Bänder werden mitten über der Brust durch eine Schnalle gehalten und sitzen auf den Manteldecken unter Wappenschildern; so auf dem Grabmal des Grafen Ulrich von Württemberg († 1264) in Stuttgart. Die Gestalt der Gräfin Agnes auf demselben Denkstein hat den Mantel ganz geschlossen und die beiden Wappenschilder stossen mit der Querlinie eng aneinander²⁾.

Diese Schilde sind Ausbildungen der Haken und Öse, oder besondere Gestaltungen der Tassel, wie diese doppelten Mantelhafter in der höfischen Zeit auch heissen. Dieses waren, wie die Fürspane der reichen Gesellschaft überhaupt, goldene, nicht selten mit Edelsteinen besetzte Scheiben oder Rosetten oder Rauten. Ward der Mantel offen getragen, so verband eine Schnur die Tassel.

Im 14. Jahrhundert sieht man die Fürspane und die Mantelspangen immer seltener.

Unter den ältesten Schmucksachen aller Völker erscheinen die Ohrringe oder die Ohrpfrieme (ags. éarpreónas), wie die Angelsachsen auch sagten. Einfache, etwas längliche Ringe aus Bronze- oder Silberdraht, die an den Enden wie Öse und Haken ineinander greifen, sind aus den heidnischen Gräbern unserer Lande viel zu Tage gekommen. Zuweilen sind zwei Drähte ineinander geflochten; häufig erscheint ein Gehänge daran, namentlich von Glasperlen. Die Klapperbleche

¹⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 59. 68. II, Taf. 24.

²⁾ Heideloff, Die Kunst des Mittelalters in Schwaben, Stuttgart 1864.

wurden in einer gewissen Periode auch hier angebracht. Kostbarere Ringe sind mit Silberplättchen belegt worden ¹⁾.

In der christlichen Zeit dauerten die Ohrringe und Ohrgehänge fort. Sie werden auch in der höfischen Periode mit den Armspangen häufig zusammen als beliebter Frauenschmuck genannt. Die künstliche Drahtarbeit bildete sich daran weiter ²⁾. Allerlei Gehänge, namentlich edle Steine und Perlen, erhöhten die Kostbarkeit ³⁾. Die ärmeren Leute haben sich natürlich an einfacheren Ohringen genügen lassen müssen. Schon in den Heidengräbern kommen solche aus geringer Metallmischung (Zinn mit Blei und Kupfer) vor.

Der schönste Schmuck des weiblichen Kopfes war zu allen Zeiten das volle Haar ⁴⁾. Gleich den Galliern erschienen die Germanen durch die gelbe, in das röthliche fallende Farbe desselben ausgezeichnet ⁵⁾ und beide Völker suchten durch künstliche Mittel diese Farbe zu erhöhen. Die Gallier hatten eine beizende Pomade dafür erfunden, und die Deutschen bedienten sich auch derselben, deren beste Art aus Ziegenfett mit Buchenasche bereitet ward. Es gab eine feste und eine flüssige Salbe. Die Männer brauchten sie, wie Plinius (hist. nat. 28, 50) erzählt, weit fleissiger als die Weiber ⁶⁾. Ranzige Butter als Haarsalbe der Burgunder erwähnt mehrere Jahrhunderte später Sidonius Apollinaris (carm. 12, 6). Während sich bei den Galliern das blonde Haar früh verloren

¹⁾ Lindenschmitt, Alterthümer I. 11, 8 (Fig. 14—18). II. 3, 6. (Fig. 5. 6). 10, 6 (Fig. 8—12). 12, 6 (Fig. 7). Schreiber, Hünengräber im Breisgau, S. 35.

²⁾ *dō hienc si in diu ören die guldinen wieren* Vor. Ged. 161, 20. — *örgolt, örrinc* (ahd. noch unbelegt). Vgl. das kettenartige Ohrgehänge auf dem Titelbilde der Bibel Karls des Kahlen bei v. Hefner, Trachten I, Taf. 37.

³⁾ *Est etiam teneres aures qui perforet ut sic Aut aurum aut carus inde pendeat inde lapis*, Anselm. Cantuar. oper. ed. Gerberon 2, 197.

⁴⁾ Vgl. auch I, S. 201 ff.

⁵⁾ Zeugnisse bei Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme 51 f.

⁶⁾ Vgl. auch Ammian. Marc. XXVII, 2. Die spuma batava, caustica spuma Martial. VIII. 33, 20. XIV, 26.

hat, so dass z. B. die Gallier, welche Caligula in seinem Triumphzuge für gefangene Germanen ausgab, ihr dunkles Haar färben mussten (Sueton. Calig. 47)¹⁾, behielten die deutschen Stämme die Farbe. Wir wissen, wie die römischen Frauen das germanische Hochblond zur Modefarbe erhoben, und deshalb theils falsche Flechten und Zöpfe aus deutschen Haaren anlegten, theils ihr Haar färbten. Von jener Kaiserzeit her ist dann Blond die elegante Haarfarbe das ganze Mittelalter hindurch geblieben.

In welcher Weise die germanischen Frauen in der ältesten Zeit das Haar trugen, berichtet niemand; aber wie wir früher (oben S. 211) mittheilten, zeigt ein Fund der älteren Bronzezeit, dass die Frauen damals das Haar mit einem Hornkamme aufsteckten und hinten in einem zierlichen, über dem Scheitel befestigten Netze zusammenfassten. Über die männliche Haartracht sind wir etwas besser unterrichtet. Im ersten Jahrhundert n. Chr. unterschieden sich die Sweben von den übrigen Germanen dadurch, dass sie das Haar zurückstrichen und auf dem Scheitel in einen Knoten banden²⁾. Die übrigen also haben es frei von den Schläfen und über den Nacken hängen lassen. Tiberius ahmte die barbarische Haartracht dadurch nach, dass er das Haar am Hinterkopf bis über den Nacken hinunter wachsen liess³⁾. Wir erfahren auch über die Sweben, dass sich ihre principes durch einen gepflegteren Haarwuchs auszeichneten, ganz wie dieses für das merovingische Königshaus bekannt ist. Während das übrige altfränkische Volk den Hinterkopf schor, umwallte die Angehörigen des merovingischen Geschlechtes die Lockenfülle⁴⁾.

Im allgemeinen gilt für unser Alterthum als Sitte, dass alle freien Leute, Männer wie Frauen, das Haupthaar lang

¹⁾ Färbung der Haare wirft Ivo von Chartres (Anfang des 12. Jahrh.) den Französinen seiner Zeit vor: sie färbten ihr schwarzes Haar blond (Ivonius Epistol. Paris 1610, S. 538).

²⁾ Tacit. Germ. c. 38. vgl. Juven. 13, 164. Seneca de ira, c. 26.

³⁾ Sueton. Tiber. c. 68.

⁴⁾ Grimm, Rechtsalterth. 239 f. Waitz, Verfassungsgeschichte II³. 1, 163. Dass nur das occiput der Franken kurzhaarig war, zeigt Sidon. Apoll. ep. 8, 9.

trugen¹⁾. Zeichen der Knechtschaft und ein Schimpf war das Scheren der Locken. Der Ehebrecherin ward zur Strafe das Haar abgeschnitten (Germ. 19), sowie es später Brauch ward, gefallenem Mädchen den vollen Haarschmuck zu nehmen²⁾.

Dass das Haar nicht wirr und wild, sondern gepflegt den Kopf umgab, kann schon die Angabe des älteren Plinius über die färbende Pomade beweisen. Kämmе gehören zu den gewöhnlichen Beigaben der Todten in den Heidengräbern aller Perioden, kommen in den Pfahlbauten und Torfmoren, in den Gräbern der Bronze- und Eisenperioden vor, weil sie ein unentbehrliches Geräth der Lebenden und nach dem Glauben auch der Todten waren. Sie sind von Bein, von Bronze, von Holz und an einer oder an beiden Seiten gezähnt; zur Festigung geht zuweilen ein Metallstreifen über die Mitte, später findet sich auch dafür ein Beinstäbchen, das mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Mit den Kämmen ward von den Reichen Luxus getrieben. Sie wurden für sie aus Elfenbein geschnitzt und mit Bildwerken verziert. Die römischen und altkristlichen Vorbilder wirkten in merovingischer und karlingischer Zeit nach. Alcuin, Karls des Grossen gelehrter Rath, dankte seinem Freunde Rikulf (Damoetas) für das Geschenk eines solchen wunderbaren Stückes mit zwei Köpfen und sechzig Zähnen, nicht von der Grösse eines Elephanten, aber von elfenbeinweisser Schönheit³⁾. Aus spätrömischer Zeit und aus den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters haben sich Kämmе mit mancherlei bildlichen Darstellungen auf der Platte zwischen den beiden Zahnreihen in Kirchenschätzen sowie in den Museen erhalten⁴⁾.

¹⁾ Grimm, Rechtsalterth. 283 ff.

²⁾ Du Cange s. v. in capillo. Gruppen de uxore theotisca 190. 204. In dem Gailthal in Kärnten war es um 1850 noch Sitte, dass einem gefallenem Mädchen das Haar öffentlich abgeschnitten ward. Der schuldige Bursche musste vor den Dorfgenossen aus dem Dorfbrunnen saufen wie ein Ochs (Mittheilung M. Lexers).

³⁾ Monumenta Alcuin. edd. Wattenbach et Duemmler, S. 153.

⁴⁾ E. Braun im Anzeiger d. german. Nationalmuseums, 1895, S. 81—88. A. Schultz, Höf. Leben I², 235. Deutsches Leben 362 f. — Abbildungen prähistor. Kämmе z. B. bei Worsaae, Afbildninger

Schon die langen ehernen Haarnadeln, welche schön gearbeitet in Gräbern der Bronzezeit vorkommen, sind von Germaninnen gebraucht worden. In späterer Zeit haben die deutschen Frauen, als sie die Flechten künstlich um den Kopf legten, ähnlicher Nadeln bedurft. In Frauengräbern der merovingischen Periode finden sich goldene, silberne und eherner mit Knöpfen, die Filigran- und Nielloverzierungen haben, oder auch barbarische Thierköpfe darstellen¹⁾.

Auf der Pariser Camee „des Germanicus Triumph“, die wir früher erwähnten²⁾, tragen zwei germanische Frauen ein reifenartiges Band um das lang herabwallende Haar. Die Marcussäule³⁾ zeigt die hilfesuchenden, sowie die gefangenen deutschen Weiber nur mit den langen, das Haupt umwallenden schlichten Locken, während die ungermanische Frau, zu der sie Schutz suchend kommen, ein langes Schleiertuch über dem Kopfe trägt. Auch auf der Camee über Augustus pannonischen Triumph⁴⁾ sehen wir die langgelockten barbarischen Frauen. Ihr Haar ist über der Stirne gescheitelt.

Wir bemerken in den Dichtungen der höfischen Zeit und der späteren Periode, dass auf die Scheitellinie viel Sorgfalt verwandt ward. Sie musste blendend weiss, gerade und schmal sein⁵⁾ Um sie zu ziehen, brauchte man ein hölzernes oder metallenes Instrument, Scheitelnadel oder Scheitelnagel in späterer Zeit genannt.

Um die Scheitelung festzuhalten, ward ein Band um die Haare gelegt. Der Stirnreifen auf der Pariser Camee wird ein solches undirbant, scregibant, scheitelbant, hårbant, wie

S. 45. 71. Lindenschmitt I. 9. 6. Verhandl. der Berliner Ges. f. A. E. u. U. XXVII, 356.

¹⁾ z. B. Lindenschmitt II. 5, 6. 10, 6. 12, 6.

²⁾ Vgl. II. S. 208. — Aschbach, Livia in den Denkschriften der Wiener Akademie XIII. Taf. 2.

³⁾ Columna Antonina ed Bartoli, Taf. 15. 17.

⁴⁾ J. Arneth, Die antiken Cameen in Wien, Taf. 1.

⁵⁾ Eneide 5157. Wigal. 870. Flore 6883. Gesamt. 58, 60. Heinr. Trist. 697. Eracl. 1806. Reinfried 2135. Heinzel. ML. 206. Hätzler. 220^b.

es später hiess, sein. Es war nicht bloss ein Stoffband oder eine Schnur, sondern auch von Metall geschmiedet¹⁾.

Die Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts zeigen dieses hârbant, wie es oft heisst, gewöhnlich zusammen mit dem frei in Locken fallenden Haare²⁾. Entweder ist es bei diesen reichen und vornehmen Jungfrauen, von denen die Dichter allein reden, ein köstlicher Borte³⁾, der sich auch kreuzweise und nicht bloss reifenartig über das Haar legt, oder ein schmaler goldener Stirnreifen, der den Namen Krone führt, ohne dass die Trägerin fürstlichen Geschlechtes wäre⁴⁾.

Für dieses Haarband kam in der höfischen Zeit auch der französische Name Schapel (chapel, mlt. capellus aus capa abgeleitet) in Gebrauch. Das Schapel benennt also an vielen Stellen unsrer Dichter den als Scheitelband dienenden Borten⁵⁾, der mit Edelsteinen und Perlen verziert sein kann, und theils einfach, theils gekreuzt die Haare umfängt. Es bezeichnet aber auch den Kranz, der bei Frauen und Männern zu Festen oder zum Tanz das Haar schmückte, und der aus natürlichen frischen Blumen⁶⁾ geflochten ward. Auch verheiratete

¹⁾ Discriminalia unde discernuntur crines de auro vel argento vel aere i. e. scregibant, Hattemer I, 243. undirbant: decerniculum, ornamentum vaginalis capitis ex auro Graff III, 137.

²⁾ Daher erscheint es als Gegensatz zu dem Gebende der verheirateten Frauen: Eneide 1729. 12223. Herbort 612. Nibel. 532, 7. Wigam. 2702. 4926. 5326. Elisabeth. 904. *der borte ist der megde reht* Gesamttabent. Nr. 21, 309.

³⁾ Vgl. auch Altnord. Leben 180 und von Bildern die der Weingartener und Manessischen Liederhandschrift.

⁴⁾ Roth. 4578. Rosengarten C. 214. Fragm. 18^a.

⁵⁾ Ere 1571. Nibel. 1594, 3. Krone 8244. Engelh. 3011. — Ein kronenartig gebautes Bortenschapel aus Bildstickerei und nach hinten herabfallenden, verflochtenen, in Senkel endenden Schnüren j. Titur. 1210 f.

⁶⁾ z. B. Walth. 75, 10. 36. Parz. 232, 16. Trist. 17608. Wigal. 10520. Lancel. 870. Konr. Troj. Kr. 16328. Marienleg. 21, 50. 165. Myst. I. 242, 24. — Abbildungen künstlicher wie natürlicher Schapel geben u. a. die Bilder in der Manessischen und der Weingartener Liederhandschrift, in der Heidelberger, Wolfenbüttler und Oldenburger Bilderhandschrift des Sachsenspiegels, vgl. ausserdem v. Hefner, Trachtenbuch I. II.

Frauen können Schapel tragen; sie liegen aber bei ihnen nicht auf dem blossen Haar wie bei den Jungfrauen (Parz. 232, 15. 234, 10. Mei und Beaf. 91, 4—6. Martina 219, 5), sondern auf dem Gebende.

Fehlte dem Haar die natürliche Kräuselung, so ward künstlich nachgeholfen, denn das lockichte galt für das schönste. Das Brenneisen ward auch von den Männern, ja selbst von den Geistlichen gebraucht: König Alfred von England schenkte ein silbernes einem Presbyter (Bonifac. ep. 102), und wir sehen auch in den späteren Jahrhunderten, dass sich die Synoden mit den Krollen der Cleriker zu beschäftigen hatten¹⁾. Wie geckenhaft die Männer des 13. Jahrhunderts auch hierin sein konnten, zeigt jene Neithartsche Schilderung des jungen Bauer Hildemar, dem die gewundenen Locken tief über die Wangen herabhängen, gelb wie Kramseide; er behält Nachts, um sie kraus zu haben, die innen verschnürte Haube auf²⁾. Bruder Berthold von Regensburg predigt denn auch gegen diese Eitelkeit der Pfaffen und der Laien³⁾. Er schilt die Geistlichen und die bereits geweihten Studenten, welche ihr Haar aus Stutzerei und Leichtfertigkeit lang wachsen lassen, und rügt die Laien, welche ihr Haar winden und schnüren, oder die es färben und so lang wie die Frauen tragen. „Merket auf, ihr Herren! alle die das Haar so lang haben wie die Weiber, haben auch Weiberherzen und können einen Mann in keiner Art verstehn. Pfui, du Adelheid mit dem langen Haar, dass du nicht weisst, wie schlecht und schändlich dir das steht!“⁴⁾ Ihr Frauen aber, ihr verwendet das halbe Jahr auf die Haarpflege! Miselsüchtig, aussätzig sind, welche es so eifrig treiben mit den Locken und dem Gebende und

¹⁾ Mainzer Syn. v. 1298, Hartzheim IV, 588.

²⁾ Neithart v. R., herausgeg. von Haupt 86, 15 f.

³⁾ Predigten I. 114, 15 ff. Gegen die männliche Haarkünstelei schritten städtische Rätthe im 14. und folgenden Jahrhundert ein: Bader, Nürnberger Polizeiordnungen 67.

⁴⁾ Schon im 12. Jahrh. hatte die h. Elisabeth von Schönau in ihren visionären Reden gegen die weibische Haarkünstelei der Männer geeifert: Die Visionen der h. Elisabeth von Schönau, herausg. von Roth, Brünn 1889, S. 102.

und den Schleiern.“ Ein Jahrhundert früher hatte der österreichische Dichter Heinrich in seinem Pfaffenleben bei Schilderung der galanten Weiber der Geistlichen der fein gedrehten Löcklein derselben nicht vergessen (693).

Die Dichter heben zuweilen in den Beschreibungen schöner Mädchen hervor, wie ihre krausen Locken (reide locke) an den Wangen niederhängen oder sich um das Ohr ringeln¹⁾.

Um den Glanz des Haares zu erhöhen, ward es auch mit Goldfäden²⁾ oder mit Seide durchflochten³⁾. Auch hier haben die Männer mit den Frauen gewetteifert, indem wir durch die Dichter auch von ihnen hören, dass sie ihre Locken mit Seide oder auch mit Borten umwanden⁴⁾.

Die Durchflechtung des Frauenhaares mit Borten, wodurch es aufgenommen und enger um den Kopf gehalten wurde, sehen wir bereits auf Bildern⁵⁾ des Stuttgarter Psalters, der dem 10. Jahrhundert zugetheilt wird.

Eine besondere Frisur schildert Wolfram von Eschenbach an der jungen Alize⁶⁾. Sie hat ihr krauses Haar in eine Menge kleiner Scheitel getheilt, deren Locken mit Seidenbändern lose umwunden sind, so dass das ganze wie eine Krone aussieht. Von einem andern Mädchen hören wir, dass ihre goldenen Locken um das Schapel gekräuselt waren, jede Locke für sich, so dass sie traubenartig auf die Achseln hingen (Myller, Fragm. 26^a).

Auf den Bildern des 12., 13. und 14. Jahrhunderts hat das frei von der gescheitelten Stirne an den Wangen herab auf die Schultern und den Nacken fallende Lockenhaar etwas

¹⁾ Wigal. 877. Konr. Troj. Kr. 19912. Virginal 133, 6. Renner 411. Kittel 25, 7. Keller, Erz. 478, 18. Vgl. I, S. 201. Fromme, der Welt entsagende Frauen schnitten die Locken kurz, Gesamtabenteuer Nr. 8, 557.

²⁾ Schon Angilbert sagt von Bertha, Karls des Grossen Tochter: aurea se niveis commiscens fila capillis III, 224.

³⁾ Neith. 20, 16. 28, 30.

⁴⁾ Gudr. 341, 3. Wigal. 2228. 7095. Krone 6883.

⁵⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 50.

⁶⁾ Willh. 154, 9 ff.

durchaus typisches, dem Charakter der mittelalterlichen Kunst gemäss. Zuweilen sieht man einzelne Strähne des Haars auf dem Rücken durch Bändchen gesondert, wie auf einem Glasbilde der h. Katharina im Freiburger Münster von ungefähr 1280¹⁾, wo das Bändchen als Perlenschnur erscheint.

Die hier berührte Abstrählung der Locken leitet zu den Zöpfen über. Dass dieselben seit dem 12. Jahrhundert von den deutschen Frauen nicht selten getragen wurden, ergeben eine Reihe von Dichterstellen²⁾, so wie manche Bildwerke. Sie finden sich ebensowohl bei vornehmen als bei geringeren Frauenzimmern. Das Haar ward in zwei Haupttheile abgetheilt und jeder derselben gezopft, oft auch mit Seiden- und Goldfäden oder Bändern umwunden oder durchflochten³⁾, seltener mit einem künstlichen Netz (wie Frauendienst 172, 25) überzogen. Auf den rechten Zopf, der auf die rechte Brust herübergelegt ward, oder auch auf beide über den Busen fallende Zöpfe schwuren die Frauen in Schwaben und Bayern⁴⁾. Es ergibt sich hieraus zugleich, da es sich dabei besonders um Eide in Streitigkeiten über eheliche Güterverhältnisse handelt, dass der Zopf auch von verheirateten Weibern getragen ward, was übrigens auch Bildwerke und Stellen in Schriften bezeugen⁵⁾. Wenn daher in den Statuten der Stadt Speier vom Jahre 1356 den Frauen verboten ward⁶⁾, ihre Zöpfe oder ihre Haare hinten herabhängen zu lassen und vorne lose gebundene Locken zu tragen statt des aufgebundenen Haares, und wenn hier nur den Jungfrauen gestattet wird, Schapel aufzusetzen und ihre Zöpfe und Haare hängen zu lassen bis zu ihrer Verheiratung, so liegt darin jüngere Sitte vor, die mit der Veränderung der Haar-

¹⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 14.

²⁾ Vgl. I, S. 202.

³⁾ Wigal. 863. 1743. 7412. Frauend. 161, 2. 166, 17.

⁴⁾ Deutschenspiegel I, 23. Schwabenspiegel 20. Augsburger Stadtr. 287. Grimm, Rechtsalterth. 897.

⁵⁾ z. B. Wilh. 147, 19. Gesamtabent. Nr. 31, 392. Du Cange s. v. in capillo.

⁶⁾ Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins VII, 59.

tracht zusammenhängt, welche die Ehe veranlasste. Darüber sprechen wir bald.

Gewöhnlich hingen die Zöpfe von dem Haupte hinab, meist nach hinten, seltener nach vorn gelegt. Eine fremde Sitte scheint es daher, wenn Flordelise in Heinrichs von Neustadt Apollonius (20509) ihre Zöpfe oben um ihr Haupt bindet; freilich konnte es auch mit Rücksicht auf den Kampf geschehen, den sie bestehn muss. Später finden wir die Zöpfe von den Weibern nach den Landschaften verschieden gelegt. Agricola in seiner Auslegung gemeiner deutscher Sprichwörter (1528. No. 370) sagte: „An etlichen Orten als am Reyn, yn Schwaben vnd Bayern, auch in Schweitz schlagen sie die Haarflechten hinter sich zurucke. Yn Meyssen und Düringen flechten sie die zopfe auf yhren heubtern hoch empor wie ein storks nest; yn Sachsen und Hessen schlagen sie sie vmb yhre ohren herumb“.

Mit einem Worte mag erwähnt werden, dass auch die Männer im 12., 13. und 14. Jahrhundert Zöpfe trugen und sie ebenso verzierten als die Frauen¹⁾. Herzog Albrecht III. von Österreich (1365—95) hatte zwei starke Zöpfe und stiftete eine Zopfgesellschaft, deren Mitglieder den oder die Zöpfe in einer verzierten metallenen Kapsel trugen²⁾. Man erinnere sich bei dieser uns weibisch dünkenden Sitte, dass im 18. Jahrhundert der Zopf von dem mannhaften König Friedrich Wilhelm I. von Preussen bei seinen Soldaten eingeführt und als strammer preussischer Zopf von Militär und Civil angenommen ward. Er brachte das eigene Haar der Perücke gegenüber wieder zu Ehren.

Eine Mode, die viel Anfechtung fand, und die im Anfang des 13. Jahrhunderts aufgekommen scheint, war das Aufbinden des Haares, wodurch der Nacken frei wird.

¹⁾ Krone 6884. Eckenl. 166. 186. Die Worte in dem Mære vom kalwen Ritter: *hievor dô zierten di man ir lip mit zöpfen sam nu diu wip. solhes sites nu niemen gert* (Haupt, Z. VII, 374) können für ihre Zeit keine allgemeine Wahrheit haben.

²⁾ Essenwein im Anzeiger f. K. d. Vorz. 1866. Sp. 177. 368 mit zwei Abbildungen.

Walther von der Vogelweide und Neithart von Reuenthal¹⁾ tadelten die Mode, die sich aber nicht verlor²⁾, wenn sie auch zunächst nicht allgemeiner ward. Verschieden davon scheint der Brauch, beim Aufsetzen eines Hütteleins das Haar und die Zöpfe zusammenzufassen und eingebunden unter die Kopfbedeckung zu bringen (Konr. Troj. Kr. 7492). Eine Miniatur eines lateinischen Evangelienbuches aus dem Ende des 13. Jahrhunderts zeigt bei der einen Frau die Haare in ein Netz gefasst und unter Hüttelein und Wangenbinde gesteckt³⁾. Diese Mode ist im Verlauf des 14. Jahrhunderts weiter gediehen und im 15. geradezu herrschend geworden. Wir sehen dann die Haarflechten in der Regel sich dem Kopf eng anschmiegen und den Nacken bloss lassen; oft sind sie in Netzen um die Ohren gehalten oder unter die Haube ganz versteckt⁴⁾. Zuweilen fallen von den Schläfen Locken halblang herab, der Hinterkopf aber ist aufgebunden und der Nacken daher kahl⁵⁾.

Die alte Sitte der frei über Schultern und Nacken wahlenden Locken und der lang herabfallenden Zöpfe ist freilich auch damals nicht erloschen, aber auf die unverheirateten Mädchen beschränkt und in den vornehmsten Kreisen oder im Bauernstande noch am meisten bewahrt worden.

Wenn wir endlich der weiblichen Kopfbedeckungen gedenken, so nimmt die erste und älteste Stelle das Kopftuch oder Haupttuch ein, jenes vierzipflige Tuch, das über den Kopf gelegt, diesen und den Nacken gegen Sonne, Regen und Kälte schützen konnte. Es ist noch heute unter der weiblichen Landbevölkerung in den mannigfachsten Formen und Farben üblich, so dass eine genaue Übersicht über die

¹⁾ Walth. 111, 18 f. Neith. 39, 3 f.

²⁾ Ulrich v. Türl. Willh. 152^b.

³⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 49. vgl. auch v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 11. 31 die Frau im Hut.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 28. 32. 65. 89. 101. 102. 106. 107. 114. 119. 130. 132. 134. 177. v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 4. 29. 47. Engelhardt, Staufenberg, Taf. 2—4. 9. 12. 14.

⁵⁾ v. Hefner II, Taf. 149.

landschaftlichen Verschiedenheiten des Kopftuches der bäuerischen Weiber von grossem Werthe wäre.

Die Anfänge dieser praktischen Kopfhülle können wir leider nicht verfolgen¹⁾. Ich finde sie, obschon sie uralt sein muss, erst in Angilberts Gedicht auf Karl d. Gr. (III, 232), in welchem die Prinzessin Gisala mit einem Schleier, den Purpurfäden durchziehen, geschildert wird; ferner in der Bibel Karls des Kahlen, auf deren Bildern wir die vornehmen Frauen mit Schleiern geschmückt sehen, welche über den Kopf frei gelegt sind und über Schultern und Rücken tief herabfallen. Sie sind meistens weiss mit Goldstickerei²⁾. Dass die Kopfbedeckung der deutschen und italienischen Frauen in der Zeit der Ottonen Schleier und Binden namentlich auf Reisen waren, zeigt eine Stelle in dem Gesandtschaftsbericht des Bischofs Liutprant von Cremona an König Otto I. ³⁾.

Auf Miniaturen des 10. und 11. Jahrhunderts sehen wir den Schleier in schmale Binden gefaltet, turbanartig um den Kopf gelegt und mit den Enden ziemlich tief herabfallen⁴⁾.

Ende des 12. Jahrhunderts finden wir das Kopftuch in verschiedener Form getragen. Für gewöhnlich fiel es frei vom Haupte auf die Schultern und den Nacken in mässiger Länge; dann zeigt sich eine Verhüllung des Halses damit verbunden; endlich begegnet auch noch die turbanartige Umwindung des Kopfes, deren beide Enden aber in zwei langen Zipfeln über den Rücken fliegen⁵⁾. Die beiden ersten Weisen setzten sich durch das 13. und 14. Jahrhundert fort und erhielten sich noch später.

¹⁾ Die Frauen mit Kopftuch auf der Marcussäule sind keine Germaninnen.

²⁾ v. Hefner, Trachten I, Taf. 37.

³⁾ *Relatio de legatione constantinopol.* c. 37.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten I. Taf. 35. 50. 75.

⁵⁾ Die Beispiele gibt Herrads Hortus für a. Taf. 8, für b. Taf. 4, für c. (die Superbia) Taf. 6. Vgl. dazu Engelhardt, S. 92 f.

Wir finden also erstens das Haupttuch oder den Schleier¹⁾ (beide Worte bezeichnen dieselbe Sache) als frei auf den Kopf gelegtes Tuch — von feinem Linnen oder Seide bei Reicheren — das über der Stirn in einer derselben gleichbreiten Falte liegt und von da in zierlicher Fältelung über die Schultern und den Nacken fällt. Ein Kranz oder eine Krone wird zuweilen darüber getragen, aber das feine, seidene, durchscheinende Tuch liegt auch über dem Schapel (Konr. Troj. Kr. 20276). Die Haare quellen an Schläfen und Wangen darunter hervor²⁾. Dieses ebenso kleidsame als bequeme Tuch blieb über das Ende des Mittelalters hinaus in Brauch. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts trug man den Schleier gewöhnlich so, dass das eine Ende über die rechte Schulter herübergangen, vorn über die Brust gelegt und über die linke Schulter zurückgeworfen ward, von wo er am Rücken herabfiel. Auch die umgekehrte Legung von links nach rechts kommt auf den Bildern vor³⁾. In dieser malerischen Art trägt Agnes Bernauer den Schleier über der feingefälteten Haube auf ihrem Grabstein in der Tottenkapelle zu St. Peter in Straubing⁴⁾.

Eine zweite Art verband mit dem Schleier eine gefältelte Verhüllung des Halses. Dieselbe scheint durch einen unteren Schleier hergestellt⁵⁾. Sie begegnet im 13. und 14. Jahr-

¹⁾ *slojer, sloiger, sloier, slóir, sleiger, sleier*, vor dem 13. Jahrh. nicht nachgewiesen, von dunkler Herkunft.

²⁾ Weingartener Liederhandschrift, herausg. v. Pfeiffer, S. 122. Manessische Liederhandschrift in v. d. Hagens Bildersaal, Taf. 5. 15. 19. 25. 37. v. Hefner, Trachten I, Taf. 62. 64. 67. 94.

³⁾ Engelhardt, Staufenberg, S. 78. Die Freskobilder zu Konstanz (Züricher Mittheil. XV. 6) Nr. 7. 12.

⁴⁾ v. Hefner, Trachten II, Taf. 163.

⁵⁾ Von zwei Schleiern wird deutlich in einem Gedicht in v. d. Hagens German. VIII, 263 gesprochen: der erste bedeckt Haupt und Nacken und fällt frei um Ohren und Wangen. Der zweite schliesst sich enger um Haupt und Ohren. So wird also bei der oben im Text genannten Tracht der zweite Schleier den Hals eng umschliessen.

hundert als malerische Kopftracht ritterlicher Frauen¹⁾. In Walthers v. Rheinau Marienleben wird das Haupttuch der h. Jungfrau (233, 45 ff.) beschrieben. Es ist über den Kopf gespreitet und hängt auf die Achseln herab, bedeckt völlig die Kehle und umschliesst Schläfe und Wangen.

Gegen die modische Hochfahrt, welche mit den Schleiern und Kopftüchern getrieben ward, kehrten sich im 13. Jahrhundert die Prediger und Moralisten, seit dem 14. die Stadträthe. Berthold von Regensburg wendet sich gegen die gelbe Farbe und die übermässige Länge der Tücher; manche Frau, deren Mann kaum zehn Pfund im Vermögen habe, trage einen Schleier, der für eine Gräfin prächtig genug wäre²⁾. Hug von Trimberg³⁾ rügt die Eitelkeit der Weiber mit ihrem Kopfputz. Bald legen sie einen gelben Schleier an, bald ein weisses Kopftuch, bald einen kurzen Schleier so hin, dann wieder so her. Die städtischen Luxusordnungen wenden sich gegen die übertriebene Länge und Weite, schreiben die Zahl der Fach vor nach Stand und Vermögen und schreiten auch gegen die Ausschmückung der Säume und Enden ein⁴⁾. Aber es half wenig oder nichts.

Leinwand, Baumwollstoff, Seide geben das Zeug zu den Kopftüchern und Schleiern. Die Farbe war gewöhnlich weiss. Als galant galt gelb, aber es war deshalb auch bei ehrbaren Frauen verdächtig. Der Österreicher Heinrich schildert eitle Weiber in seinem Gedicht von der Erinnerung an den Tod (329), wie sie hochfächtig einhergehen, geschminkt und mit gelbem Kopfputz, und sagt von den Pfaffenweibern (Pfaffenleben 697), dass ihre Stirnborten durch die gelben Kopfbinden gleissen.

¹⁾ v. Eye und Falke, Kunst und Leben der Vorzeit XI, 2. v. d. Hagen, Bildersaal, Taf. 42, die gekrönte mittlere Frau. Engelhardt, Staufenberg, S. 97.

²⁾ Bertholds Pred. I. 115, l. 319, 27.

³⁾ Renner 12557 ff.

⁴⁾ z. B. Nürnberg. Polizeiordn. 66. Jäger, Ulm 510. 513. Schlager, Wiener Skizzen, N. F. III, 316 ff.

Gelbe Schleier als eleganter Putz werden auch sonst erwähnt¹⁾. Aber Bruder Berthold sagte darüber seinen Zuhörerinnen: aussätzig sind die Frauen, welche die Schleier gelb färben, gleich den Jüdinnen und den Dirnen, die auf dem Graben streichen, und den Pfaffenweibern: sonst keine als diese sollten gelbes Gebende tragen (115, 1. f.)²⁾.

Indem der Schleier das Haupthaar verhüllt und den Gegensatz zu den freiliegenden Locken der Jungfrauen bildet, ward er Zeichen der verlorenen Jungfräulichkeit. Wenn das Gedicht „die Winsbekin“ mit den Worten schliesst: „mit êren wir ze bette gën und âne sloyger an den tac“, so drückt es damit den Wunsch für das Mädchen aus, dass es in Ehren sich niederlegen und in Ehren aufstehn möge. In Volksliedern des 15. Jahrhunderts sagt das Mädchen zu dem Einlass begehrenden Liebsten:

*Wol is nu, der da kloppet an?
ik lat en doch nicht herin.
Wenn ander megtlin kreuze droegen,
ein schlöier möst ik dragen.
Ik schemde mi ser, ik schemde mi ser,
jo lenger jo mer,
van grund ut minem herten³⁾.*

In den chursächsischen und thüringischen Städten war es im 15. und 16. Jahrhundert Gewohnheit, dass der Rath den Mädchen, die sich nicht ihrem jungfräulichen Stand gemäss hielten, alsbald einen Schleier schickte und befehlen liess, sich von andern Frauen und Jungfrauen zu sondern und ihr Haupt zu schleiern und decken. In den Wittenberger Rathsrechnungen von 1502 und 1535 kommen die Posten vor: vij. gr. für drey schlewer, bedæerte meyde domit geschlewert. vj. gr. vor zwey neue schleyer, so zwein be-

¹⁾ Renner 12559. Iolande 2764. Altd. Bl. II, 395. Berthold I. 415, 13. 527, 12. Alsfeld. Pass. bei Haupt, Z. III. 501, 229.

²⁾ Über die gelbe Farbe als elegante aber verdächtige Farbe oben II, 22.

³⁾ Uhland, Volkslieder I, 180. Dazu das verwandte Lied im Ambraser Liederbuch 224, 36.

schlafenen meygden geschickt¹⁾. Nach der Rotweiler Hochzeitordnung von 1618 durfte eine Braut, die schon vorher mit dem Manne gelebt hatte, keinen Kranz beim Kirchgange, sondern einen Schleier aufhaben, und ward von Weibern zur Kirche geführt (Birlinger, Aus Schwaben 2, 306 f.).

Ausser den Schleiern wurden Binden um Stirn und Wangen getragen; es ist die zweite Hauptart des Gebende, wie im allgemeinen Sinne die weibliche Kopfbedeckung genannt ward. Im besondern aber verstund man die verschiedenen Binden unter Gebende, welche um Stirn und Kinn gelegt wurden.

In seinem Gedicht auf Karl den Grossen schildert Angilbert die Damen des Hofes in ihrer prächtigen Tracht²⁾. Die Kaiserin Liutgardis trägt purpurne Binden um die weissen Schläfe, eine amethystfarbene Binde ihre Tochter Rhoddrudis (III, 186. 215). Bei der Taufe des dänischen Königspaares erhält Haralds Gemahlin von Karls Gattin unter andern Gaben eine goldene, mit Edelsteinen besetzte vitta³⁾ zum Pathengeschenk.

Es sind von Angilbert augenscheinlich Stirnbinden gemeint. Wenn wir nun seit Ende des 12. Jahrhunderts auf Bildwerken weisse oder zuweilen gelbe, die Stirne eng umschliessende, fast mützenartige Binden finden, mit denen sehr oft eine Kinn- und Wangenbinde zusammen getragen wird⁴⁾, welche über den Scheitel hinübergeht, so liegt sehr nahe, dies für keinen neuen Brauch zu halten, sondern mit den karlingischen vittis in Verbindung zu setzen. Es ist, wie gesagt, das Gebende im engeren Sinne. Die Stirnbinde hiess

¹⁾ Mittheil. des sächs.-thüring. Vereins II, 649. Michelsen, Rechtsdenkmale aus Thüringen 476.

²⁾ Oben II, 213.

³⁾ Aurea vitta gemmis redimita, Ermold. Nigell. IV, 389. Diese vitta könnte allerdings ein goldenes Stirnband sein.

⁴⁾ z. B. Stirnbinde und Kinnbinde bei Lepsius, Die Stifter des Doms zu Naumburg; v. Hefner 17. 18. 23. 25. 26. 29. 39; Freskenbilder zu Konstanz, Nr. 11. Reifen und Kinnbinde bei v. d. Hagen, Taf. 4. Schleier und Kinnbinde bei v. Hefner I, Taf. 64. 67. Stirnbinde allein bei v. d. Hagen, Taf. 29. 30.

im besondern der Wimpel¹⁾, die Wangen- und Kinnbinde dagegen Rîse²⁾. Das letztere Wort bezeichnete freilich auch wieder das ganze Gebende; aber die engere Bedeutung ist die angegebene. Die Rîsen (neuhochdeutsch muss es Reisen heissen) konnten, weil es Binden waren, wenn sie breit gelegt wurden, das Gesicht verstecken, da sie fest um Kinn und Wangen lagen. Als Blanscheflur heimlich den zum Tode verwundeten Riwalin besuchen will, verbindet ihre Hofmeisterin ihr das schöne Antlitz mit dicken Rîsen (Trist. 1267). Ulrich von Lichtenstein verhüllt sich in der Maske als Frau Venus, um unkenntlich zu sein, mit einer Rîsen, so dass (da er überdies eine Haube trug) nur die Augen heraussehen. Als er dann einer Gräfin das pæce (den Friedenskuss bei der Messe) bietet, muss er die Rîsen von einander ziehen, um küssen zu können (Frauend. 177, 1—4. 178, 29—82). Diese Stellen zeigen durch ihren Wortlaut deutlich, dass die Rîse kein Schleier, sondern eine fest anliegende Binde war, ein Gebende im engeren Sinne. Auch das Gebende muss nach Dichterstellen zum Kuss hinaufgeschoben (ûf geleit) oder vom Munde weggezogen werden³⁾.

Bei der umfassenden Bedeutung von Gebende für Kränze, Tücher und Binden erhellt von selbst, dass unverheiratete Frauen dasselbe tragen konnten. Es gab aber ein besonderes wîplichez gebende, das die jungen Frauen nach der Brautnacht anlegten oder das ihnen von der Mutter oder deren

¹⁾ Erek 8246—8945. Haupt, Zeitschr. VIII. 300, 71 (wo nicht kiver, sondern tinne mit der Handschrift zu lesen ist). Martyrol. Jenense 95^b (citirt von Lexer III, 896). — Im weiteren Sinne heisst wîmpel eine schmale Binde, ein Band: so in der Stelle Krone 22055 *nu was sîn hâr belochen mit maneger wîmpel kleinen*.

²⁾ *ôwê daz ich niht ein sîdîn rîsel bin, daz diu wengel decken sol bî sô rôtem munde* MSH. III, 260^a; risile quo super aurem orale confixerat, Schmeller, Bayr. Wb. II², 145. — Dass die rise nicht der Schleier ist, wie manche behaupten, z. B. Herr Jac. Falke, beweist, dass rise und sloier unterschieden werden, z. B. Passion. K. 464, 90. Philipps Marienl. 8794. *gebende unde rise* Passion. K. 101, 80.

³⁾ Nib. 1291, 1. Parz. 515, 2. Türleins Wilh. 130^b f.

Vertreterin umgebunden ward¹⁾. Mir scheint die Anlegung der Stirnbinde das wesentliche hierbei gewesen zu sein.

Die Stoffe des Gebendes, d. i. von Wimpel und Rise, waren Leinwand, Baumwollenzeug oder Seide, je nach Bedürfniss und Vermögen. Stickerei mit Goldfäden oder bunter Seide war bei Reichen nicht selten. Trauernde Frauen trugen, wenigstens nach Erek 8246 ff., einfache weisse Wimpel ohne Goldstickerei; „sleht und unwaehe“ war natürlich das Gebende der Armen oder das täglich im Hause getragene. Die gewöhnliche Farbe blieb weiss. Über die gelben Reisen haben wir kurz zuvor gesprochen. Später werden auch rothe Reisen erwähnt²⁾.

Seit dem tieferen 14. Jahrhundert ward die Mode in den Kopfbedeckungen immer erfinderischer und die verschiedenartigsten Hauben und Hüte wurden erdacht oder vom Auslande angenommen, so dass im 15. die grösste Fülle seltener Formen erscheint. Wir heben nur einiges hervor.

Zunächst gedenken wir der Fortdauer der alten Kinn- und Wangenbinden bis in das 16. Jahrhundert, oft zusammen mit dem Schleiertuche, namentlich im Bürger- und Bauernstande.

Die Stirnbinde bildete sich vom Ende des 14. Jahrhunderts ab zuweilen zu einem wulstförmigen Kranze aus, der theils schlicht, theils in Windungen oder vorn hornartig aufsteigend den Kopf umgibt³⁾. Damit verbunden ist Kinnbinde und Schleier.

Als sich Ulrich von Lichtenstein zur Frau Venus verummmt, bedeckt er sich mit einer Haube, verbindet sich mit der Reise und setzt einen Pfauenhut darüber (Frauend. 176, 25 ff.). Die Haube ist also als glattanliegende Mütze zu denken, und es wäre wohl möglich, dass einige der Frauenbilder in der Manessischen Liederhandschrift und anderwärts

¹⁾ Parz. 202, 25. Ulr. Trist. 312. Heinr. Trist. 850. — der briute binden Walth. 106, 25. — gebende im Gegensatz zu dem jungfräulichen schapel Walth. 25, 9. j. Titur. 1215.

²⁾ *slehte reisen die weiz oder rot sein* Nürnberg. Polizeiordn. 66.

³⁾ z. B. v. Hefner, Trachten II, Taf. 65. 89.

in der oben gekräuselten Stirnbinde eigentlich eine solche Haube zeigten. Als sich Judith zu ihrem bedenklichen Unternehmen auf Holofernes schmückt, strahlt sie ihr Haar und und legt es in eine seidene Haube¹⁾. Wir wissen, dass die Hauben auch von Männern getragen und mit Stickereien geschmückt wurden²⁾.

Von den späteren Haubenformen erwähne ich die gekräuselte, die mit verschiedenen Reihen von gekräuselten Falten oder Fächern den ganzen Kopf umschliesst und mit Flügeln auf den Schultern aufliegt³⁾. Diese krüseler sind von der zweiten Hälfte des 14. bis in die erste des 15. Jahrhunderts zu beobachten. Schleier oder Gugel wurden zuweilen darüber getragen.

Was die Hüte betrifft, so erwähnen die Dichter des 13. Jahrhunderts sehr kostbare Hüte aus Seide und Sammt, besonders aber gestickte und solche aus Pfauenfedern (pfäwine). Die letzteren wurden in Deutschland mehr getragen als in Frankreich, wo sie nur den vornehmsten zukamen⁴⁾. Darf man nach Bildern urtheilen, welche die Weingartener und Manessische Liederhandschrift von Männerhüten geben, so hatten diese Hüte die Gestalt der späteren Barete.

Auf einem Glasgemälde⁵⁾ im Brunnenhause des Stiftes Heiligenkreuz in Niederösterreich ist die Markgräfin Agnes mit einem Hütlein abgebildet, das nach der Colorirung einen Rand von Pelzwerk und einen Gupf von schwarzem Zeuge mit rothem Ornament hat.

¹⁾ *unde want in ène sidine hüben daz vahs* Vor. Ged. 161, 15.

²⁾ Vgl. oben I, S. 168.

³⁾ v. Hefner II, Taf. 55. 63. 93. 106. 134.

⁴⁾ Parz. 225, 12. 313, 10. 605, 8. 690, 13. 722, 18. Wigal. 2417. 8908. Meleranz 700. Wigam. 5333. MSH. 2, 82^b. Le Grand et Roquefort, *Vie privée* 1, 363. — Vgl. sonst noch Eneide 1730. Eracl. 3816. Walth. 75, 7. Nith. 24, 31. 48, 39. Gudr. 480. Frauendienst 166, 12. Konr. Troj. Kr. 7480. — Der deutsche Herzogshut war mit einem Federkranze umgeben (*circumdatus serto pinnito*), *Constitutio ducatus Austriae*, §. 13.

⁵⁾ Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaates, Heft 1.

Es gab ferner eine leichte, wie über ein Drahtgestell gebaute Hutform, die gegen die Sonne schützte und dabei zierlich aussah¹⁾. Sie ist aber noch von dem Reise- und Schattenhut verschieden, der ein Hut mit breiter, tiefer Krämpe war²⁾ und das Gesicht wohl verdecken konnte. Walther von der Vogelweide gedenkt derselben (75, 5—8) und am Ende des 13. Jahrhunderts erwähnen sie als besonders österreichische Tracht der sogenannte Seifried Helbling und Hadlaub³⁾.

Die Stroh Hüte, die seit dem 10. Jahrhundert als sächsische Kopfbedeckung bezeugt sind⁴⁾, stellen sich auf den Bildern zum Sachsenspiegel den heutigen aus geflochtenen Streifen zusammengenähten sehr ähnlich⁵⁾. Das eitle 15. Jahrhundert brachte eine Flut der verschiedensten Hutbildungen zu Tage. Da sehen wir lange Röhren mit daran hängendem Zeugstreifen, wie an den sogenannten Helgoländer Hüten; Halbkreise, welche das Gesicht zu beiden Seiten verdecken, mit langem, spitzem Kopfe; viereckige, rautenartige und runde Hüte mit vorn aufgeschlagener Krempe und schiffartigem Hintertheil; flache, runde Felbelhüte mit breitem Rande⁶⁾; doch genug der Formen, sie liessen sich in das unendliche vermehren.

Wir haben der Mittel eine ziemliche Zahl kennen gelernt, welche die Weiber zur Hebung ihrer Schönheit benutzten, wenn sie reich genug waren. Es sind nur noch einige Worte über das Schminken zu machen, diese Untugend, welche nach des älteren Plinius Zeugnis (hist. nat. 22, 2) bei Daken, Sarmaten und Kelten herrschte und vielleicht auch den Germanen schon in ältester Zeit nicht fremd

¹⁾ v. d. Hagen, Bilders. Taf. 11. 31.

²⁾ Das Siegel der Gräfin Hedwig von Ravensberg (1270—1315) im Anzeiger f. K. d. Vorzeit 1873, Sp. 357.

³⁾ Seifr. Helbl. 3, 368. MSH. II, 283^b.

⁴⁾ Widukind. III. 2 mit der Anmerkung von G. Waitz.

⁵⁾ Kopp, Bilder und Schriften 1, 126.

⁶⁾ Vgl. u. a. Engelhardt, Ritter v. Staufenberg 85 f. 94. Lappenberg, Miniaturen z. Hamburger Stadtrecht v. 1497. v. Hefners Trachtenbuch II vieler Orten.

war. Seit dem 12. Jahrhundert war sie wie eine Pest über alle Länder gekommen, die sich zu den gebildeten rechneten. Die Ansichten der Frauen über die schönste Gesichtsfarbe waren verschieden und darnach richteten sich natürlich die Schminken. Die Engländerinnen des 12. Jahrhunderts hielten Blässe für schön und vornehm, sie hungerten also und liessen sich zur Ader, und schlug dies noch nicht an, so strichen sie allerlei weisse und graue Farbe in das Gesicht¹⁾. Die Französinen des 12. und 13. Jahrhunderts hielten im Gegentheil frische Röthe für schön, und wie die Engländerinnen dieselbe durch Fasten zu vertreiben suchten, so strebten sie darnach, sie durch gutes Frühstück zu erhalten²⁾. Es war dieses wenigstens ein unschuldigeres Mittel als jenes, welches die galanten Damen aus Ludwigs XIV. Zeiten anwandten, um mit frischer Röthe in die Gesellschaften zu treten³⁾. Daneben griffen aber auch die Französinen der alten Zeit nach den Farbentöpfen und bemalten sich, und die deutschen Frauen malten fleissig nach. Selbst die österreichischen Bäuerinnen um 1170 strichen sich „vremde varwe“ auf die Wangen, um den Töchtern vornehmer Leute zu gleichen (Heinrich, Todes Erinner. 328). Weisse Farbe und Firniss⁴⁾, Alaun, Quecksilber, Kampf, Weizenmehl, mancherlei Roth, altes Fett wurden zur Schminke gebraucht⁵⁾. Der Mittel gab es so viele, dass der Mönch von Montaudon dreihundert verschiedene Büchsen zusammenrechnen konnte⁶⁾. Die Dichter erklärten sich auf das schärfste gegen diese Unsitte und der gesunde Sinn des Volkes unterstützte sie; die fremde, erlogene Farbe ward als Zeichen zweideutiger Liebe und Tu-

¹⁾ Anselm. Cantuar. ep. opera II, 197 (1675).

²⁾ Chastoiem. de dames 367.

³⁾ Pockels Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts (Hannover 1798) 2, 66. 67.

⁴⁾ Eneide 5172.

⁵⁾ Seifr. Helbl. 1, 1145.

⁶⁾ In den seit dem 14. Jahrh. oft angelegten Hausbüchern, die allerhand Recepte sammelten, fehlt es auch nicht an kosmetischen. Ein ganzer aus Italien stammender liber de ornatu mulierum secundum totum corpus liegt auf der Münchener Bibliothek C. lat. Monac. 444.

gend und unverlässlichen Sinnes gedeutet¹⁾; die Prediger aber erklärten das Schminken geradezu für eine Verleugnung Gottes²⁾. Diesen Gedanken hat ein provenzalischer Dichter, der Mönch von Montaudon (1180—1200), witzig in zwei Tenzonen durchgeführt. Die erste schildert einen Process der Mönche gegen die Weiber; jene haben diese vor Gott verklagt, dass ihre Kunstwerke, die Votivgemälde, durch die Malereien der Weiber auf ihren Gesichtern verdunkelt würden. Die zweite Tenzone führt den Dichter im Gespräche mit Gott ein, der unwillig über die Malerei der Weiber ist und ihr Schminken als ein Trachten nach ewiger Jugend rügt, das ein vermessenenes Streben nach Gottähnlichkeit sei³⁾. — Lassen wir das letzte Wort hierüber unserem Moscherosch, der auch hier aus ehrlichem Gemüthe redet: „Und ich sahe der Weiber einen hauffen, die im Gesichte waren als ob sie geschröpft hätten oder sich zerhacken lassen: dann an allen Orten waren sie mit schwartzen kleinen pflasterlein behencket und mit runden langen breyten schmalen mücklein, flöhen und anderen visirlichen, zum zugriff zwingenden, zum anblicken tringenden mausfallengestalten behencket und bekleibet. Etliche schabeten das angesicht mit einem glas; etliche ropffeten sich mit bech die grosse augbrauen auss: andere so keine augbrauen hatten, mahleten solche mit einem wenig schwärtze an. — Andere damit sie ihre schandflecken und rothküpferichte habichsgesichter zieren möchten, schamekten sich nicht, mit weiblichen vnreinen tüchern sich zu reiben, zu wüschen und zu wäschen, und tausenterley lose stücklein mehr, welche alle doch den wust und vnflat so

¹⁾ Walth. 111, 12—16. Freidank 125, 15. Winsbeke 26 (mit Haupts Anmerk.). Parz. 551, 27. Frauend. 566, 10—16. Boner 39, 40. 67, 47. Suchenwirt 40, 45 ff. Aus späterer Zeit „Ich wil ein weib nemen vnd wil Haushalten“ (Gedr. Dresden, Wolfg. Stöckel o. J. 16. Jahrh. A. III. rw.): Gezwungene lieb vnd geriebene röthe seindt beyde nichts werdt. — Logau des dritten tausend Zugabe n. 85: Wann sich weiber schminken, so ists wie ein winken, dass man aufgenommen, wolle man ja kommen.

²⁾ Bertholds v. Regensburg Predigten 1, 115.

³⁾ Diez, Leben der Troubadours 338 ff.

gar nit verbergen mochten, dass ich auch vor gestank nicht wol bleiben kunte.“¹⁾).

Ein uraltes, mit heidnischem Glauben und Cultus zusammenhängendes Mittel, Gesundheit und schönes Aussehen zu gewinnen, war und ist die Waschung mit dem in der Morgendämmerung heiliger Tage (Ostern, Charfreitag) geschöpften Wasser, oder auch ein Bad im maithauigen Grase oder Getreide²⁾. Männer wenden es der Schönheit wegen nicht an, wohl aber um leibliche oder geistige besondere Gaben zu gewinnen. Der Brauch dauert heute noch hier und da fort.

Wenn der Sinn für Schönheit und Schmuck der Persönlichkeit entwickelt ist, so rührt sich auch das Verlangen, sich selbst beschauen zu können.

Unser Wort Spiegel ist aus dem lateinischen *speculum* entlehnt, was darauf weist, dass römische Metallspiegel den Germanen früh bekannt geworden sind. Skandinavische, mit Sachen des älteren Eisenalters gefundene kleine runde Bronzespiegel³⁾ weisen auf italische Herkunft. Aber die Goten haben wenigstens ein eigenes Wort für Spiegel besessen (*skuggva*, *ἔσοπτρον*), das, mit dem Zeitwort schauen und einem altgermanischen Worte für Schatten (altn. *skuggi*, ahd. *scūwo*, ags. *scūa*) verwandt, ein Werkzeug oder ein Ding bezeichnet, das ein Scheinbild gibt. Ein althochdeutsches Wort für Spiegel war *scūchar*: Gefäß für das Scheinbild. Wir müssen an kleine polirte runde Metallplatten (Stahl oder Silber) dabei denken, die entweder mit Metallrand abschlossen oder in hölzerne, beinerne, auch wohl metallene Kapseln gefasst waren. Der h. Bonifaz schickte der Gemahlin König Ethelbalds von Mercia einen Silberspiegel und einen Elfenbeinkamm zum Geschenk (Beda, h. eccl. II, 11).

Es waren Handspiegel. Die elfenbeinernen, die natürlich nur reiche Frauen besitzen konnten, sind auf der Rückseite

¹⁾ Wunderbare satyrische Gedichte von Philander von Sitte-walt 1, 456 f. (1650).

²⁾ Weinhold, Zur Geschichte des heidnischen Ritus, S. 40, Berlin 1896.

³⁾ Worsaae, Afbildninger, S. 73, Nr. 292.

häufig mit Schnitzerei versehen worden, und die wiederkehrenden Motive auf den erhaltenen aus dem 13.—16. Jahrhundert zeigen, dass diese Sachen damals gewissermassen fabrikmässig hergestellt wurden. Es kamen religiöse Darstellungen, soweit wir wissen, weit seltener als weltliche vor. Unter diesen ist die ritterliche Belagerung oder Erstürmung einer von Frauen besetzten Burg besonders beliebt und mit manchen Abänderungen wiederholt behandelt worden¹⁾.

Die hölzernen Handspiegel waren am Rande der Spiegelseite mit Schnitzwerk geschmückt und auf der Rückseite zuweilen bemalt. So heisst es in dem Leben der h. Elisabeth (v. 1336 ff.) und entsprechend in Köditz Leben des heil. Ludwigs von Thüringen: er zog aus einem Beutel einen Doppelspiegel in Erz (schön) gefasset, der hatte auf einer Seite ein schlichtes Glas und auf der andern die Marter unsers Herren (25, 22 ff.)²⁾.

Hier ist ein Glasspiegel gemeint. Da das Spiegelglas unsern Dichtern seit Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts in allerlei Redensarten geläufig ist³⁾, muss die Erfindung desselben älter sein als das 13. Jahrhundert, in welches sie gewöhnlich gesetzt wird. Wolfram von Eschenbach spricht im Eingang zum Parzival 1, 20 von dem „zin anderhalp ame glase“ als einer bekannten Sache. Daneben blieben die Stahlspiegel aber noch bis ins 15. Jahrhundert in Gebrauch, wie sich aus dem Gedicht der Spiegel (Meister Altswert 120, 24) ergibt.

Der Handspiegel war zur Ausstattung der galanten Frauen erforderlich. Er gehörte zu den beliebtesten Ge-

¹⁾ W. Wackernagel, Über die Spiegel im Mittelalter: Kleinere Schriften I, 135 ff. Essenwein im Anzeiger f. Kunde d. Vorzeit, 1866, Sp. 204 ff. v. Hefner, Trachten II, Taf. 149. Becker und v. Hefner, Kunstwerke und Geräthschaften II, Taf. 2. A. Schultz, Höf. Leben I², 232. Deutsches Leben 362.

²⁾ In dem Original, den annales Reinhardbrunenses: speculum duplex, aeneis inclusum sedibus, una parte simplex vitrum et in parte altera imaginem crucifixi praeferens, Wegeles Ausg. S. 168.

³⁾ W. Wackernagel, Kleinere Schriften I, 131 f. Benecke-Müller, Mhd. Wb. II, 2, 495. Lexer, Wb. II, 1087.

schenken an die geliebten und gefeierten Damen. Heinrich schildert in seinem Pfaffenleben (691—700) die Concubinen der Geistlichen, wie sie in gutem Hemde und Röckel prangen; die Locken zierlich gedreht, ziehen sie die sauber ausgenähten Handschuhe an. Durch die gelben Reisen gleissen die Borten im Haare; auch fehlen nicht Schnupftuch (hantvane) und Spiegel ¹⁾.

Bei dem Tanz konnten die Mädchen und Frauen im 13. Jahrhundert (und wohl schon früher) des Spiegels nicht entbehren, den sie an einer Schnur (spiegelsnuor), die von geflochtener Seide oder auch ein schöner Borte war, umgehängt trugen. Wohlgefällig sich beschauend, hielten sie ihn auch beim Reien in der Hand ²⁾. Wie vorhin schon sich zeigte, wurden die Spiegel auch in den Gürteltäschchen verwahrt, um sie immer zur Hand zu haben.

Die Spiegel hatten entweder einen Stiel, oder sie waren grifflose runde Kapseln ³⁾ von sehr mässigem Umfange, die aber nicht selten durch am Rande angebrachte Verzierungen (z. B. Thierkörper) viereckig gemacht wurden, wahrscheinlich um sie besser anlehnen zu können ⁴⁾.

Im Hause begnügte man sich bei einfacheren Einrichtungen an kleinen hölzernen Spiegeln, die an die Thürpfoste oder an einen Stützbalken (siule) geschlagen waren ⁵⁾.

¹⁾ Vgl. auch Konr. Troj. Kr. 28299 hentschuohe spiegelsnüere und allez daz gevüere, daz werde-frouwen hoeret an.

²⁾ Neith. 26, 22, 56, 3, 70, 38, 71, 5, 125, 27. XLVII, 7.

³⁾ Auf dem Bilde der Manessischen Liederhandschr. zu Dietmar von Aist (v. d. Hagen, Taf. 13) hängt an der Stange des Krams ein runder, stielloser Spiegel.

⁴⁾ So der Berliner Spiegel bei v. Hefner, Trachten II, Taf. 149.

⁵⁾ Teichner (von Karajan, S. 61. Anm. 192). Deutsche Mystiker I. 326, 11.



Elfter Abschnitt.

Rückblicke.

Wenn der Wanderer am Abend Rast macht, schickt er die Gedanken den Weg zurück, um zu holen, was er bei steilem Aufstieg und unter dem Gebüsch verloren. Die Mühsal des Pfades hatte ihm den Genuss getrübt, die Aussichten waren ihm bald durch Wolken verhüllt, bald durch Sonnendunst verkürzt; aber was er einbüßte, ersetzt ihm jetzt die Erinnerung und ergänzt ihm die Einbildung. Das einzelne tritt im grossen Zusammenhange vor sein Auge und das ganze Bild des Tages steigt vor ihm auf. Wir wenden dieses Gleichniss auf uns an. Auch uns ist auf dem Wege, den wir gingen und suchten, wohl oft die allgemeine Ansicht verdeckt gewesen; das Rücksenden der Gedanken thut deshalb noth.

Zuerst gilt es, uns die ganze Stellung des germanischen Weibes noch einmal zu vergegenwärtigen.

Wir haben gefunden, dass die Germanen gleich allen anderen Völkern mit der rohen, derbsinnlichen Auffassung des Weibes als einer blossen Sache und als eines Werkzeuges zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust begonnen haben. Die Sitte, dass sich das Weib mit dem todtten Manne verbrennen lassen musste, das Recht des Mannes, seine Frau zu vermachen, zu verschenken und zu verkaufen oder seinem Gaste anzubieten, bewiesen jene Bildungsanfänge, deren Spuren sich vereinzelt noch in spätere Zeiten verlieren. Wir konnten den Tod des Weibes mit dem Manne durch einen inneren

Grund beschönigen, wir konnten dies auch mit der Rechtlosigkeit versuchen, welche auf den Frauen lastete; indessen wollten wir damit die Härte der ältesten Zustände nicht verhüllen. Das Weib hatte von der Geburt bis zu dem Tode kein anderes Gesetz als den Willen seines Schutzherren, und die eintretenden Milderungen dieser Verhältnisse sind eben Umgestaltungen des altgermanischen Rechts. Durch die Gnade des Vaters ward ihm zu leben erlaubt; durch Werthstücke oder Geld dem Vater abgekauft, musste es Leib und Leben einem Fremden überlassen; gegen Geld oder aus Gunst konnte es dieser einem andern übergeben; stumm und still musste es sich fügen, denn es hatte kein Recht, und nothgedrungen musste es zuletzt in den Tod gehn. Die Last des Tages ruhte ausserdem fast allein auf seinen Schultern; Haus und Feld musste es bestellen, während der Mann im Kriege oder auf der Jagd lag, und heimgekehrt der Mühsal müssig zusah. — Trotz allem diesem haben wir jene altgermanische Frauenverehrung, von der Tacitus (German. 8) redet, nicht in das Reich der Träume verwiesen, allein wir haben sie aus einer schiefen modernen Deutung auf ihren wahren Inhalt gebracht. Wir haben hervorgehoben, dass der gute Sinn der Germanen und die Achtung der weiblichen Ehre, die Anerkennung wichtiger Geistesgaben an hervorragenden Frauen und selbst die natürliche Schwäche des Geschlechtes jenen Nachtheilen im Rechte grosse Vortheile im Leben entgegensetzten.

Der gesunde Kern des germanischen Wesens hatte eine rasche Fortentwicklung von der Stufe roher Sinnenkraft zu der freien Menschlichkeit geschaffen. In Bezug auf die Frauen äusserte sich dies in einer Menge Ausnahmen von den alten Rechtsatzungen, welche allmählich eintraten. Das Mädchen erhielt Zugeständnisse bezüglich der Verfügung über sein Vermögen; bei der Vermählung kam sein eigener Wille zu Ansehen; die Erkaufung von Leib und Leben wandelte sich in die Erwerbung des Schutzrechtes; die Macht des Ehemannes über die Person der Gattin ward beschränkter; die Witwe endlich, abgesehen davon, dass ihr Sterben mit

dem Manne in vorhistorischer Zeit bereits abkam, erhielt manche Rechte, welche an männliche streifen. Die weibliche Klugheit vermehrte das, was die Nachgiebigkeit der Männer einräumte; mancher rechtlich freie Mann ward ein Höriger des rechtlosen Weibes; Weiber griffen tief in die Geschicke der Staaten.

Die Zeiten des Ritterthums erschienen und der Frau ward ein schwärmerischer Dienst gewidmet. Sie trat in den Mittelpunkt des reich belebten geselligen Kreises, die Frauenliebe lenkte die Herzen der Männer und die Phantasie der Dichter. Von dieser Zeit an war die Stellung des Weibes eine ganz andere geworden. Schwand auch der schimmernde ritterliche Frauendienst nach wenig Geschlechtern, die Macht der Weiblichkeit blieb im Leben fest gegründet. Auch in den Rechten ward die Stellung der Frauen immer selbstständiger. So ist denn am Schluss des Mittelalters die Frau an die Seite des Mannes in vielem getreten. Der Boden aber, in dem ihr Leben wurzelt, ist der Grund des Hauses, der Familie. Sie nährt die Flamme des Herdes, sie erzieht die Kinder, sie stützt durch ihre erhaltende Kraft das ganze Haus. In dem Auge der Hausfrau liegt Segen oder Fluch.

Wir versuchen jetzt das Charakterbild des germanischen Weibes nach den alten geschichtlichen und volksthümlich-poetischen Zeugnissen zu entwerfen.

Eine harte, herbe Luft streicht durch unser Alterthum.

Das Recht des Vaters über das Leben des Kindes hat sein Gegenstück in der uralten Sitte, dass die Kinder die altersschwachen oder unheilbar siechen Eltern tödten konnten¹⁾. Um das Grausige etwas zu mildern, müssen wir auf die von der heutigen ganz verschiedene Schätzung des Lebens in unserer frühesten Vorzeit hindeuten. Dem Manne wie dem Weibe erschien das Leben nicht als tägliche Gewohnheit des Athmens süß, sondern nur begehrenswerth, so lange die Kraft des Leibes blühte und der Geist noch unberührt war

¹⁾ J. Grimm, Rechtsalterthümer 486—493 und in Haupts Zeitschr. V, 72.

vom Schatten der Schwäche. Darum war es in heidnischer Zeit freiwilliger Entschluss der alternden, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen, und sie sahen die Hilfe dazu als eine Wohlthat an, welche sie von den Kindern verlangen durften. Die Germanen hatten diesen furchtbaren Brauch nicht allein; schon J. Grimm verwies alle vorschnellen Verurtheiler germanischen Wesens darauf, dass derselbe sich auch bei Römern, Slaven und Preussen nachweisen lässt. Er beruht auf einer Ansicht, die sich als Ausfluss harter und strenger Zustände ergibt¹⁾.

Schon sonst haben wir das grundsätzliche Zurückdrängen alles weicheren Gefühles bei den alten Germanen bemerkt. Sie scheuten die lauten Ausbrüche desselben, richteten aber das Handeln nach der inneren Stimme. So mochte es auch zwischen Eltern und Kindern stehn; nichts von weichlichem Verziehen und Spielen mit den Kindern, nichts von schwärmerischer schönredender Verehrung der Eltern, allein zur entscheidenden Zeit brach die zurückgehaltene Gewalt der Liebe wie ein glühender Strom aus den starken Herzen.

Dem Skalden Egil Skalagrimsson war sein Sohn Bodvar ertrunken. Das fasste den starken Mann: er ging in seine Schlafkammer, riegelte sie zu und nahm nicht Speise noch Trank. Drei Tage lag er so; da schickte Asgerd, sein Weib, zu Thorgerd, der ältesten Tochter Egils, die in einem fernen Bezirk der Insel verheiratet war. Spät am Abend erhält die junge Frau diese Botschaft; sie steigt sogleich zu Ross und reitet die ganze Nacht durch, ohne einen Bissen zu sich zu nehmen. Als die Mutter bei der Ankunft ihr einen Imbiss bietet, weist sie ihn ab; sie habe kein Nachtmahl gehalten und wolle keines nehmen, bis sie zu Freyja komme. „Ich will es nicht besser als mein Vater haben, ich will meinem Vater und Bruder nicht nachleben.“ Darauf geht Thorgerd in die Kammer, worin der Vater liegt, und legt sich schweigend in ein Bett. Egil aber spricht: „Du thust wohl,

¹⁾ Vgl. Band I, 79.

meine Tochter, dass du deinem Vater folgen willst; du hast mir grosse Liebe damit gezeigt. Was ist das für ein Wahn, dass ich mit solchem Harne leben wolle?“ So lagen sie, bis sie brennender Durst quälte. Sie verlangten beide einen Trunk Wasser, allein Asgerd reichte listig ihnen Milch, und nachdem sie einmal den Lebenstrank¹⁾ genossen hatten, erhoben sie sich grollend, dass man ihnen den Tod wehre; allein sie entschlossen sich weiter zu leben (Egils saga c. 78).

Die starken Menschen jener alten Zeit äusserten ihr Gefühl, wenn die hemmende Schale einmal durchbrochen war, gewaltig. Nicht einsame zärtliche Thränchen benetzten die Wimpern, sondern die Flut des Auges rollt blutvermischt über Wangen und Gewand²⁾. Männer wie Weiber schämen sich der gelinden Bewegung, aber nicht der gewaltigen Äusserung der Leidenschaft. Im Schmerz schlug Brünhild die Hände zusammen, dass die Becher in dem Winkel klirrten und die Gänse im Gehöfte erschrocken aufschrieten³⁾; von ihrem bitteren Gelächter bei Siegfrieds Tode erbebt das ganze Haus⁴⁾. Das Herz wallt auf bei heftiger Bewegung, brandheiss wogt der Hass in der Brust; sie beissen den Zorn mit den Zähnen zusammen⁵⁾; von dem ergrimten Wogen des Busens springt Freyjas Gestirnschmuck. Der Zorn, der Hass, die Sorge, der Schmerz, Liebe und Leid sind wilde Geister, die in dem Brustgehäuse durch die Willenstärke des Menschen gefesselt liegen, die sich rütteln und regen und das Herz angreifen, und deren der Wille nicht immer Herr bleibt. Aber sich ihnen ohne Kampf ergeben,

¹⁾ Milch und Honig sind Bürgschaften des Lebens, J. Grimm, Rechtsalterthümer 457 f. Oben I, S. 84.

²⁾ Mein Spicilegium formularum, S. 30 f. J. Grimm, Andreas und Elene, zu Elene 1134.

³⁾ Sigurðarqu. III, 29, ebenso heisst es Gudrúnarqu. I. 16, dass Gudruns Thränen wie tosende Bäche rannen und die Gänse im Hofe aufschrieten.

⁴⁾ Brot af Sigurðarqu. 10. In unsrer Gudrun heisst es Str. 927 *dó des kúneges wip ir man só sêre klaget, man hórte den sal erdiegen.*

⁵⁾ Mein Spicilegium formularum, S. 28—30.

ist unmännlich, und das fürchtete der Germane, der Mann wie das Weib.

Wir haben von der germanischen Liebe gesprochen. Hildgund, des aquitanischen Walthers Braut, und des Hundingtödters Helgi Gemahl Sigrun, konnten uns sagen, was diese Liebe war. Das Verdienst des Mannes erzeugte eine feste Verehrung in des Weibes Brust; auch dem erst ungeliebten neigte die Frau sich zu, wenn er tüchtig und mannhaft war. So ist es ein stolzes, aber natürliches Gefühl, dass die germanischen Mädchen nur dem wackersten die Hand reichen mögen. Es schuf in dem deutschen Gedichte von den Nibelungen jenes Wettspiel, in dem Brünhild sich selbst einsetzte; es gab der Sage nach den Anlass zu der grossen Staatenveränderung, die König Harald Schönhaar in Norwegen vollzog. Harald warb um Gyda, die Tochter eines kleinen norwegischen Königs; sie liess ihm aber sagen, sie wolle ihre Jungfräulichkeit nicht an einen König hingeben, der über wenig Gaue gebiete. Wunderlich dünke es sie, dass keiner unter den Landesfürsten ganz Norwegen haben wolle, wie doch Gorm in Dänemark und Erich in Schweden es ihnen vorgezeigt hätten. Das reizt Harald und er beginnt seine Kämpfe um die Alleinherrschaft von Norwegen und nimmt die hochgesinnte Gyda zum Weibe¹⁾. Allein er sollte noch ein stolzeres Mädchen kennen lernen. Zehn Frauen und zwanzig Kebsen hatte er, da lockte ihn die Schönheit der Königstochter Reginhild von Dänemark zu neuer Werbung. Die Jungfrau aber lässt ihm entbieten, sei er auch ein mächtiger Fürst, so erscheine ihr doch kein König der Welt so reich, dass sie ihre Jungfräulichkeit gegen den dreissigsten Theil seiner Liebe verkaufen wolle. Harald schickte darauf seine dreissig Weiber fort und nahm die einzige Reginhild²⁾.

Die Frauen waren besorgt um den Ruf der Männer; lieber wollten sie den Geliebten von sich schicken, ohne hoffen zu dürfen, ihn jemals wieder zu sehen, als dass er

¹⁾ Fornmannasögur I, 2—4. X, 181.

²⁾ Fornmannasögur X, 194.

feig und unmännlich gescholten werde. Der grösste Spott, der über den ritterlichen Mann kommen konnte, war, dass er sich um seines Weibes willen verliese, und die Frauen scheuten diese Nachrede so sehr, als die Männer selbst, wie der Roman von Erek und Enite ausführt.

Die Tüchtigkeit des Mannes erweckte nicht bloss Stolz, sondern auch Demuth. Es kam zuweilen ein Verzagen über das weibliche Herz, ob es auch würdig neben dem hohen Manne stehe. Der langobardische Herzog Bemmo in Forum Julii hatte Radberg zur Gattin, ein treffliches Weib, dem jedoch die äussere Anmuth abging. Dies bekümmerte sie oft und sie lag dem Manne an, dass er sich von ihr scheide und eine schönere heirate. Allein Bemmo war verständig genug, die Demuth, die Züchtigkeit und das treffliche Herz der Gattin höher als Schönheit zu achten, und die Ehe blieb eine sehr glückliche¹⁾.

Von dem züchtigen Sinne der germanischen Weiber haben wir zur Genüge gesprochen. Auch wir haben unsere Lucretia und unsere Judith. Der langobardische Fürst Sighard verliebte sich in die schöne Frau des Nannigo, eines seiner Leute. Sie wies aber seine Anträge mit Zorn ab und Sighard ergriff jenes alte Mittel der Gewalthaber, schickte den Mann unter scheinbarer Gunst als Gesandten nach Afrika und zwang die Frau mit Gewalt zu dem, was sie verweigert hatte. Seit diesem Augenblicke legte sie allen Schmuck ab, that schlechte und schmutzige Kleider an, wusch und salbte sich nicht mehr und schlief auf der nackten Erde. Nannigo kehrte heim. Der erste Willkommengruss seiner Gattin war die Bitte, das Schwert zu ziehen und ihr den Kopf abzuhauen; ein Fremder habe ihre Ehre befleckt. Nannigo suchte sie indessen zu trösten, zwang sie wieder zu baden und sich zu schmücken, allein das Herz des Weibes war gebrochen und kein Lächeln kam seitdem auf ihren Mund²⁾. Ein anderer Langobarde war stolzer und männlicher als Nannigo und

¹⁾ Paul. Diac. gest. Langob. VI, 26.

²⁾ Chronic. salernit. c. 65 (Pertz, Mon. V, 500).

wusste seine Frau, wie wir früher¹⁾ erzählt haben, zu rächen, indem er den ehebrecherischen Fürsten tödtete. Von einer fränkischen Jungfrau wird erzählt, dass sie ihre eigene Rächerin war. Amalo, ein vornehmer Franke, hatte sich in ein Mädchen verliebt und benutzte die Abwesenheit seiner Frau zur Ausführung seines Willens. Er schickte seine Diener aus, um ihm dasselbe mit Gewalt zuzuführen. Die widerstrebende wird gemisshandelt, entgeht aber doch dem ärgsten, weil Amalo vom Weine trunken einschläft. Sie ist mit ihm allein, über dem Bette hängt sein Schwert. Sie zieht es und verwundet ihn tief in den Kopf. Sterbend von Reue ergriffen, befiehlt er seinen Dienern, der Jungfrau kein Leid zu thun und König Childebert schützt sie gegen Amalos Verwandte²⁾.

Mit dem Halten auf die Ehre und Züchtigkeit ist die eheliche Treue eng verbunden. Ich verstehe darunter nicht bloss die äussere Keuschheit des ehelichen Bettes, sondern die feste und innige Ergebung an den Mann, das Verwachsen in sein Leben und Sterben. Ein schönes Beispiel gibt die aus germanischen Wurzeln entsprossene Erzählung von Gerhard von Roussillon. Seine Gemahlin Berta hängt fest an ihm, trotzdem sie weiss, der Gemahl liebe ihre Schwester mehr als sie; und da er in Unglück geräth und in die Einsamkeit flüchten muss, folgt sie ihm, tröstet und erhebt ihn und wird zuletzt seine Retterin³⁾. Hier blüht uns die Poesie der Treue wahrer entgegen, als in der zweifelhaften Griseldiserzählung.

Ein Beispiel vergöttlichter Treue ist Nanna, die Gemahlin des Gottes Baldr. Der Geliebte ist durch Lokis List dem Tode erlegen, der Scheiterhaufen wird für ihn auf dem Schiffe aufgerichtet, brennend soll die Leiche in das Meer hinaustreiben. Aber Nanna erträgt den Schmerz nicht und ihr Herz zerspringt. Sie fährt mit Baldr gemeinsam zu Hel. — Grössere Treue noch erfährt Loki von seinem Weibe Sigyn. Er

¹⁾ Oben I, S. 152.

²⁾ Gregor. Turon. IX, 27.

³⁾ Fauriel, Histoire de la poésie provençale III, 46–56.

ist trotz allem listigen Widerstreben von den andern Göttern gefangen und soll unschädlich gemacht werden. Mit den Eingeweiden seines Sohnes wird er über einen Fels gebunden und Skadi, der er einst den Vater erschlug, hängt eine giftige Schlange über ihm auf, dass ihr brennender Geifer in sein Gesicht falle. Sein Weib Sigyn verlässt ihn jedoch nicht; treu steht sie bei ihm und fängt das Gift in einem Becken auf. Das dauert bis zum Weltuntergange. — In der deutschen Heldensage ist Siegfrieds Kriemhild das grossartigste Beispiel der Liebe über den Tod hinaus. Seitdem sie die Leiche des herrlichen Mannes vor ihrer Kammerthüre aufhob, geht all ihr Sinnen und Trachten dahin, ihre Liebe durch die Rache an den Mördern zu besiegeln. Sie verlässt die Heimat an dem Rhein, vermählt sich dem Heidenkönig Etzel in Ungerland, gibt alles dahin, das reine, schuldlose Frauengewissen, die milde, beglückende Anmuth und wird um des Geliebten willen zum furchtbaren Rachegeiste. Nachdem sie ihre Brüder und alle die ihren geopfert hat, ist der Todesstreich durch Hildebrands Hand für sie ein Gnadenstreich. Die Liebe endete wie so oft in furchtbarem blutigem Leid. — Wie in der deutschen Dichtung Kriemhild, so ist in der nordischen Brünhild das gewaltige Bild der Treue. Siegfried löste den Bann, welchen Odin über die widerspenstige Schildjungfrau gesprochen hatte, und verlobte sich mit Brünhild. Er vergass aber durch ein Zaubermittel des Verlöbnisses und erwarb für Günther die eigene Braut, indem er sich selbst mit Günthers Schwester vermählte. In Brünhilds Brust jedoch ist der verbindende Eid des herrlichen Helden nicht vergessen¹⁾; mit wühlendem Schmerze erblickt sie den Mann, der ihr nach allem Recht gehört, an einer anderen Seite, ihn, den ersten und herrlichsten der Helden, während sie an einen ungeliebten Mann gebunden ist; und sie fordert von Günther Siegfrieds Mord. Sie droht, ihn mit allem, was sie zubrachte, zu verlassen, denn sie ertrage es nicht, einen

¹⁾ mer hefir Sigurðr selda eida, eida selda, alla logna, Brot af Sigurðarqu. 2.

anderen Fürsten gewaltiger als ihren Gatten zu wissen. Siegfried müsse darum sterben und sein Kind zugleich; mit dem Wolfe müsse seine Brut vertilgt werden. Günther schwankt zwischen der Furcht, Brünhild und ihre Schätze zu verlieren und zwischen der Scheu, den Bluteid zu brechen, den er mit Siegfried schwur; Hagen weist den Treubruch entschieden ab. Doch in Günther siegt die Furcht vor dem Verlust der schönen und reichen Gattin und Guttorm muss die Hand zum Morde leihen. Als Brünhild Kriemhilds verzweifeltes Klagegeschrei vernimmt, lacht sie hell auf. Das verhasste Weib ist nun für immer unglücklich, der sterblich Geliebte ist todt und sie beschliesst, ihm in den Tod zu folgen, denn dann kann er noch der ihre werden. Brünhild ersticht sich und lässt sich mit Siegfried verbrennen.

Solche Liebe und Treue der Heroenzeit ist furchtbar, allein sie zeigt die Allgewalt dieser Seelenmächte am grossartigsten. Trotz der Untreue, die es erlitt, bleibt in der Brust des Weibes die leidenschaftliche Liebe und führt es zu dem dunkeln Entschluss, den Geliebten eher zu vernichten, als ihn einer andern zu überlassen; im Tode hofft sie den zu besitzen, den ihr das Leben nicht gönnen wollte. Niedriger ist das Gefühl, welches jene Norwegerin Ingibjorg bewegte, Gudmunds von Gläsisfelds Tochter, als sie ihren Geliebten lassen musste. Sie griff ihm beide Augen aus, damit sich keine andere an ihm erfreue¹⁾.

Das Gemüth des Weibes ist sanft und friedlich, doch gleicht es jenen Seen unserer Volkssage, die in dunkler Ruhe liegen, aus denen aber ein furchtbares Wetter emporsteigt, wenn ein Stein in ihre Tiefe schlägt. Die Gewalt der Leidenschaft wühlt das Frauenherz weit stürmischer auf als den Mannessinn; die Glut der Empfindung jagt es ohne Rücksicht und Rückhalt, zügel- und fessellos über Fels und Kluft. Milde, Erbarmen, Zucht und Scham brechen vor solcher Gewalt nieder; Befriedigung der Leidenschaft ist das Ziel und hinter diesem fällt das Weib zusammen. Liebe, Eifer-

¹⁾ Fornmannasögur III, 141.

sucht, Rache bilden eine enge Kette und manches Weib hat sich von der Liebe zu dem bösen Geist der Leidenschaft verirrt, der es verschlang.

Über die Schranken der Weiblichkeit wurden die Frauen unsers Alterthums durch das Gesetz der Blutrache gehoben, das sie ebenso zu erfüllen hatten als die Männer. Die Welsungen sage bietet gewaltige Beispiele. König Welsing ist von Siggêr getödtet; mit ihm fielen seine Söhne bis auf Sigmund; auf diesen und auf Signÿ, die an Siggêr vermählt ist, erbt die Pflicht der Blutrache. Das Weib glüht und sinnt nur auf dieses eine; nur volle Welsungen, meint sie, können die That vollführen, und sie schleicht in fremder Gestalt in Sigmunds Waldversteck und empfängt von ihm einen Sohn. Als der Knabe Sinfotli (Sintarfizilo) heranwächst, schickt sie ihn dem Bruder zu. Lange prüft ihn dieser, denn er weiss nicht, dass er sein eigenes Blut ist; endlich ist er seiner Unerschrockenheit und Stärke gewiss und er beschliesst, mit ihm die lang gereifte Rache zu vollziehen. An einem Abende schleichen sich Sigmund und Sinfotli in Siggêrs Haus. Sie verstecken sich in einem Winkel, werden aber durch des Königs kleine Söhne beim Spiele entdeckt. Sie hauen die Knaben auf Signÿs eigenes Geheiss nieder, werden ergriffen und sollen am andern Morgen lebendig begraben werden. Der Grabhügel ist fertig und beide sind schon hineingesetzt; da kommt Signÿ, ehe der Schlussstein darauf gelegt wird, und wirft ihnen in Stroh ein Stück Fleisch hinab. Als sie hungern, zerreisst Sigmund das Fleisch und findet ein Schwert darin, das er am Griffe als das seine erkennt. Damit arbeiten sie sich aus dem Grabe heraus und gehn in das Königshaus, wo alles schläft. Sie werfen Brände hinein und der Dampf und die Glut erwecken die Schläfer. „Du sollst nun wissen, ruft Sigmund dem Siggêr zu, dass die Welsungen noch nicht alle todt sind.“ Er heisst darauf die Schwester aus dem Hause gehn, allein diese verweigert es. Sie habe alles gethan, um die Rache an des Vaters Mördern möglich zu machen; sie habe die eigenen Kinder darum nicht geschont, sie habe unerkannt dem Bruder sich ergeben,

Sinfiötli sei Sigmunds und ihr Sohn; sie habe ihr Ziel erreicht und nun wolle sie gern mit Siggêr sterben. Darauf küsst sie noch einmal Sigmund und Sinfiötli und stürzt sich in die Flammen¹⁾.

In der Sage von den Welsungen und Nibelungen ist ein Schatz germanischer Art niedergelegt; sie zeigt uns auch die Blutrache in mehreren Beispielen. Die Kriemhild des deutschen Gedichtes erfüllt nichts anders als die Pflicht derselben; für die nordische Kriemhild oder Gudrun ist nur das Ziel ein anderes. Kriemhild (wir wollen den uns geläufigeren Namen wählen) sitzt im bittersten Harne an Siegfrieds Leiche; die Wohlthat der Thränen versagt sich ihr; umsonst bemühen sich die Frauen, sie ihr zu entlocken; erst da man Siegfrieds Wunden enthüllt, brechen sie hervor. Kriemhild verlässt den Hof der Brüder und geht nach Dänemark. Sieben Halbjahre weilt sie hier; dann gibt sie den Bitten der Mutter und Brüder nach, kehrt heim und nimmt von ihnen Sühne an, wodurch sie auf die Rache für Siegfried verzichtet. Sie wird später mit Brünhilds Bruder Etzel vermählt; es soll dies ihm, der für Brünhilds Tod Busse verlangt, die Versöhnung leisten; allein Etzel zeigt sich so unversöhnlich, wie die Kriemhild des deutschen Gedichtes. Er ladet in heimlichen Rachegedanken die Schwäger zu einem Feste; Kriemhild warnt die Brüder; ihre Frauen beschwören sie ebenfalls, nicht zu gehn, durch böse Träume erschreckt; dennoch kommen sie und finden nach hartem Kampfe den Untergang. Hagen wird das Herz ausgeschnitten und Günther wird in einen Schlangengarten geworfen. Kriemhild hat die Pflicht, ihre Brüder zu rächen, geerbt, auch ihr Herz treibt sie dazu, denn seit der Sühne hat sie ihnen gegeben. Namentlich an Hagen hing sie, mit dem sie zusammen aufgewachsen war²⁾. Sie richtet das Todtenmahl für die Brüder aus und setzt dabei dem Etzel die Herzen der beiden Knaben vor, die sie ihm geboren hatte. Trunken kann er

¹⁾ Volsungasaga, c. 8.

²⁾ Atlam. 71. 72 und Gudrúnarh. 3. 17.

nur in ohnmächtige Wuth ausbrechen, als sie ihm das schreckliche verkündet; darauf zündet sie das Haus an, so dass Etzel und die drunkenen Hunen verbrennen. So rächte Kriemhild die Brüder.

Nach einer Fortsetzung der Sage stürzte sich Kriemhild-Gudrun hierauf in das Meer; allein die Wogen verschlangen sie nicht, sondern trugen sie an das Land Jonakurs, der sich mit ihr vermählte. Später wirbt der mächtige Gotenkönig Ermanrich um Schwanhild, ihre und Siegfrieds Tochter; allein es ist kein Heil bei dieser Werbung. Durch den hinterlistigen Rath Sibichs wird Ermanrichs Sohn verführt, unterwegs das schöne Mädchen zu seinem Weibe zu machen; das junge Paar wird dann auf des Königs Befehl getödtet. Kriemhild hat von neuem Rache zu nehmen. Sie reizt dazu ihre und Jonakurs Söhne, welche nach langem Widerstreben die gefährliche Fahrt wagen. Sie verwunden den Gotenkönig zwar tödtlich, allein sie kommen selbst dabei um.

Wir mögen uns wohl von solchen Frauen entsetzt abkehren; unsre ganze Sinnesart und die Grundlage unsrer Sittlichkeit ist eine andere geworden. Wenn wir auch das alte Gesetz der Blutrache begreifen, so stösst uns doch die Rohheit und die Grausamkeit bei ihrer Durchführung nothwendig ab. Wir gedenken hier der Gepidin Rosimunde, der Tochter des von Albwin erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, die sich der junge Langobardenfürst, um ihr den Vater zu büssen, vermählt hatte. Als sie einst mit dem Gemahle bei Verona an heiterer Tafel sass, hiess ihr Albwin mit rohem Scherze den Becher reichen, den er nach alter Sitte aus Kunimunds Schädel hatte machen lassen. Er heisst sie mit dem Vater trinken und das unglückliche Weib muss den wüsten Befehl erfüllen. In Rosimundes Brust keimt die Rache; sie sucht Albwins Schildträger Helmigis für sich zu gewinnen und dieser empfiehlt den stärksten Mann des Hofes, Peredeo, zum Vollstrecker des Mordes. Peredeo weigert sich jedoch der Schandthat. Da tauscht Rosimunde, die vor keinem Mittel bebt, nächtlich das Lager mit Peredeos Geliebter und zwingt ihn dadurch, den König zu morden, wenn er nicht

von diesem getödtet werden will. Meuchlings wird der unbewaffnete erschlagen; Helmigis und Rosimunde entfliehen vor dem Zorn des Volkes nach Ravenna zu dem oströmischen Präfecten Longinus. Dieser wirft ein Auge auf die Königin und bewegt sie leicht, sich des Langobarden zu entledigen. Als Helmigis aus dem Bade steigt, reicht ihm das Weib einen vergifteten Trank; er fühlt aber bald die Wirkung und zwingt Rosimunde, den Rest des Weines zu nehmen. So schliesst sie ihr elendes Leben¹⁾.

Zur Hinterlist sind in den Erzählungen von rachsüchtigen und bösen Weibern, die uns die norwegisch-isländischen Geschichten nicht selten bieten²⁾, dieselben schon durch die Unmöglichkeit gezwungen, mit Gewalt ihr Ziel zu erreichen. Hinterlist und Unzuverlässigkeit wurden in der Spruchweisheit daher als weibliche Eigenschaften verzeichnet. In den Sprüchen des Hohen in der Sammlung der Saemundischen Edda (Hávamál) finden wir folgendes: Dem fliegenden Speere, der fallenden Woge, dem jungen Eise, der geringelten Schlange, den Schmeichelreden der Geliebten, dem gesprungenen Schwerte, dem Spiele des Bären, dem Sohne eines Fürsten traue niemand (Str. 86).

Den Worten eines Mädchens traue niemand, noch dem, was zu dir spricht ein Weib; denn wie ein Rad drehen ihre Herzen sich und Wandel ist in ihre Brust gelegt (Str. 84).

Den Tag soll man am Abend loben, die Frau wenn sie begraben ist, das Schwert wenn es im Kampf erprobt, die Jungfrau wenn sie ist vermählt, das Eis wenn man darüber schritt, das Bier wenn es getrunken ist (Str. 81).

In den zahllosen Sprichwörtern, die über die Art des weiblichen Geschlechtes sich gebildet haben³⁾, überwiegen diejenigen, welche von demselben wenig gutes zu rühmen

¹⁾ Paul. Diacon. II, 28. 29.

²⁾ z. B. Níalss. c. 78. Fornmannasögur II, 130 ff. IV, 26.

³⁾ Vgl. in Wanders Sprichwörterlexikon I, Sp. 1104–1144. V, Sp. 1–77, die aus deutschen und nichtdeutschen Quellen gesammelten Sprichwörter und Redensarten, von denen manche übrigens augenblickliche Einfälle sind und in das Buch nicht gehören.

wissen. Männer haben sie gemacht und Männer verbreitet, welche mit und ohne Schuld durch die Weiber gelitten haben. Aber auch das Sprichwort erkennt die Fülle des guten an, welches in die Frauennatur gesammelt ist.

Wie der gesunde weibliche Körper ein Wunderwerk ist von lieblicher Schönheit, so ist die Frauenseele ein Schatz an guten menschlichen Eigenschaften. Die selbstlose Hingabe an fremdes Leben; die emsige Arbeit, welche das vom Manne geschaffene erhält; die kluge Mässigung und der sichèr wählende Verstand; die ahnende Voraussicht, in der unsre Vorfahren eine göttliche heilige Gabe verehrten, zeichnen das gute Weib aus.

Die Frauen sind das Licht in der Landschaft, sind der kühle belebende Wind an dem heissen sommerlangen Kampfestage, sind der Regen auf dürres Erdreich.

An den grauen Tagen des Lebens ist das treue tiefe Auge der Frau, mag sie nun Gattin oder Geliebte, Mutter, Schwester, Tochter oder Freundin heissen, der Trost und die Zuflucht des Mannes. Und wenn über die Völker der eiserne Wagen der Geschichte rollt und die festen Burgen stürzen, dann hoffen die gebeugten Männer auf die Frauen, die Erzieherinnen der kommenden Geschlechter.

Dieses Buch hat von dem Reichthum gehandelt, der in dem Leben der deutschen Frauen der Vorzeit lag. Der Hort ist nicht erschöpft; unsre Gegenwart ist auf ihn gegründet.

Fromm Weib des Lebens Heil!



Register.

	Seite		Seite
Aale	II, 68	Almaria	II, 235
Aalerwüffen	I, 371	Alp	I, 47
Abdanken	I, 368	Altentötung	I, 79. II, 318
Abend, Zeit der Werbung ..	I, 288	Alter zum heiraten	I, 265
Abendlied	I, 241	Amalaswinth ...	I, 115. 124. II, 8
Abendmahlzeit	II, 182	Amalo	II, 323
Abgeschlossenheit d. Frauen	I, 226	Amazonen	I, 42
Abholung der Braut	I, 344 ff.	Ammen	I, 90 f.
Ablautende Namen	I, 85	Andreas Capellanus	I, 243. 247. 257
Abschiedslieder der Braut ..	I, 374	Andreasabend	I, 261
Abschiedsgrüsse	II, 185	Anmeldung der Fremden ..	II, 191
Abschiedstrunk	II, 191	Anstandslehre	I, 147 ff.
Abtreibung	I, 79	Äpfel	II, 62 f.
Abzeichnen d. öffentl. Weiber	II, 21	Apsaras	I, 44
Achmardi	II, 236	Arabische Weberei	II, 234 ff.
Ackerbau	II, 44 ff.	ärgere Hand	I, 320
Adalgisa, Sigharts Frau	I, 152	Arianer	I, 323
Adelheid Langemann	I, 75	Arme	I, 205
Adelheid, Kaiserin	I, 125. 129	Arme diet	II, 144
Adeliche gegen Schulbildung	I, 116	Ärmel II, 214-17. 222-25.	248. 261
Adolf von Nassau, Gedicht	I, 248	Armenehen	I, 79
Agnes von Poitou	I, 127. 166	Armringe	II, 283
Ahnengeister	I, 49. 354. 381	Arnsteiner Marienleich ...	I, 134
Albas	I, 237. 241	Art d'amors	I, 247
Albrecht III. IV. von Bayern	I, 138	Arztinnen	I, 156. 160
Albrecht von Johansdorf ..	I, 234	Aschkuchen	II, 55
Albruna	I, 52	Asylrecht des Frauenräubers	I, 278
Ale	II, 58	Athalarich	I, 115
Alemannisches Haus	II, 78	Aubes	I, 238
Alexiusgedicht	I, 135	Aufführungen, dramatische	I, 367
Algis der Langobarde	II, 281	Aufgebot, kirchliches	I, 327
Aliénor von Poitiers	I, 246	Auflösung des Verlöbnisses	
Alliterierende Namen	I, 85		I, 311 f. 316

	Seite		Seite
Aufzüge, Reihenfolge	II, 176	Becher	II, 103
Augen	I, 203	Beginen	I, 76. 159. 176 f.
Augenbrauen	I, 204	Begrüßungsformeln	II, 185
Äusseres der Frauen . . . I, 198 ff.		Beilager, keusches . I, 314. II, 189	
Äusserungen des Gefühls. II, 319		— des Gastes	II, 189
Aussetzung der Kinder I, 79		Beinamen	I, 17
Ausstattung, Aussteuer I, 296. 298		Beinkleider	II, 209. 211. 249
Ava, Dichterin	I, 133	Beizvögel	II, 120
B achen am Thurm	II, 5	Bekker, betoverde Wereld . . I, 65	
Backen, Bäcker	I, 53-57	Belehnung mit der Minne . I, 244	
Baden	II, 112 f. 115. 117. 187	Beleuchtung	II, 96
Bademädchen	II, 114	Bemalung der Häuser II, 92	
Badequast	II, 116	Bemmo und Radberg II, 322	
Bader	II, 116 f.	Berchte	I, 34
Badevolk	II, 116	Bereden des Nachtlagers . II, 188	
Badewasser, duftendes . . . II, 115		Berentrunk	II, 63
Badstuben	II, 113. 115 f.	Bernstein	II, 286
Baduenna	I, 30	Berta, Königin	I, 35. 163
Baldekin	II, 236	Berwer	II, 232
Ballade	II, 161	Beschlafen der Verlobten . . I, 314	
Ballhäuser	II, 166	Beschwörungen	I, 156
Ballspiel	II, 164-166	Besuchstunde	II, 178
Bündel	I, 342	Bettbank	II, 108
Bankdecke	II, 100	Bettdecken	II, 109
Bänke	II, 99	Bette	II, 106 ff.
Barbara von Brandenburg . I, 138		Betteppich	II, 109
Barchent	II, 229	Beutel	II, 269
Bärenspiele	II, 134	Bewaffnung der Hochzeitleute	
Barfuss	I, 152. II, 209		I, 344. 376
Bastgeflecht	I, 163	Bewillkommung des Gastes II, 184	
Bauerngarten	II, 73	Biber	II, 241
Bauernhochzeit	I, 348	Bickelspiel	I, 104
Bauernliebschaften	I, 256	Bidmues	I, 289
Bauerntänze	II, 166 ff. 225	Bienen	I, 382
Bauerntracht	II, 225. 254	Bier	II, 57-61
Bauge	II, 280	Bigamie	I, 326
Baumgarten	II, 171	Biligen toerschen	I, 236
Baumpflanzung	I, 89	Bilweise	I, 48. 67
Baumwolle	II, 228	Binden der briute	II, 307
Bäurisches Liebeswerben . . I, 256		Biörn Brynjulfsson	I, 282
Bautechnik	II, 75. 81 ff.	Biparentanz	II, 158
Bayeux, Tapete	I, 169	Bisse, byssus	II, 228
		Bissula	I, 124

	Seite		Seite
Bitterknecht	I, 337	Brauthaus, verschlossen I, 345.	
Blaseinstrumente.....	I, 146	verwüstet	I, 383
Blasen zu Tische.....	II, 178	Brauthuhn	I, 387
Blialt	II, 236	Bräutigam I, 307. ladet ein	
Blicker von Steinach.....	I, 173	I, 334. sein Gefolge.....	I, 344
Blondes Haar I, 201 f. II,	293	Brautjungfern I, 371. 373. 392	
Blosse Füße.....	I, 152	Brautkammer	I, 383
Blumengarten.....	II, 73	Brautkauf I, 291. 312. 347. II, 37	
Blumenschapel I, 341, II,	296	Brautknechte	I, 371. 378
Blutrache	I, 185. II, 326	Brautkranz.. I, 340. 342. 385. 391	
Bockopfer bei der Hochzeit I,	339	Brautkrone.....	I, 335. 341
Böhmische Musikanten ... II,	137	Brautlauf.....	I, 328 ff.
Borte I, 167. II, 240. 265. 296.	298	Brautleich.....	I, 363. 375
Börtel	I, 341	Brautmantel	I, 309. 346
Bortenbesatz II, 217. 240.	259	Brautmesse	I, 355 f.
Böse Sieben	II, 4	Brautmutter	I, 372
Botenamt der Spielleute.. II,	131	Brautnacht	I, 383
Botenstab.....	I, 336	Brautraub.....	I, 269. 278
Bouffons	II, 140	Brautschleier.....	I, 334
Bozener Wein	II, 64	Brautscbmuck	I, 340
Braten.....	II, 67	Brautseide	I, 336
Brauen	II, 57	Brautsprüche	I, 337. 368
Braunes Haar	I, 202	Brautstuhl	I, 363
Braut	I, 6	Brautthür	I, 355
Braut entflieht I, 362. gehoben		Brauttracht	I, 340 f.
I, 334. 379. geschlagen I, 361.		Brauttrunk .. I, 347. 356. 359. 365	
gestohlen I, 377. ladet ein		Brautwagen I, 298. 344. 376. 378.	
I, 334. verhüllt I, 339. 379.			397
verläugnet	I, 290. 345	Brantwein	I, 387
Brautbad.....	I, 337. II, 116	Brautwerbung.....	I, 285-291
Brautball.....	I, 363. II, 164	Brei	II, 52
Brautbett, eingesegnet.....	I, 384	Brenneisen	II, 297
Brautbitter I, 286. 305. 335 ff.		Brettspiel	I, 104
Brautfrau	I, 371	Brezeln	II, 55
Brautführer I, 305. 344. 361. 371. ff.		Briefe.....	I, 123
	383	Brisen, brisvadem	II, 261
Brautführerin	I, 335. 371	Brisingamen	II, 288
Brautgabe, -geschenke I, 305. 369.		Brosche.....	II, 290
	388	Brot... I, 374. 378. 383. II, 53. 56	
Brautgeleite I, 296. 335. 344. 375.		Brotwoche	II, 1
	379	Bruch (Hose)	II, 6. 249
Brautgesänge I, 309. 368. 375. 386		Brünhild	I, 92. II, 9. 324
Brautgürtel	I, 336. 342	Brünit	II, 232

	Seite		Seite
Brust	I, 205	Dornze (dürnitz)	II, 220
Brustgeschmeide	II, 288.	Drängen vor dem Altar ...	I, 360
Freyja	I, 28	Drei Frauen	I, 39
Brüt	I, 6	Drei Tage Gast	II, 183
Brütlachen	II, 233	Dreissigste	I, 194
Brütleichen	I, 375	Drianthasmè	II, 237
Brydlefstr.	I, 380	Dringen	II, 177
Buchenspäne	II, 96	Drittelsvermehrung	I, 303
Bücher	I, 118 f.	Droheier	I, 95
Buchstaben, gestickt	I, 172	Drollgäste	I, 353
Buckeram	II, 230	Drude	I, 66
Buf.	I, 105	Drudenfuss	I, 91
Bulle Summis desiderantes ..	I, 63	Dung	II, 86
Bumede	I, 271	Düngerhaufen	I, 374. 382.
Buntwerk	II, 243	Dusing	II, 222. 267
Burchard v. Worms	I, 62		
Burgenbau	II, 81. 87 f.	E benbürtigkeit	I, 316
Burgundische Tracht	II, 224	Eber	I, 28
Bürgerliche Vermählung ..	I, 346 ff.	Eberfleisch	II, 67
Busen	I, 205. II, 221. 223	Ebner Christine I, 75. Mar-	
Bussen	I, 182 f.	garete	I, 74
Butter	II, 50	Edelsteine	II, 213 f. 240. 266
Butterwoche	II, 1	Egil Skalamgrimsson I, 283. II, 319	
		Ehe I, 269 f. Ehe und Liebe II, 28	
C iclat.	II, 237	Ehe gottesdienstlich begonnen	
Cyclas	II, 270	I, 338 f. 351 f. 355. unbeerbt	
		II, 30	
D ach	II, 75. 80	Ehebett beschritten I, 384. ge-	
Dampfbäder	II, 116	theilt	II, 189
Damspiel	I, 105	Ehebruch	II, 23
Danse, dansön	II, 151	Eheerlaubnis	I, 273
Deminutivnamen	I, 15	Ehegötter, heidnische	I, 351
Derbbrot	II, 53	Ehehindernisse	I, 316-327
Diasper	II, 237	Eheleute, Namen	II, 2. 3
Dichter	II, 126	Ehelichmachung	II, 17
Dichterinnen	I, 132 ff.	Eheregiment	II, 3
Dienstag	I, 330	Ehescheidung	II, 38
Dimit	II, 239	Ehestiftung, landesherrliche ..	I, 275
Ditmarsische Hochzeit	I, 378	Ehethaler	I, 310
— Tanzlieder	II, 158	Ehre, weibliche	II, 323
Dominikanerinnen	I, 71. 76	Ehrensitz	II, 100
Donar	I, 351	Ehrmutter	I, 371
Donnerstag	I, 331	Ehrungen, hochzeitliche ...	I, 305

Seite	Seite
Eichensärge II, 210	Erkoberung II, 32
Eichhörnchen II, 241. 243	Errungenschaft I, 390. II, 31
Eidleistung I, 187. 389	Erweckte Weiber I, 70
Eidring II, 283	Erzgürtel II, 263
Eigennamen I, 8 ff.	Erziehung I, 92. 95. 111 f.
Einbet I, 39	Esel, frankensteinscher II, 7
Einfache Namen I, 16	Espringale II, 151. 154
Einfluss der Frauen II, 7	Essenszeiten II, 178
Einladung zur Hochzeit ... I, 334	Ethelbert von Kent I, 323
Einrichtung, häusliche II, 87	
Einsegnung der Ehe.. I, 355.	F achwerkbauten II, 83
358. des Ehebettes I, 384. der	Fackeltanz I, 383
Wöchnerin I, 95	Faderflo I, 301
Eisenacher Hof II, 125	Faldafeykir I, 364. II, 155
Elben I, 45. 157. 353	Falke I, 100. 151. II, 120
Eleonore von Österreich ... I, 137	Falkenjagd II, 279
Elfenbeinschnitzerei II, 110	Falsche Hüften II, 262
Elisabeth von Brandenburg I, 138	Faltstühle II, 100 f.
Elisabeth von Schönau I, 69. II, 200	Familienbürgschaft I, 185
— von Vaudemont-Nassau I, 137	Farben der Brauttracht I, 343.
Elsbeth Stagel I, 74	der Kleider überhaupt II, 215. 253
Elterntötung II, 318	Farbensprache II, 256
Emaile II, 111	Farbentheilung II, 257
Empfang der Braut I, 377. des	Färbereien II, 232
Gastes II, 184	Fahrende Habe I, 190. 296. II, 31
Englische Tuche II, 231	Fahrendes Volk II, 130-144
Enger Schnitt der Kleider II,	Faeröischer Tanz II, 161 f.
215 f. 218. 220 f.	Fasan II, 68
Enkel und Grossvater I, 87	Federbetten II, 108
Entblössung der Brust II, 223 f. 260	Federspiel I, 100
Entführung I, 270. 278. 282. 345.	Feh, vech II, 242
377	Feien I, 353
Entgürten I, 342	Feinbrot II, 54
Enthaltsamkeit, eheliche .. I, 386	Félag II, 29
Erbe I, 190. 193. 291	Feldgeister I, 48
Erbfolge I, 190 ff.	Feldwirtschaft II, 46
Erbgenüsse der Witwe .. II, 30. 38	Felle II, 207. 241
Erbmahl I, 193	Fëmea I, 5
Erbrecht I, 190 f. II, 30. 38	Fenja II, 51
Erbsen II, 71	Fenster II, 84-86. 95
Erdgöttin I, 25. 36	Fensterln I, 237
Erfurter Bäder II, 117. Bier 60.	Ferrän II, 234
Schenken II, 125	Festa (verloben) I, 308

	Seite		Seite
Feste, höfische	II, 175	Frauenklöster	I, 113
Festningarán	I, 277	Frauenknecht	II, 5
Festwein (Verlobungstrunk) I,	289	Frauenraub	I, 278-281
Feuer bei Hochzeitbräuchen I,	352.	Frauenritter	I, 230
	381	Frauenstrophen	I, 135
Fibeln	II, 288	Frauentracht, älteste . II,	209-212
Fieber	I, 159	Frauenturnier	I, 252
Fiedel	I, 145	Frea Fria. Frija. Frigg I,	29-33. 35.
Findelkinder	I, 82		89. 157
Finger	II, 205	Freigebigkeit	I, 154
Fingerringe	II, 284	Freilassungsrecht	I, 179
Fiorgyn	I, 36	Freien I, 285 ff. des Nachts I,	288
Firggandray	II, 153	Freitag	I, 333
Firlelei	II, 157	Freiwerbung	I, 285 ff.
Fische	II, 68. 70. 71	Fremde Sprachen	I, 123
Fischhaut	II, 245	Fressen vor Liebe	I, 212
Flachsbau	I, 162	Freundschaftssage	I, 314
Flachskranz	I, 393	Freyja	I, 26. 31. 157
Fleischnahrung	II, 50. 66	Freyr	I, 351
Fliese	II, 91	Fri	I, 6
Flíod	I, 7	Friedrich von Spee	I, 65
Flitterwoche	II, 1	Fritschal	II, 232
Flucht der Braut	I, 362	Frömmelei	II, 202
Föchenze	II, 55	Frohnhöfe	I, 164
Fóstri I, 93. Fóstrman	I, 92	Frühlingsgebräuche I, 258 f. II,	145
Fragen an den Gast	II, 188	Fryllusynir	I, 291
Frankenwein II, 64. franconicum vinum	II, 65	Fulla	I, 31
Fränkisches Haus II, 77. fr. Tracht	II, 212	Fünftes Jahr	I, 114
Französische Mode	II, 220	Fürspan	II, 290
— Poesie I, 220. Ritterthum I, 227. Sprache	I, 129	Fürsprecher	I, 285
Frau, Wort I, 3. 4. kirchliche Schätzung	I, 183	Fuss	I, 206
Frauenarbeitshaus	I, 164	Fussboden. Fussteppich ... II,	91
Frauenbinde	I, 385	Fusstritt bei der Vermählung	I, 348. 360
Frauendienst, ritterlicher I, 226-255.	261		
Frauenfriede	II, 192. 197	Gabeln	II, 67. 106
Frauengebete	I, 73. 134	Gachscheppen	I, 39
Frauengemach	II, 90	Gaghenne	I, 387
Frauenhaus	II, 20	Gährmittel	II, 54. 59
		Galdr	I, 55
		Gallerte	II, 68. 71
		Gambara	I, 53
		Gang	I, 151

	Seite		Seite
Ganna	I, 52	Geschlechtsvormundschaft . I,	180
Garnasch	II, 273	Geschmeide	II, 279
Garnzieher	I, 176	Geschwisterehe	I, 325
Gartenbau	II, 73	Geselliges Leben I,	226. 230.
Gasseln	I, 237		II, 112. 175
Gastel	II, 54	Gesichtsfarbe	I, 202. II, 124
Gastfreundschaft	II, 183 f.	Gesinde	II, 47. 205
Gasthäuser	II, 192	Gespielen	I, 111
Gastrecht	II, 183. 188	Gestühle	II, 101. 175
Gatten (Namen)	II, 2	Getheilte Kleider	II, 257
Gaukler	II, 130. 135. 140	Getreide II, 45. Getreideähren	
Gebende I, 385. II, 296. 306 f.		im Brautkranze I, 342. Ge-	
Gebete I, 134. Gebetbücher I, 118		treidekörner auf die Braut	
Gebhochzeiten	I, 370	geschüttet	I, 382
Gehtag	I, 307	Gevattern	I, 94. 326
Gefallene Mädchen getötet II, 19		Gewandnadeln	II, 212
Gefjon	I, 37. II, 133	Gewandstoffe	II, 227-241
Gefn.	I, 37	Gewebereste	I, 162. II, 210
Gegenbrautkauf	I, 302	Gewürze	II, 69
Gegensidel	II, 100. 188	Giebelbalken	II, 83
Geige I, 145. Geiger II, 137. 142		Girart, Troubadour	I, 246
Geiseln, jungfräuliche	I, 197	Gisela, Kaiserin	I, 117. 127
Geislitz	II, 53	— Königin von Ungarn .. I,	167
Geistliche als Lehrer . I, 112. 131		Glas	II, 85. 104
Gelb	II, 22. 304 f.	Glasfenster II, 85. Glasgefäße	
Geltar	I, 256	II, 104. Glasperlen II, 287.	
Gemeine, öffentliche Weiber II, 19		Glasringe	II, 285
Gemüse	II, 46. 73	Glaubensverschiedenheit ... I,	323
Genecium	I, 164	Gliza	II, 228
Genossenschaften der Unfreien		Glocken	II, 276
I, 271		Gnä	I, 31
Gepaartsein bei Tisch II, 123. 179		Godala	II, 60
Gerade	I, 118. 192. II, 30	Godar, Gođorā	I, 51. 190
Gerbig von Gandersheim . I, 126		Gode, Wode	I, 34
Gerhard von Roussillon ... II, 323		Godechse	II, 273
Gerste	II, 45. 57	Goldbrokat	II, 240
Gertrud von Hakeborn I, 72		Goliarden	II, 138
— von Helfta	I, 73	Gottesurtheil	I, 187
S. Gertrudsminne	II, 191	Götter in Eigennamen	I, 13
Gesang	I, 139-43. II, 126	Göttinnen	I, 24
Geschenke d. Brautleute I, 305.		Grasstreu	II, 91
der Liebenden	I, 230. 257	Grauwerk	II, 242
Geschick	I, 38	Greussing	II, 58

	Seite		Seite
Griechische Sprache	I, 124 f.	Handstreich	I, 308
Grundbesitz der Frauen I, 190.	II, 31	Handtuch	II, 102
Gruss	I, 150. 153. II, 185	Handwaschung	II, 180
Grütze	II, 52	Handwerk	I, 175
Gudrun (Kriemhild) I, 193.	II, 327.	Hanfgewebe	I, 172. II, 228
(deutsche Gudrun) I, 215.	II, 74	Haar I, 201. II, 292 f. auf-	
Gugeln	II, 223. 273	gebunden II, 300. fliegendes	
Guilelm de Balaun	I, 253	der Jungfrauen I, 340. 385.	
Guilelma de Benagues	I, 246	II, 293. 296. langes der Cle-	
Gullweig	I, 27	riker II, 144. 297. der Stutzer	
Gunnlaug Ormstunga I, 81.	264. 286		II, 297
Gunzenle	I, 369	Harald Schönhaar . . II, 8. 13.	321
Gurken	II, 70	Haarband	II, 295 f.
Gürtel	II, 212. 226. 262-269	Harfe	I, 143. II, 126. 137
Gürteltäschen	II, 226. 269	Haarkünstelei	II, 297
Gut um Ehre	II, 142	Haarkrone	II, 298
Gütergemeinschaft.	II, 29. 31	Haarnadeln	II, 295
Güterrecht, eheliches	II, 26 f.	Haarnetz	II, 211. 293. 301
Gutta von Böhmen.	I, 166	Haaropfer der Braut I, 338.	354. 381
Gyðjur	I, 51	Haarsalbe	II, 292
Gýgjarlagr	I, 364	Haartracht der Braut I, 340.	II, 211.
Gynæceum.	I, 164		215. 217.
Hackbrett	I, 144	Haselstab	I, 336
Hafer II, 45. Haferbier II, 58.		Hasen	II, 67
Haferbrei	II, 52	Haube	I, 168. II, 222 ff. 308
Hallenhaus	II, 100	Hauben der Braut.	I, 385
Hallfred, Skald.	I, 324	Hauptmahlzeit	II, 178
Hals I, 204. Halsbänder II, 286.		Hausbau	II, 42. 75
Halsbauge, -ringe II, 286.		Hausgeister	I, 49
-kettchen 287. Halstuch II, 225		Haushaltungsschulden. . . .	II, 32
Haltung des Körpers.	I, 152	Hauskapellen	II, 177
Hammerweihe der Ehe. . . .	I, 352	Hausrath	II, 67
Handarbeiten.	I, 161 f.	Haussteuer	I, 335
Hände	I, 205	Hausurnen	II, 76
Handelsgeschäfte	I, 177	Hausweberei	II, 227. 231
Handfeste.	I, 307 f.	Hauswesen	I, 174. II, 43
Handgeld bei der Verlobung I,	309	Hauswurz	II, 73
Handmühlen	II, 50	Hätzler, Klara	I, 121
Handreichung	I, 308. 361	Hebamme	I, 83
Handschlag	I, 308. 315	Hebeisen	II, 194
Handschuhe	I, 309. II, 213. 277	Hedwig von Schwaben. . . .	I, 125
Handspiegel	II, 169. 313	Heiden und Christen. . . .	I, 324
		Heidr	I, 57

	Seite		Seite
Heierleis.....	II, 157	Heunischer Wein.....	II, 65
Heilkunst.....	I, 156	Hexen.....	I, 60-67
Heilrätthin.....	I, 39	Hiarrandalied (Horandslied) I,	364
Heimchen.....	I, 35	Hildegard von Beckelheim I,	68.
Heimdall.....	II, 189		117. 158
Heimführung der Braut I,	311. 327.	Hildegund und Walther ...	I, 219
	375. 378	Hileich.....	I, 375
Heimgarten.....	II, 172	Hirse.....	II, 46. 53. 70
Heimgeigen.....	I, 376	Histrionen.....	II, 135
Heimsteuer.....	I, 296. 301	Hlodyn, Hludana.....	I, 36
Heinrich III., IV., V.	I, 116	Hochsitz.....	II, 100
Heinrich von Beringen I,	108.	Hochzeit.....	I, 327-393
von Melk I, 227. II, 200. von		— Gedicht.....	I, 223
Nördlingen I, 71. 75. von		Hochzeitbad.....	I, 337. II, 116
Rucke II, 200. H. Teichner		Hochzeitbaum.....	I, 352
II, 205. von Veldeke....	II, 200	Hochzeitbitter v. Brautbitter.	
Heirat I, 328. als Sühne... I,	186	Hochzeitdauer.....	I, 370. 390
Heiratalter.....	I, 265	Hochzeitgeschenke.....	I, 369
Heiraterlaubnis.....	I, 273	Hochzeitladung.....	I, 334-337
Heirattag.....	I, 307. 330	Hochzeitlieder.....	I, 367
Heiratvermittler.....	I, 288	Hochzeitordnungen I,	366. 376. 390
Heiratszeiten.....	I, 329. 333	Hochzeitriten I. 338-340. 351. 354.	
Heizen II, 74. Heizung....	II, 88		362. 380 f.
Hel.....	I, 37	Hochzeitsteuer.....	I, 336
Heldensinn der Frauen....	I, 41	Hochzeittage.....	I, 330
Helfta, Kloster.....	I, 72. 128	Hochzeittänze.....	I, 363-365
Helgi und Sigrun.....	I, 185. 216	Hochzeitzug.....	I, 375
Hemde II, 216. 218. 220. 245-		Hofanlage.....	II, 77
249. als Liebesgabe I,	231. 305 f.	Höglorf.....	I, 365
Heraldisches Pelzwerk II,	242-245	Hoike v. Heuke.	
Herberge.....	II, 192	Höldr.....	I, 318
Herbst Heiratzeit.....	I, 329	Holle (Holde).....	I, 33 f.
Herd.....	I, 352. 380. II, 66	Holzbau.....	II, 81
Herdgeräte.....	II, 67	Honig.....	I, 84. II, 70
Herford.....	I, 127	Honigmonat, -woche.....	II, 2
Herke, Harke.....	I, 34	Hopfen.....	II, 59
Hermann der Lahme.....	I, 127	Hoppaldei.....	II, 156
Hermelin.....	II, 242	Hornüngr.....	I, 291
Herrad von Landsberg....	I, 128	Hosen II, 208. 211. 249. Kampf	
Herrenrecht.....	I, 272. 274	um sie.....	II, 6
Heruler.....	II, 10	Houbetschote.....	II, 154
Herzessen.....	I, 213	Hövisch.....	I, 150
Heuke.....	II, 220. 276	Hrotswith von Gandersheim I,	126

	Seite		Seite
Hüften, falsche.....	II, 262	K amelin, Kamelot	II, 230
Hug von Montfort	I, 120	Kamine.....	II, 89
Hug von Trimberg.....	II, 204	Kamm.....	II, 293. 295
Hühner	II, 68	Kammerdiener.....	II, 251
Hunde.....	I, 98	Kämmerer.....	I, 112. 180
Hünischer win.....	II, 65	Kammerwagen	I, 392
Huote	I, 242	Kampfspiele	I, 363
Huren.....	II, 19. 21. 217	Kaninchenfelle	II, 241
Hut als Symbol.....	I, 346. 379	Kannen.....	II, 104
Hut abnehmen.....	I, 151	Kappe.....	II, 195. 274
Hüte	II, 309	Kapuze.....	II, 215
I dis	I, 5. 41	Karl der Grosse I, 112. 115. 115. 163. 355. II, 9. 17. 242	
Idun.....	I, 37	Carole	II, 151
Impotenz.....	II, 41	Kartenspiel	I, 109
Ingibjorg	II, 325	Käse.....	II, 50. 71
Ingold	I, 110	Kateblatin	II, 239
Ingolf Thorsteinsson	I, 262	Katze	I, 99
Inquisitoren	I, 63	Kaufehe	I, 269. 291
Inschriften.....	II, 266	Käuflerin, Kaufweib.....	I, 177
Instrumente, musikalische	I, 143 f. II, 137	Kebse II, 15. Keksensöhne II, 16	
Iqrđ.....	I, 36	Kelch.....	II, 103
Irländer	I, 323	Kele (gueules)	II, 243
Isis.....	I, 30	Kemenate	II, 88. 90
Isolde. Isot	I, 119. 130 f.	Kerzen. Kerzenhalter.....	II, 97
Italienische Seide	II, 234	Kesselfang	I, 187
J acke	II, 211	Kesselhaken	I, 381. II, 67
Jacobus de Cessoles	I, 108	Kettchen am Gürtel II, 264. am Halse.....	II, 287
Jagd	II, 119. 203	Ketzerinnen	I, 76
Jagdvogel.....	I, 100	Keuschheit	I, 386. II, 18
Jarretiére, don de la	I, 385	Kienspäne	II, 96
Joculator	II, 130. 135	Kiltgang	I, 237
Johannisfeuer.....	I, 259. II, 147	Kindbetthöfe	I, 94
Johannisseggen	I, 359. II, 191	Kinderaussetzung	I, 79
Jongleurs	II, 140	Kinderlieder	I, 97. II, 163
Joppen	II, 274	Kinderlosigkeit.....	II, 30
Jüdinnen, Abzeichen II, 22. Namen	I, 24	Kinderspiele	I, 97-102. II, 163
Jüdische Weberinnen	I, 175	Kindesmörderin	I, 189
Jungfräulichkeit	I, 182. 196	Kindleintag	I, 330
Jus primae noctis.....	I, 272	Kinn	I, 204
		Kipfel	II, 55
		Kirche als Tanzplatz	II, 167

	Seite		Seite
Kirchenbau	I, 81	Connubium verschiedener Völker	I, 321
Kirchenbesuch	II, 176 f.	Konrad von Ammenhusen I, 108	
Kirchenbussen	II, 22	Consens der Brautleute	I, 350
Kirchengesang	I, 140	Kopf (Becher)	II, 104
Kirchgang d. Brautleute I, 356. 363.		Kopftuch	II, 105. 225. 301
— der Wöchnerin	I, 95	Köppeler	I, 290
Kirchhöfe	I, 167	Korduan	II, 250
Kirchliche Einsegnung I, 354 f. 358 f.		Körnerbeschüttung der Braut	I, 342. 382
Kisten	II, 110	Kornit	II, 237
Kistenpfand	I, 298	Kornmutter, Kornweib	I, 48
Cithara	I, 143	Kosenamen, I, 15. Koseworte	I, 210
Kittel	II, 270	Kottun	II, 229
Clamirre	II, 56	Kraftgurt	II, 266
Klapper	I, 98	Kragenmantel	II, 223
Claret	II, 56	Krähen	II, 67
Klausen des Brautwagens .. I, 375		Krankenpflege	I, 159
Klausnerin	I, 113	Krankheit der Braut	I, 312
Kleider in Falten II, 110. ge-		Kranz I, 340. 385. II, 169. 221. 226	
stickte I, 171. II, 258. ge-		Kranzelabend	I, 392
theilte	II, 257	Kranzeljungfrau	I, 337. 392
Kleiderordnungen II, 221. 226		Kranzsingen	I, 260. II, 169
Kleiderstangen	II, 110	Krapfen	II, 55
Kleidung	I, 163. II, 207 f.	Krauses Haar I, 201. Kräuseln	II, 225. 297
Kleinode im Frauendienst . I, 230		Kräuterwein	II, 65
Kleriker, fahrende	II, 137	Crede mihi	II, 55
Klosterschulen	I, 112	Kreisel	I, 101
Knättleikar	II, 163	Kreuzesprobe	I, 187
Knappen	II, 180. 188. 194	Kreuzstich	I, 172
Knöpfe	II, 215 f. 222	Kreuzzug	I, 231. 255. II, 199
Kobelwagen	II, 196	Krieg I, 41. Kriegerische Namen	I, 10. 12
Kochen	I, 161. II, 66. 69	Kriegsopfer	I, 197
Kochbücher	I, 161	Kriemhild	II, 324. 327
Kochrecepte	II, 71	Kringel	I, 54
Kogel	II, 273	Krollen	II, 297
Koketterie	I, 151	Krone	I, 342
Kölbigker Tänzer II, 155. 158		Kronleuchter	II, 98
Kolbrúnarskáld. I, 263		Crotta	I, 144
Collatinus und Lucretia ... I, 222		Krummer Reien	II, 156
Köln II, 231. Kölnische Trau-			
formel	I, 347		
Kone	I, 2		
Königslied, siebenbürgisches I, 368			
Konkubinät	II, 14		

	Seite		Seite
Küche	II, 66. 90	Leich	II, 150. 162
Kuchen	II, 53-56	Leinwand	I, 162. II, 227
Küchengeräte	II, 67	Lenne	II, 20
Kuderwoche	II, 1	Lenorensage	I, 219
Kugelspiel	II, 163	Lesen	I, 116-120
Kuh	I, 392. II, 48	Leuchter, Lichter	II, 97
Kuhhandel, scheinbarer... I, 290		Lidu, lit	II, 62
Kumber (Liebesgram) I, 229		Liebe, das Wort I, 209. deutsche	
Kunkel	I, 163	Art	I, 207
Kunkeltanz	I, 393	Liebesdialectik	I, 245. 249
Kunnelant	II, 244	Liebesdichtung ... I, 135. 237. 261	
Kursit	II, 272	Liebesgeschenke	I, 257
Kurze Männer Röcke.. II, 221. 260		Liebesgeschichten	II, 174
Kurzebold	II, 269	Liebesgram	I, 229. 249
Kuss bei der Verlobung I, 309. 311		Liebeshöfe	I, 245-248
— beim Willkommen II, 185. 203		Liebeskunst	I, 243
Kussmonat	II, 1	Liebeslohn	I, 233. 235
		Liebesmittel	I, 213
Lagathridjünger	I, 302	Liebesnächte	I, 235
Lagaómynd	I, 297	Liebestrank	I, 213
Laientrauung I, 348. 350. 355. 357		Liebesverhältnisse I, 215. 222-227	
Laiks, leich	II, 150	Liebeszauber	I, 213. 261
Lampen	II, 99	Lieder, gestickte I, 172. religiöse	
Landerbe der Frauen. I, 190. 297		I, 137	
Langemann, Adelheid I, 75		Linnene Kleider, Verlobungs-	
Langertanz	II, 159	gabe	I, 305 f.
Lateinische Sprache ... I, 124-128		Lioba, Nichte des h. Bonifaz	
Laternen	II, 97	I, 113. 116	
Laube	II, 96	Ljótr	I, 283
Launen, weibliche	I, 250	Liutbirg, Klausnerin... I, 113. 167	
Laute	I, 145	Lobelbier	I, 359
Láza	II, 20	Lobetanz	II, 154
Lebensbaum	I, 89	Locken	II, 295-298
Lebensstein	I, 158	Loden	II, 230. 232
Lebensstrafen	I, 189	Löffel.	II, 106
Lebkuchen	II, 56	Lohn des Minnedienstes I, 233. 235	
Leckereien	II, 70-72	Lokhvílur	II, 107
Legitimierung unehelicher Kinder		Losen	I, 54. 351
II, 17		Loterpaffen	II, 144
Lehen- und Minnedienst... I, 244		Lothar und Maller	I, 137
Lehrmädchen	I, 175	Lucretia	I, 222. II, 189
Leibchen	II, 220. 222	Ludwig, Kaiser	I, 125
Leibgedinge, Leibzucht I, 304. II, 31		Lunulae	II, 287

	Seite		Seite
Luppe, lüpperinne.....	I, 61	Merker	I, 228. 242
Lyra	I, 145	Merovinger	II, 293
Lyrische Poesie	I, 135. 228	Messe	II, 176
M ädchen geringer als Knaben	I, 81	Messer	II, 106. 268
Mägte	II, 74	Meta	I, 295
Maget	I, 7	Metallgürtel.....	II, 221. 263 f.
Mahlschatz.....	I, 291	Meth	II, 61
Maibaum	I, 352	Micke	II, 55
Maibraut.....	I, 259	Mieder	II, 247
Maien setzen.....	II, 146	Milen (Spiel)	I, 105
Maillehen.....	I, 258	Milch	II, 49. 92
Maimonat, Maymarriages ..	I, 330	Milte	I, 154
Maineta	I, 392	Mimen	II, 130. 135
Malhe	II, 269	Ministerialen.....	I, 319
Malz	II, 59	Minne	I, 208 f.
Manigolt	II, 287	Minnedichtung ...	I, 135. 141. 237
Mann geschlagen	II, 6	Minnedienst	I, 226-255
Männertracht.....	II, 209-211. 221	Minnehöfe	I, 245
Mansöngr	I, 261	Minnerlein	I, 250
Mantel I, 151. 163. 309. 366.	II, 209-211. 217 ff. 222-224. 275. 291	Minnetrank	I, 359. 364
Mantelhaft.....	II, 208. 219. 289	Mispel	II, 46
Mantelkauf	I, 302	Mitgift	I, 296-302
Mantelrecht	II, 34	Mitsterben der Witwe	II, 9
Mardelles	II, 86	Mittagessen	II, 178
Marder	II, 241. 243	Mittsommer.....	II, 148
Margarete von Savoyen ...	I, 138	Mittwoch	I, 332
Marie von der Champagne	I, 246	Modenamen	I, 18
Maritagium	I, 271	Mond	I, 206. 330
Mart	I, 47	Mondförmiger Schmuck...	II, 287
Masken bei Hochzeiten....	I, 353	Montag	I, 332
Mathilde, Erzherzogin .I,	119. 137	Montaudon, Prior.....	II, 139
— von Hakeborn	I, 72	Moorfunde	II, 210 f.
— Königin.....	I, 117	Moraliteit	I, 147
— von Magdeburg	I, 71	Môraz	II, 63
Maulthier	II, 193	Morganatische Ehe	II, 16
Mäuse, abgerichtete	I, 100	Morgengabe	I, 388. II, 16
Mäze	I, 149	Morgenimbiss.....	II, 178
Meineid	I, 186	Morgenstern	I, 212
Meisterin	I, 111	Moselwein	II, 63
Melodien	I, 140	Most	II, 63
Meransen	I, 40	Muffula	II, 278
		Mühlen	II, 50
		Mühllieder, Mühlmägde ...	II, 51

	Seite		Seite
Mund	I, 203	Namensvetter gesucht.....	I, 88
Mundschaft des Mädchens I, 178.		Nanna'.....	II, 323
der Ehefrau II, 25. der Witwe		Nannigo	II, 322
.....	II, 35	Napf.....	II, 104
Mundschatz	I, 291. 312	Nase	I, 204
Münzen als Schmuck.....	II, 287	Naturfeste	II, 145
Mürmum	II, 153	Neithart von Reuenthal I, 256.	
Mursnitz	II, 275	II, 201
Mus (muos)	II, 53	Nerthus	I, 25
Musik der Minnesinger	I, 141	Nesteid	I, 389
Musikalische Fertigkeiten I, 138-		Neugebornes Kind.....	I, 83
146		Neujahrsingen.....	I, 260
Mustheil	II, 30	Netz, geisterhaftes	I, 33
Mütterliche Verwandte, ihr Recht		Nibelungenlied	II, 198
.....	I, 181	Niederkunft.....	I, 83
Muttermilch	I, 91	Niederländische Tuche....	II, 231
Mütze	II, 216	Niedersingen der Braut....	I, 386
Mystische Frauen	I, 68 f.	Njördr	I, 325
		Nixen	I, 48
Nachhochzeit	I, 391	Nonnen als Schreiberinnen I, 120 f.	
Nachtlager II, 106. des Gastes	188	Nordfriesische Hochzeit I, 335. 378	
Nachtlicht	II, 107	Nordisches Haus	II, 79
Nachttrunk	II, 190	Nornen	I, 38
Nacken	I, 204. II, 222. 300	Noten, gestickte	I, 172
Nackt im Bett	II, 246	Notzucht.....	I, 278
Nacktheit der Germanen . II, 209		Nüsche	II, 290
Nadeln.....	I, 161. 166		
Nadelbüchsen	I, 166	Oberkleid ... II, 214. 216. 220. 224	
Nafnfestr	I, 88	Obervormundschaft.....	I, 181
Nägelopfer der Braut.....	I, 338	Obstbau	II, 46. 62. 73
Nähen	I, 161	Obstwein	II, 62
Nahrung	I, 84	Odr	I, 27
Naht	I, 166. II, 259	Ofen.....	II, 88
Nähterinnen	I, 177	Ofenbank	II, 107
Namen I, 1 f. einfache I, 16.		Öffentlichkeit der Verlobung I, 307	
..... fremde I, 18. jüdische	I, 24	Oheim und Neffe.....	I, 93
Namenbildung	I, 9	Ohrringe.....	II, 214. 291
Namengebung.....	I, 9. 84	Olaf Tryggvason	I, 324
Namengeschenk.....	I, 88	Öl (ale)	II, 58
Namengruppen.....	I, 20	Öllampen	II, 99
Nameninhalt	I, 9	Öndvegissúlur.....	II, 100
Namenkürzung.....	I, 15	Opfergebäck II, 56. Opfertrank	
Namensmacht.....	I, 87	II, 58

	Seite		Seite
Organistrum	I, 145	Plinsjan	II, 150
Osterin	II, 237	Plumpheit der Deutschen ..	I, 148
Oesterreich	I, 228	Pofuss	II, 239
Oesterreicher Wein	II, 64	Polsterung	II, 262
Osterwein	II, 65	Polterabend	I, 373
Othar	I, 27	Pomade	II, 292
Ottar der schwarze	I, 262	Pontus und Sidonia	I, 137
Otto I.	I, 129. 140	Priester	I, 50. II, 283
Palas	II, 88	Priesterinnen I, 50. 53. 156. II, 209	
Palmät	II, 238	Priesterliche Trauung I, 355. 358	
Pantoffel	I, 349. II, 4	Prinzessinnensteuer ... I, 296. 369	
Paranymphi	I, 372	Probenächte	I, 235
Parkleider	II, 220	Probezeit im Frauentienst. I, 243	
Partimen	I, 245	Prophetinnen	I, 52-54. 68
Paarweise sitzen	II, 123. 178	Prügelweihe des Bräutigams I, 361	
Paten	I, 94. 326	Psalter	I, 117
Paternoster	II, 222	Psalterium	I, 144
Paulus Diaconus	I, 125	Puppen I, 102. Puppenspiele II, 136	
Peironet	I, 246	Purpur	II, 238
Pelzwerk	II, 207. 241	Quêns (quân)	I, 2
Perchte I, 34. Perchtentag. .	I, 35	Quedlinburg	I, 127
Perlen	II, 265	Quenagrist	I, 197
Personennamen	I, 8	Quengiaver	I, 185
Personificationen	I, 31	Quinô (quena)	I, 2
Peter Vidal	I, 148. 253	Raben	II, 67
Pfänder des Verlöbnisses I, 307. 346		Rammelnacht	I, 391
Pfannkuchen	II, 55	Rân	I, 37
Pfauen II, 68. Pfauenhüte II, 309		Rätsel II, 127. Rätselfragen an den Brautführer	I, 344
Pfäwin	II, 238. 309	Raubehe	I, 269. 372
Pfeffer II, 69. Pfefferkuchen II, 56		Rebec	I, 145
Pfeit.	II, 247	Rechte des Ehemannes. II, 25-35	
Pfellel	II, 235	Rechtlosigkeit d. Spielleute II, 142	
Pfennig	I, 309. 346	Rechts oder links	I, 153
Pferdeköpfe am Giebel	II, 83	Rechtsstellung der Mädchen I, 177- 194	
Pfiesel, Phiesel	II, 88	Rechtsymbole I, 305. 309. 349.	
Pfingsten	I, 329	II, 296	
Pfingstgebräuche	II, 146. 149	Regensburg II, 231. 233. 240. 241	
Pflug	I, 35. II, 45	Reien	II, 150. 154. 163
Pfose	II, 269	Reihenfolge in Aufzügen . II, 176	
Pfufe (puggs)	II, 269		
Plattstich	I, 170. 172		
Platz (Gebäck)	II, 53		

	Seite		Seite
Reimende Namen	I, 86	Rother Mund	I, 203
Reinfal (Wein)	II, 65	Roths Band	I, 336. 339
Reinmar von Hagenau I, 250. II, 200		Rücklachen	II, 95
Reinmar von Zweter	I, 254	Rudel Jaufre	I, 246
Reipus	II, 37	Rügelied	II, 161
Reisen als Bildungsmittel . I, 130		Rugier	I, 321
— Reisen der Frauen ... II, 192		Rundbauten	II, 75
Reisekleid II, 195. Reisewagen		Rundtänze	II, 151
II, 75		Runen	I, 91. 122. 213
Reiten, Reitzug	II, 193 f.	Runkelstein	II, 93
Rhätisches Haus	II, 77. 79	Rupfenes Gewebe	II, 228
Rheinische Weberei	II, 231		
Rheinwein	II, 63	S aben	II, 227
Richlint v. d. Hohenburg .. I, 127		Sächsisches Haus	II, 77-80
Ridewanz	II, 153	Sächsische Kaiser I, 125. 127	
Riechfläschchen	II, 269	Saffin	II, 239
Riemen, irischer	II, 218	Safran	II, 69
Riesen	II, 133	Saga	I, 31
Rîgr	I, 89	Sagum.	II, 207
Rîmur	I, 263	Saal	II, 88
Ringe I, 309 f. 346. II, 281 f.		Salamander	II, 235
als Sängerlohn .. I, 262. II, 282		Salat	II, 73
Ringelreien	II, 152. 163	Salige Fräulein	I, 47
Ringwechsel	I, 310	Salmharpfe	I, 144
Rinke	II, 265	Salz	I, 374. 383
Rise	II, 307	Salzfass	II, 105
Ritterschlag	I, 390	Samt	II, 240
Ritterstand	I, 318. 389	Sänger	II, 126. 130
Rock	II, 208 ff. 253 ff.	Sarantasmê	II, 237
Rohes Fleisch	II, 66	Sarumin	II, 239
Roman de la Rose	I, 247	Sattel, Satteltuch	II, 194
Romane übersetzt	I, 137	Schachspiel	I, 106
Rôsât	II, 238	Schädel als Trinkgefäß... II, 103	
Rose	I, 202. II, 115	Schaf II, 49. Schaffell I, 380	
Rosengarten	II, 172	Schaggün	II, 164
Rosenkranz (Paternoster) .. I, 306		Schalen	II, 103
Rosimunde	II, 328	Schamperlieder	II, 155
Rosmarin	I, 337. 341. II, 59	Schanze	I, 104
Rösschentanz	I, 369	Schapel	I, 341. II, 219. 296
Rosse im Brautkauf	I, 294	Schaprûn	II, 274
Röstbrot	II, 56	Scharlachen	II, 232
Rosvitha	I, 126	Schattenhut	II, 310
Rote, Rotte (crwth)	I, 144	Schauspiele bei Hochzeiten I, 367	

	Seite		Seite
Scheibenschlagen	I, 259	Schöffenbarfreie	I, 318
Scheidung	II, 38	Schönbrot	II, 54
Scheinehen	II, 41	Schöner Mann	I, 334
Scheitel	II, 293. 295	Schönheit	I, 13. 198 f.
Scheitelband	II, 296	Schönheitschilderungen	I, 199
Schellenbesatz II, 195. 223. 260.	268	Schönheitsvergleichen	I, 206
Schelter	I, 131	Schosssetzung der Braut ..	I, 349
Schenkelbinden	II, 249	Schreiben	I, 120-123
Schenkenamt	II, 123	Schreiberinnen I, 120. Schreib-	
Schenkinnen	II, 122	stoffe	I, 122
Schere und Messer	II, 226	Schreine	II, 110
Scheren der Haare ..	II, 244. 294	Schüchternheit	I, 212
Scherzspiel	II, 133	Schuh als Zeichen der Her-	
Scheter	II, 228	schaft	I, 305. 349
Scheuertanz	II, 253	— als Verlobungsgeschenk I,	305
Schicksalsgöttinnen	I, 38. 96	Schuhe II, 210-212. 214 f. 217.	250-253
Schimmel	II, 134	Schuhe der Braut	I, 377
Schinät	II, 245	Schulden der Eheleute ..	II, 32. 33
Schinken am Thurm	II, 5	Schulen.	I, 115
Schirm	II, 109	Schüler, fahrende	II, 139
Schlafkojen, Schlafräume II,	107. 109	Schultern	I, 205
Schlaftrunk	II, 190	Schürbrant	II, 230
Schleckerei	II, 71	Schürze	II, 225
Schleier II, 214-217. 220. 225.	302	Schüssel	II, 102. 105
— Zeichen verlornen Jungfrau-		Schüsselbrot	II, 55
schaft	II, 305	Schutzlohn der Mutter ..	I, 95
Schleifender Tanz	II, 152	Schwäbische Verlobungsformel	
Schleisse	II, 97		I, 346
Schleppe ..	II, 217. 220. 223. 260	Schwangere	I, 189
Schlüssel	II, 34. 269	Schwangerschaft der Braut I,	313
Schmerzäusserung	II, 320	Schwanhild	II, 74
Schmiedekunst	II, 280	Schwanjungfrauen	I, 46
Schminke	II, 310	Schwanweiss	I, 207
Schmuckkästchen	II, 110	Schwarz	II, 255-257
Schnabelschuhe .	II, 217. 271. 252	Schwedischer Brautlauf I,	364. 366
Schneeweiss	I, 207	Schwegelpfeife	I, 146
Schneider, Schneiderin I,	175. 176	Schweinezucht	II, 49
Schneidern	I, 165	Schwelle des Bräutigamhauses	
Schnellkugeln	I, 101		I, 379
Schnitzwerk	II, 83. 92	Schwert ..	I, 309. 314. 346. II, 25
Schnupftücher ...	I, 306. 315. 336	Schwert abgefordert	II, 191
Schnüren der Kleider II,	216. 218.	Schwertklingengelübde	I, 314
	223. 225. 248. 261		

	Seite		Seite
Schwerttanz	II, 150	Skandinavische Liebesdichtung	I, 261
Schwertzauber	II, 190	Skuggwa, skúwo	II, 313
Schwimmen	II, 113	Slavin	I, 322
Schwitzbäder	II, 116	Socken	II, 210. 249. 250
Seelbäder	II, 116	Sommer und Winter	II, 145
Segen der Eltern.....	I, 374. 384	Sommerfeste.....	II, 146 f.
Segnung der Früchte I, 361. 382 f.		Sonnabend	I, 333
Seherinnen	I, 57. 68 f.	Sonne Schönheitsbild..	I, 206. 212
Sei	II, 233	Sonnengöttin	I, 32. 36
Seide	II, 234	Sonntag	I, 331
Seidel.....	II, 247. 274	Spákonur.....	I, 54
Seidr I, 55. 57. Seidmänner I, 58		Spangen	II, 288
Seit	II, 233	Spätherbst Heiratszeit.....	I, 329
Selbständigkeit, beschränkte I, 179		Spazierengehn	I, 100
Selbstverlobung	I, 275. II, 37	Speckkuchen.....	II, 54. 56
Semmel	II, 54	Speisezetteln	II, 69
Semperfreie	I, 318	Sperren des Brautzeuges ...	I, 376
Senkel	II, 265	Spiegel	II, 169. 313
Sequenzen	II, 162	Spiegelglas.....	II, 314
Serena	I, 241	Spiele	I, 97 f.
Servietten	II, 102	Spielgefährten	I, 92
Seuse Heinrich.....	I, 74	Spielkarten	I, 109
Siebensprung.....	II, 157	Spielleute. I, 131. II, 130-145. 366	
Siebentes Jahr	I, 95. 114	— rechtlos II, 142. Tracht II, 143	
Sif.....	I, 37	Spielzeug	I, 98
Sigele, Sigli.....	II, 287	Spindel	I, 163
Sighart und Nannigo	II, 322	Spinnen	I, 162. 175
Siglát.....	II, 237	Spinnrad, Spinrocken I, 164. 392	
Signý.....	II, 326	Spinnstuben	I, 164
Sigrún und Helgi	I, 185. 216	Spottnamen der Völker ...	I, 148
Sigyn.....	II, 323	Sprachkenntnisse	I, 123-131
Siman	II, 5	Sprachmeister.....	I, 129-131
Singen und sagen.....	I, 141	Sprichwörter.....	II, 329
Singkunst	I, 139-143	Spriddeldocken	I, 378
Singvögel	I, 100	Springtänze	II, 150-154
Sinopel	II, 65	Stadelweise	II, 153
Sippe	I, 180	Stadthäuser	II, 90
Sittlichkeit der Gesellschaft I, 326 f.		Ställe.....	II, 78
II, 197-206		Stammesgleichheit in d. Ehe I, 321	
Sitzbetten	II, 109	Stechling	II, 54
Skaði	I, 26. 186. II, 118. 133	Stegreife.....	II, 194
Skalden	II, 132	Stehlen der Braut.....	I, 396

	Seite		Seite
Steinbau	II, 81	Tannenbaum bei Hochzeiten I,	352
Steine, heilkräftige	I, 158	Tannfé	I, 89
Steinmar	I, 251	Tannhäuser ... I, 250. II,	117. 161
Stellung der Frau	I, 214	Tanz ... I, 363 f. II,	149-163. 167
Stellvertretung des Mannes	II, 41	— umgehnder .. II,	152. 155. 163
Stickerei	I, 167-172	Tänzerinnen	II, 141
Stiefmutter geheiratet	I, 325	Tanzhäuser II, 167. Tanzplätze	
Stirne	I, 204	II, 166	
Stirnband II, 295. Stirnbinden		Tanzlieder II, 153. 158. 161.	
II, 306		Tanzmusik II, 151. 158. Tanz-	
Strafen, peinliche	I, 188	weisen	II, 154
Streitlieder	I, 245. II, 129	Tapeten	I, 170
Stroh im Bett II, 108. Stroh-		Tapferkeit	I, 41
hüte II, 310. Strohkranz		Täschchen	II, 269
II, 22. Strohlager	II, 106	Tassel	II, 291
Strumpfband der Braut ... I,	385	Taufen	I, 84. 94
Strümpfe II, 209. 211. 216. 220.	249	Tegernsee	I, 128. 256
Stubbdansen, Stubbedagen I,	365 f.	Teichner Heinrich	II, 205
Stufen im Minnedienst ... I,	243	Teller	II, 105
Stühle	II, 100	Tempelbäckerei	II, 57
Stuhlfeste	I, 289. 307	Tenzonen	I, 273. II, 129
Stuhllachen	II, 95	Teppiche	II, 91. 175
Stutenwoche	II, 1	Teppichweberei	I, 174
Suckenie	II, 270	Tertiärerinnen	I, 160
Sühnheirat I, 186. Sühnopfer I,	338	Testamentarische Verfügung	
Sulzen	II, 69	über die Frau	II, 11
Sunna	I, 31	Teufelsglaube	I, 62
Surkôt	II, 220. 271	Theophano	I, 125
Swalwe	I, 144	Thier gejagt II, 7. nicht Braut	
Swëben	II, 293	I, 345	
Symbole der Vermählung I, 305.		Thiere symbolische	II, 134
309. 349. II, 296		Thierbildchen	I, 101. II, 57
Symbolik der Farben	II, 256	Thierwandlung	I, 64
Symphonie	I, 145	Thonfiguren	I, 101
Syn	I, 32	Thórr	I, 351. 372
Syritha	I, 27	Thorbiörg	I, 56. II, 8
Tabard Tappert	II, 223. 272	Thórmóðr Kolbrúnarskald. I,	263
Tafeltücher	I, 170	Thridjungsauki	I, 303
Tagelieder	I, 237. 241	Tilgiöf	I, 302
Taille	II, 214-217	Timit	II, 239
Talglämpchen II, 99. Talg-		Tirletanz	II, 157
lichter	II, 97	Tischbedienung	II, 180
		Tische	II, 101. 180

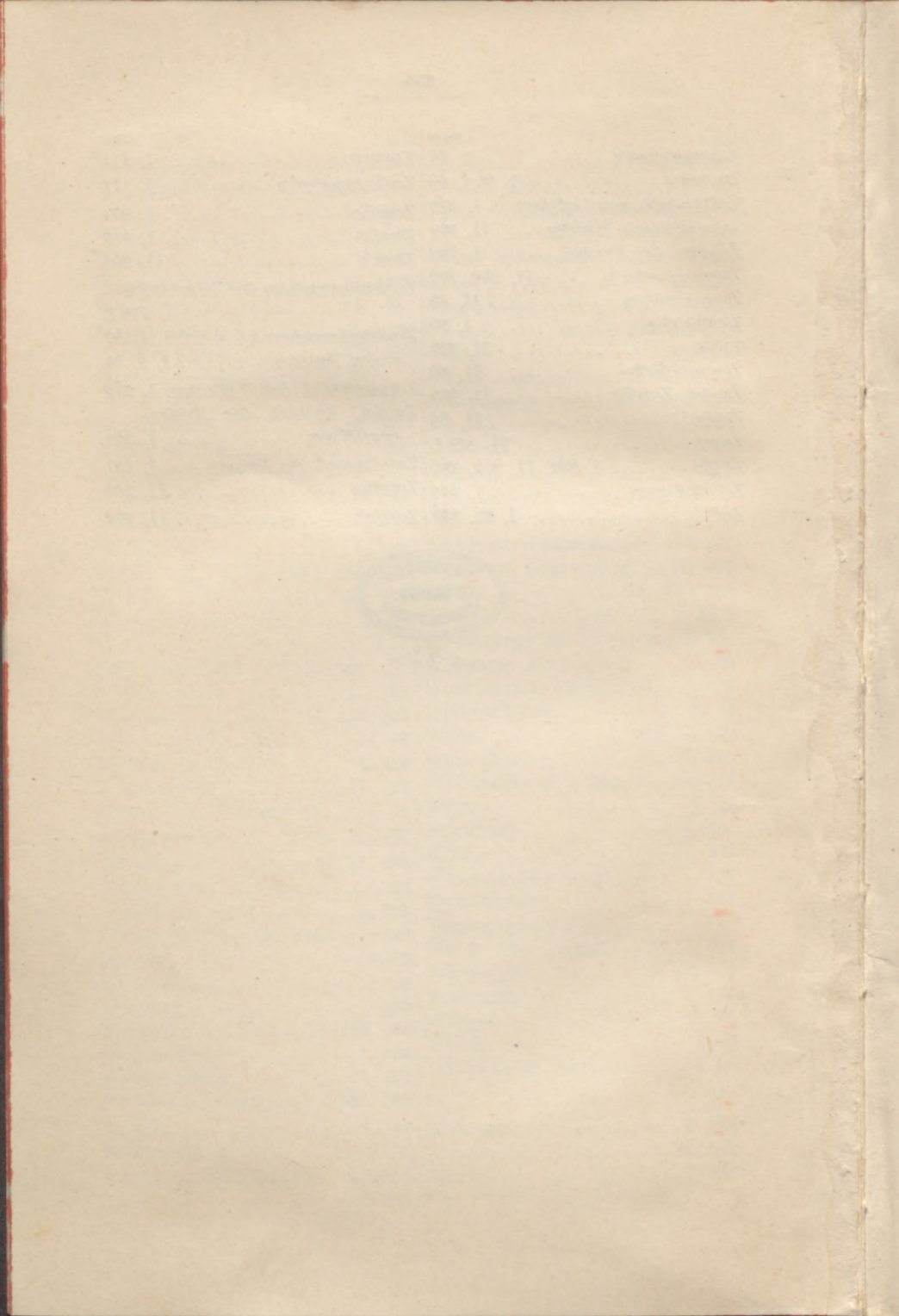
	Seite		Seite
Tischgesänge	II, 126. 181	Tunc	II, 86
Tischordnung	I, 371. II, 179	Turbanartiges Tuch ..	II, 216. 224
Tischtuch	I, 170. 173. II, 102	Turnier	II, 171. 176. 178. 182
Tischzucht	I, 153	Tvimennigr	II, 123. 178
Tius	I, 29. 351		
Tobiasnächte	I, 386	Ü bergabe der Braut... I,	346. 348
Tocke	I, 102	Übles Weib	II, 4
Topelspiel	I, 103	Ulm	I, 109. II, 229. 231
Tornatrices	II, 136	Ulrich von Kaisheim	I, 76
Toerschen biligen	I, 236	— von Lichtenstein I,	120. 122.
Torte	II, 54	251. II, 307	
Totenfeier	I, 194	Umhänge	I, 173. II, 94
Totenhalle	I, 44	Unanständige Tracht II,	223. 260
Tracht	II, 207-315	Uneheliche Kinder ..	II, 17
Trauerfarbe	II, 255	Unfreie mit Freien verbunden	
Träume	I, 80	I, 320	
Trauung I, 346. kirchliche	355-360	— mit Freien erzogen	I, 93
Trauungsformeln	I, 346 f.	Ungastlichkeit	I, 186
Treiros	II, 153	Ungetaufte Kinder	I, 80
Treue, Trügge = Handgeld I,	310	Unholde	I, 66
Treue, eheliche	II, 23	Unmündigkeit	I, 178
Treueid	I, 310	Unnatürliche Laster	II, 204
Treutelwoche	II, 1	Unterhaltung bei und nach	
Triät, Triant	II, 239	Tisch II, 126. 174. 178. 181 f.	
Triblat	II, 239	— ihr Ton	II, 172
Trimmekentanz	II, 159	Unterkleid, Unterrock II,	211. 215-
Trinken	II, 122 f. 181	218. 220. 224	
Trinkgefäße. Trinkhorn ..	II, 103	Unterricht	I, 111. 114
Trinkgelage II, 112. 121. 124.	203	Untreue der Brautleute...	I, 315
Trippen	II, 253	Unzucht, römische	II, 18
Tristan	I, 311. 314	Upländischer Brautlauf	I, 364
Tritt auf den Fuss ... I,	348. 360	Urär	I, 38
Troialdei	II, 153	Urgäf	I, 299
Truht, truhtinge.. I,	286. 372. 376		
Trud	I, 66	V aganten	II, 138
Truhen	II, 110	Vala	I, 54
Trunk in der Brautnacht ..	I, 387	Valholl	I, 44
Trunksucht	II, 124	Valkyrjur	I, 43
Trüren	I, 229. 249	Valr	I, 43
Trütscheln	I, 106	Vardlokkur	I, 57
Trypotey	II, 153	Veleda, Weleda	I, 52
Tuche	II, 230	Venedig	II, 229. 234
Tümön	II, 151	Veräusserung der Frau...	II, 11

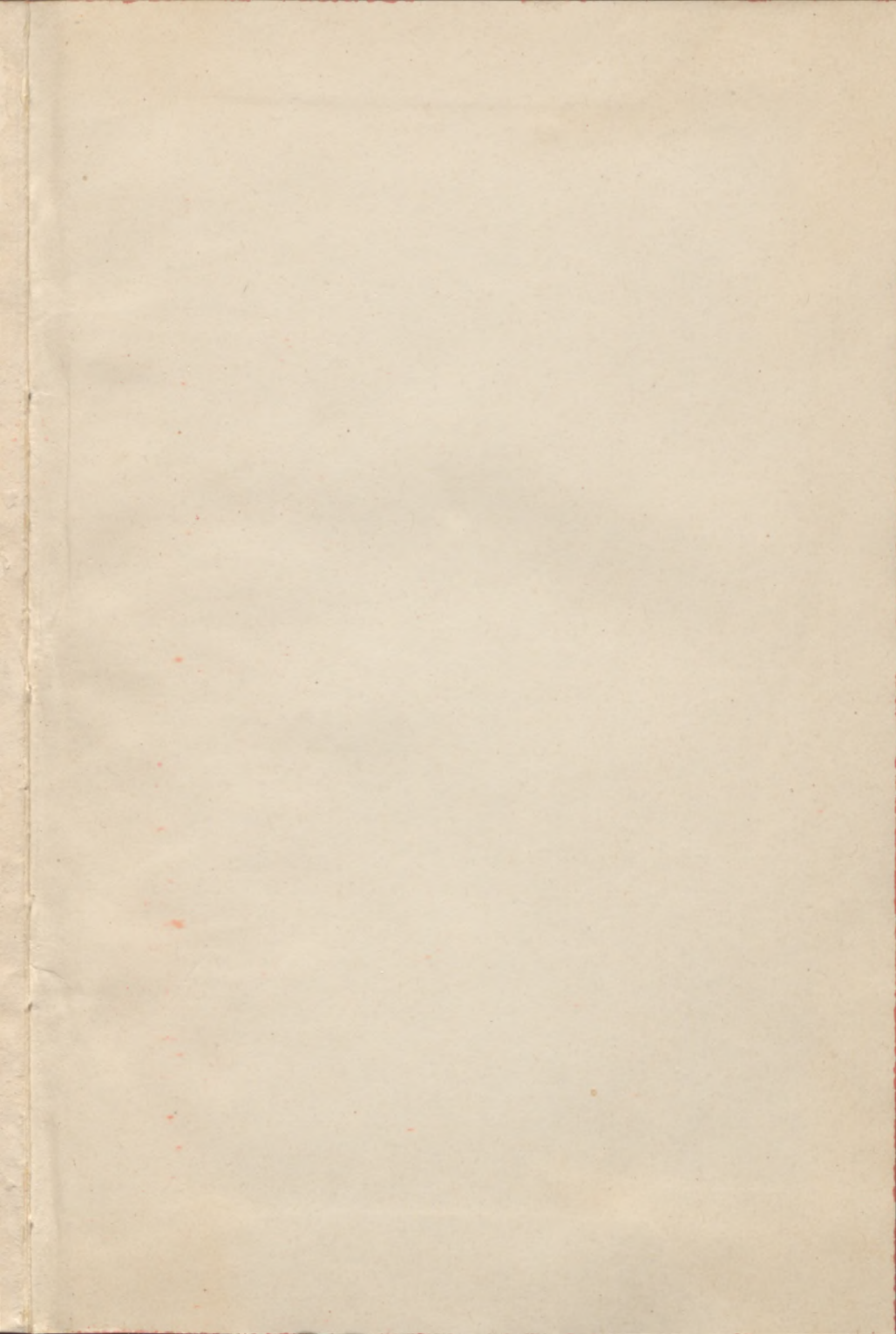
	Seite		Seite
Verbotene Heiratszeit	I, 333	Vogeljagd	II, 120
— Verwandtschaft	I, 335	Vogelsang, Vogelweide	I, 99
Verfall, sittlicher	II, 199	Volksliederweisen	I, 139, 142
Verfügungsrecht der Frau	II, 27	Volksverschiedenheit	I, 321
Verheiratete Frauen Gegen- stand des Dienstes	I, 230	Volljährigkeit	I, 178
Verhüllung der Braut	I, 339	Völva	I, 54, 56
Verkauf der Braut	II, 11	Vorbet	I, 39
Verlober	I, 270, 350	Vorfeier der Hochzeit	I, 391
Verlobung	I, 270, 284, 307	Vorlesen	I, 119
— unberechtigte	I, 276	Vormund	I, 178 f. 180 f. 184
— und Beiliegen	I, 313	Vorsänger und Vortänzer	II, 154
Verlobungsdauer	I, 311	Vorspannen des Brautzeuges I, 376	
Verlobungsformeln	I, 308	Vorzeichner	II, 172
Verlobungsgaben	I, 305	Wachskerzen	II, 97
Verlobungsrecht über Unfreie I, 271		Wachstafeln	I, 122
— über Unterthanen	I, 274	Wachszinsige	II, 97
Verlobungsrecht der Witwe II, 37		Wächter auf der Zinne	I, 240
Verlobungsring	I, 310	Waffnung durch Frauen	II, 190
Verlobungstrunk	I, 359	Wagen	II, 75, 195
Vermählung	I, 264 f. 307, 346 f.	Wahrsagerinnen	I, 52 ff.
Vermögenscuratele	II, 26	Waldfrauen	I, 47, 157
Vermögensverfügung I, 178, II, 27		Walhalle	I, 44
Vernähen	II, 261	Walküren	I, 43, II, 122
Versenkung der Frau	I, 291	Walrider	I, 43
Verschwiegenheit	I, 242	Walther und Hildegund I, 219, II, 281	
Versprechessen	I, 289	Walther v. d. Vogelweide II, 193, 201	
Versprechung	I, 287	Wambeis II, 275. Wams II, 211	
Vertragsehe	I, 270	Wandbekleidung	II, 92, 94
Verwandtschaft Ehehinderniss I, 325, geistliche Verwandt- schaft	I, 326	Wandbeschreiben	I, 193
— in den Namen bezeichnet I, 85		Wände	II, 92
Verzögerung der Heirat	I, 311	Wanderdichter	II, 131
Vidarmund	I, 302	Wandleuchter	II, 98
Viehwirtschaft	II, 47	Wandmalerei	II, 84, 93
Vielweiberei	II, 12	Wandteppiche I, 170, 173, II, 91 f.	
Vierzehn Jahre	I, 179	Wanen	I, 26 f.
Vingjäf	I, 304	Wangen	I, 202
Vinum coctum	II, 65	Wangenbinden	II, 306
Visionen	I, 68	Wanti	II, 278
Vögel als Speise II, 67, 70.		Wappenfarben im Dienst	I, 231
als Spielzeug	I, 99	Wappen aus Pelzwerk	II, 242

	Seite		Seite
Wappenröcke	I, 171	Widsid	II, 131. 282
Wappenschilder als Mantelhaft		Widum, Wittum	I, 304
	II, 291	Wiederverheiratung Geschiedener	II, 40
Warbet	I, 39	— der Witwen	II, 35
Warkus	II, 275	Wiege	I, 90. 365
Wäsche, frische	II, 187	Wiegenlieder	I, 96
Waschen	II, 74	Wieland	I, 225. II, 280
Wasgenstein	I, 220	Wifling	II, 229
Wasser, kaltes	I, 159	Wilbet	I, 39
Wasserbesprengung der Braut		Willkommen	II, 176. 185
	I, 381	Wimpel	II, 307
Wasserfrauen	I, 48. 157	Windlicht	II, 97
Wassermühlen	II, 52	Winileot	I, 117
Wasserprobe der Hexen ..	I, 187	Wip	I, 3. 9
Wasserweihe	I, 82. 84	Wips	I, 116
Wattirung des Leibes	II, 262	Wirken der Gewandstoffe	I, 167. 174
Webekeller	II, 86	Wirnt von Gravenberg ...	II, 200
Weben	I, 40. 162 f. 165. 174	Wirtin	II, 186. 189
Weber	II, 227. 232	Witwe	I, 389. II, 9. 34 f.
Wecke	II, 54	Wochentage der Hochzeit .	I, 330
Weib	I, 3	Wohnung, Einrichtung . .	II, 75
Weiberfastnacht, Weibertag,		Wolfram von Eschenbach .	I, 239
Weiberzeche	II, 125	Wolkenfrauen	I, 45
Weidwerk	II, 119. 203	Wolle	I, 162. II, 230
Wein	II, 63	Wollenkleider	II, 210
Weinen der Braut	I, 374	Wollenweberei I, 162. II,	229-231
Weinschwelg	II, 124	Worms	I, 39
Weirdelves, Weirdsisters...	I, 40	Wortmann	I, 288
Weise Frauen	I, 52. 68. 156	Wuchs	I, 205
Weissagung	I, 54. II, 130	Wundenbehandlung	I, 157
Weisse Frau	I, 32	Wundergürtel	II, 266
Weisse der Haut	I, 207	Wunschnädchen	I, 43
Weisse Schürzen der Bräute	I, 343	Würde und Freude	I, 234
Weleda	I, 52	Würfelspiel	I, 102-105
Welsungen	I, 86	Wurmlage	II, 171
Werbung	I, 285	Würste	II, 70
Wergeld	I, 182. 185	Wurth	I, 38
Werkgadem	I, 164	Würze (beim Bier)	II, 60
Wettgespräche	II, 127		
Wettlauf des Brautpaars	I, 328. 362		
Wichtel	II, 137	Zabelspiel	I, 104
Wickelkind	I, 90	Zaddeln	II, 222
Widerlage, Widerlegung .	I, 302 f.	Zähne	I, 203

	Seite		Seite
Zahngeschenk.....	I, 89	Züchtfrau	I, 371
Zauberei	I, 55 f. 60	Zuchtmeisterin	I, 111
Zerbrechen von Gefäßen... I,	373	Zugabe	I, 302
Zerschnittene Kleider	II, 259	Zünfte	I, 175
Zeugnis der Frauen	I, 180	Zürich	II, 234
Ziegenhaartuch	II, 230. 233	Zusammengeben der Brautleute	
Ziegenherden	II, 49		I, 350 f.
Ziehkinder	I, 93	Zusammensetzung d. Kleider II,	257
Ziclât	II, 237	— der Namen	I, 9. 86
Zimmerdecke	II, 80	Zwangsrecht des Verlobers I,	270
Zindel, Zendal	II, 239	Zweig, Symbol der Besitz-	
Zinne	II, 96	ergreifung	I, 349
Zobel	II, 242 f.	Zweikampf der Frauen I,	187
Zöpfe	I, 202. II, 219. 225	Zwerge	II, 281
Zubräutigam	I, 334	Zwilich	II, 228
Zucht	I, 93. 147		



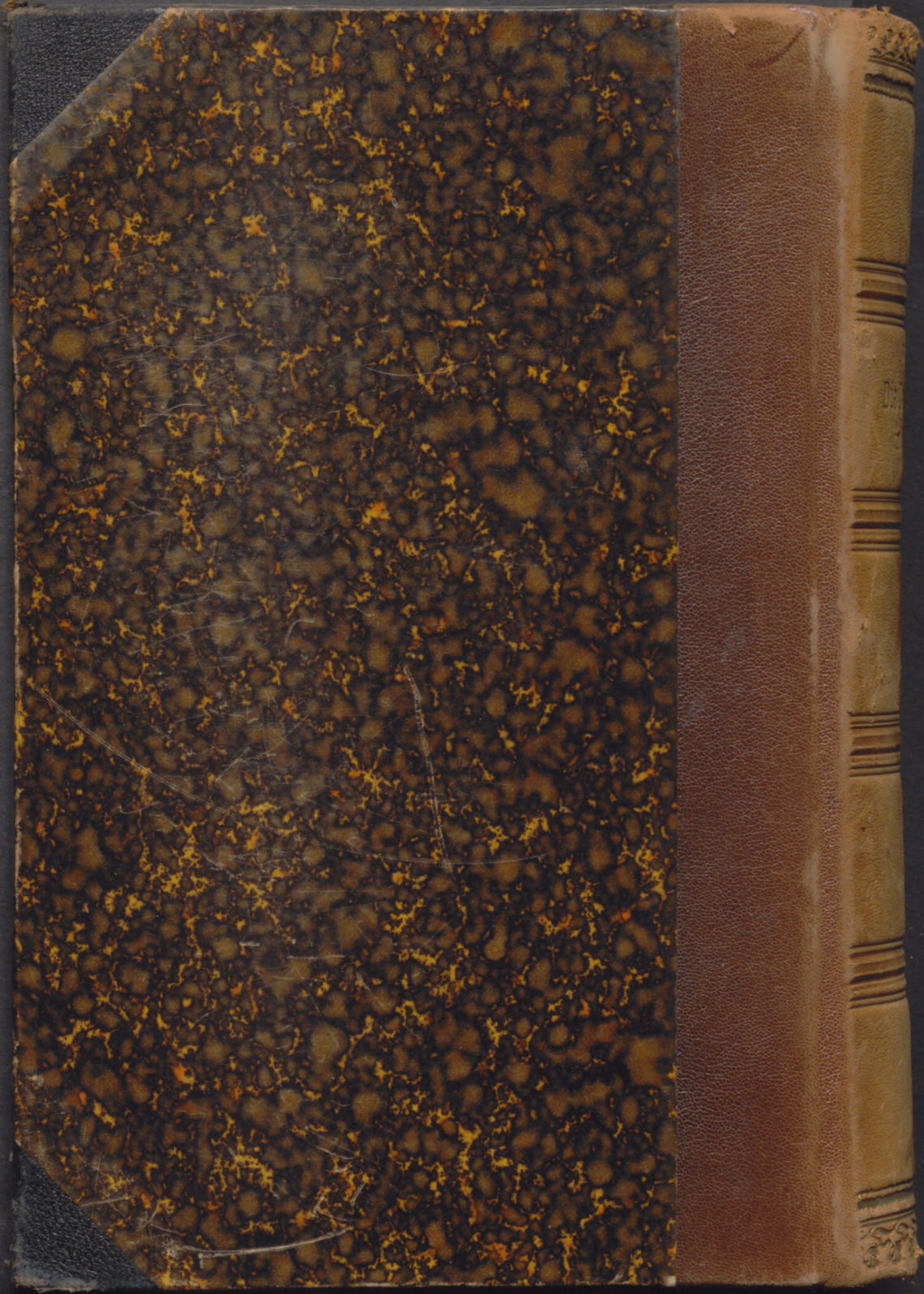








ALBERT PREUSS
Buch- und
Papierhandlung
SCHLAWA



Biblioteka
U. M. K.
Toruń

11665

Weinhold,
Die Deutschen Frauen
in dem Mittelalter

1. 2.
1897

4
238